





Meyers
Klassiker-Ausgaben
in
150 Bänden.

Tieck's Werke.

Zweiter Band.

Tiecks Werke.

Herausgegeben

von

Gotthold Ludwig Klee.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Der blonde Geßbert.



99826?

Einleitung des Herausgebers.

Der blonde Eckbert“ erschien zuerst 1797 in „Peter Leberechts Volksmärchen“ (Bd. 1, S. 191—242); 1812 nahm ihn der Dichter mit einigen Änderungen in den ersten Band des „Phantasius“ auf.¹ Über die Entstehung dieses seltsam schönen „Märchens“, des ersten, das Tieck geschrieben hat, wenn wir von der phantastischen, äußerst schwachen kleinen Erzählung „Die Versöhnung“ aus dem Jahre 1795 absehen, wissen wir folgendes: In der Kindheit erzählte dem Dichter seine Mutter außer andern Geschichten und Märchen viel von einer alten, unheimlichen Frau in ihrem väterlichen Dorfe (Jeserig bei Brandenburg), die für die Jugend ein Gegenstand geheimen Schauers, und deren einziger Gefährte ein kleiner Hund, Strameh genannt, gewesen sei. Als im Frühjahr 1796 der jüngere Nicolai den dreiundzwanzigjährigen Tieck ungeduldig wegen Manuskripts zu den „Volksmärchen“ mahnte und ihn mit Anfragen bestürmte, wie weit jenes gediehen sei und wie die Dichtung heiße, die er eben unter der Feder habe, da antwortete Tieck einmal, um den Lästigen loszuwerden, auf gut Glück: „Der blonde Eckbert!“ Der Name war ihm in den Mund gekommen, ohne daß er zu ihm eine Fabel oder Idee gewußt hätte. Als er aber nun daran ging, Nicolais Wunsch zu erfüllen, da tauchte das Bild jenes Weibes, von dem die Mutter erzählt hatte, das mit dem Hunde allein in der Hütte saß, in seiner Seele wieder auf und verband sich „mit den Bildern der einsamen und schauerlichen Waldgründe, welche er oft durchstrichen hatte“, und so entstand das wunderfame Phantasiestück, von dem Eichendorff sagt, daß in ihm die Natur wie im Traum rede von ihren tiefsten und lieblichsten Geheimnissen. „In dem ‚Blonden Eckbert‘“, schrieb A. W. Schlegel an den Verfasser (11. Dez. 1797), „fand ich ganz die Erzählungsweise Goethes in seinem Märchen im Wilhelm Mei-

¹ In dieser Gestalt, mit Vergleichung des Druckes im 4. Bande der „Schriften“ und der 2. Auflage des „Phantasius“ (1844), gibt unser Text die Dichtung.

ster' ... Sie haben sich diesen reizenden Überfluß bei gleicher Klarheit und Mäßigung auf eine Art angeeignet, die nicht bloß ein tiefes und glückliches Studium, sondern ursprüngliche Verwandtschaft der Geister verrät." Und öffentlich¹ ließ er sich so vernehmen: „Im ‚Blonden Eckbert‘ werden ebenfalls (wie im ‚Blaubart‘) Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erscheinungen teil hat, und die um so überraschender wirken. Durch die ganze Erzählung geht eine stille Gewalt der Darstellung, die zwar nur von jener Kraft des Geistes herrühren kann, welcher die Gestalten unbekannter Dinge bis zur hellen Anschaulichkeit und Einzelheit Rede stehen, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart ist: eine nicht sogenannte poetische, vielmehr sehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetifizierte Prosa. Daß Geheimnis ihres Maßes und ihrer Freiheit, ihres rhythmischen Fortschrittes und ihres schön entfaltenden Überflusses hat, für unsre Sprache wenigstens, Goethe entdeckt; und die Art, wie Tieck dessen Stil, besonders im ‚Wilhelm Meister‘ und in dem goldenen ‚Märchen‘, dem Märchen par excellence, studiert haben muß, um es ihm so weit abzulernen, würde allein schon seinen Sinn für dichterische Kunst bewähren.“ — Tieck selber äußerte einmal (1822) gegen Karl Förster² über seine Märchen: „Ich selbst halte etwas von diesen Werken einer Periode, in welcher der volle, frische Lebensbecher schäumte. Der Mensch, selbst der Dichter, wird ruhiger; dennoch habe ich beim Wiederlesen dieser Märchen und Erzählungen die Empfindung, als wären sie eben erst vollendet, und die Anfechtungen, welche ihnen von denen wurden, die mich teils nicht verstanden, teils in blindem, bitterm Eifer wegen der sogenannten polemischen Richtung [was sich indes nur auf die dramatisirten Märchen bezieht] feindselig verfolgten, und der Zorn dieser guten modernen Aufklärer hat mich damals ebensowenig wie jetzt berührt.“

„Von der Tiefe menschlicher, sittlicher Verirrung warnend abzuschrecken“ (Steffens), ist der deutlich ausgesprochene Zweck der Dichtung. „Verständlich“, sagt Haym³, „und doch nicht mit allzu sichtlicher Absichtlichkeit kleidet sich diese Moral in die poetische Form, daß unbewußt das begangene Unrecht immer gegenwärtig ist; denn der umgebrachte Vogel ist nicht umgebracht, die Hexe, welcher Bertha zu entfliehen meinte, ist immer dabei, die rächende Strafe versteckt und verlarvt sich nur unter täuschendem Glück und Vergessen. In dieses

¹ „Athenäum“ 1798, Bd. 1.

² „Biographische und litterarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit K. Försters“, Dresden 1846, S. 247.

³ „Romantische Schule“ S. 85.

Motiv spielt — zum Überfluß geradezu ausgesprochen — die feine psychologische Wahrheit hinein, daß dem sich erschließenden Vertrauen, wenn es sich um ein bedenkliches Geheimnis handelt, oft der Argwohn unmittelbar auf dem Fuße folgt und Freundschaft in Feindschaft verwandelt. Der Schwerpunkt aber endlich liegt in den Stimmungsmotiven. Wir werden zu Teilnehmern des Kampfes in der Seele des Mädchens zwischen dem Zauber der Einsamkeit und der verlockenden Sehnsucht nach der unbekanntem Welt. Wir empfinden das unmittelbare Hineintragen des Wunderbaren in die gewöhnliche, natürliche Wirklichkeit als eine grauenvolle Unsicherheit, als eine Verwirrung, die uns schwindeln macht.“ Hier ist zugleich die Grenze bezeichnet, welche das romantische Kunstmärchen vom naiven Volksmärchen trennt, da dieses harmlos das Wunderbare für das Natürliche nimmt, während z. B. Eckert qualvoll empfindet, daß in sein Leben ein furchtbares, unlösbares Rätsel hineinspielt, das ihn dem Wahnsinn zudrängt. Wie man hierüber denken mag, einer mächtigen Wirkung bleibt die Dichtung, zu der, beiläufig bemerkt, Ernst Rudorff eine Ouvertüre (Op. 8), ein Meisterstück der Charakterisierungskunst, komponiert hat sicher.

Zwei Erinnerungen des Dichters, die sich an unser Märchen knüpfen, mögen hier noch **Platz** finden; er hat sie in der Novelle „Waldeinsamkeit“ (geschrieben 1840) einer darin vorkommenden Person in den Mund gelegt. „Der Dichter jenes Märchens“, heißt es an der einen Stelle¹, „erhielt den Korrekturbogen desselben und teilte auf Verlangen die kleine Erzählung seinen Zuhörern mit. Die Gesellschaft bestand aus der Schwester des Dichters, die sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht hat, dem liebenswürdigen Wackenroder, dem jungen Hausarzt Byng . . ., dem Musikdirektor des Berliner Theaters Wessely und dem bekannten Musikus Zelter. Es war im Sommer 1796, als sich diese Gesellschaft zusammengefunden hatte. Man billigte, man lobte das Märchen, aber alle vereinigten sich mit Wackenroder, als dieser laut und bestimmt erklärte, das Wort ‚Waldeinsamkeit‘ sei undeutsch, unerhört und durchaus nicht zu gebrauchen. Der Autor, der das Wort, ohne darüber zu denken oder zu zweifeln, viel weniger, um einen Anstoß zu erregen, geschrieben, war nicht wenig über den Chor seiner Freunde erstaunt, der einstimmig das Wort verdamnte und verlangte, daß er wenigstens der Natur der Sprache zu Gefallen Waldeinsamkeit schreiben sollte. Vergebens, daß der Autor ‚Frühlingsglanz‘

¹ „Novellen“, Bd. 10, S. 477 f

[ein sehr unpassendes Beispiel!] und selbst ‚Herbstmanöver‘ für sich anführte, jeder der Gegenwärtigen, die alle Deutsch zu verstehen glaubten, hatte wichtige Gründe, den keizerischen Ausdruck zu verwerfen. Der überstrittene, aber nicht überzeugte Autor schwieg endlich, korrigierte aber nicht. Und, wie der Erfolg gezeigt, er war so sehr im Recht, daß Zeitungsnachrichten jetzt den damals angefochtenen Ausdruck nicht vermeiden.“ In der That ist die äußerst glückliche Neubildung Tiefs (die sprachlich ebenso unanfechtbar ist wie Waldbaum, Hausthür, Bergschloß und unzählige andre „eigentliche“ Komposita, deren erster Bestandteil in der Stammform, nicht im Genitiv, erscheint) ein Gemeingut unsrer Sprache geworden, das niemand entbehren möchte; man könnte sagen, daß ein guter Teil unsrer neuern Lyrik ohne dieses Wort und den in ihm ausgedrückten Begriff gar nicht bestehen könnte. An einer andern Stelle der obengenannten Novelle erzählt Tieck, wie um 1800 in Jena der witzige Wilhelm Schlegel einst in heiterer Weise über jenes wundersame kleine Lied von der Waldeinsamkeit gescherzt habe. „So oft hört man“, sagte er in einem fröhlichen Freundeskreise zum Dichter, „wie dieser und jener wünschte, wegen Geschäfte und Zeitmangel nur das beste, allerbeste eines Dichters zu lesen und ihn in kürzester Zeit ganz kennen zu lernen; er wünscht gleichsam die Quintessenz seines ganzen Wesens wie den Saft einer Zitrone schnell und für immer sättigend zu genießen. ‚Genoveva‘ und noch mehr der ‚Lovel‘ sind zu weitläufig, nicht weniger der ‚Zerbino‘, ‚Kater‘ und ‚Verkehrte Welt‘ mystisch und unverständlich, und selbst ‚Der blonde Eckbert‘ füllt mehr als einen Bogen; aber die wahre Quintessenz deiner Dichtung, Freund, die man jedem Verehrer als den Inhalt deines Wesens zum Genuß und Verständnis reichen kann, sind diese Verse:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut'
In ew'ger Zeit:
O, wie mich freut
Waldeinsamkeit!'

Wem das noch zu weitläufig ist, diesem Freunde der Litteratur möchte nicht zu helfen sein.“



In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Eckbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze, hellblonde Haare lagen schlicht und dicht an seinem blassen, eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, auch sah man ihn nur selten außerhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit ebenso sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben, nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Eckbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschah, so wurde ihretwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Eckbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war, bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille, zurückhaltende Melancholie.

Niemand kam so häufig auf die Burg als Philipp Walther, ein Mann, dem sich Eckbert angeschlossen hatte, weil er an diesem ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, der auch er am meisten zugethan war. Dieser wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Eckberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen; er lebte von einem kleinen Vermögen und war von niemand abhängig. Eckbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahr entspann sich zwischen ihnen eine innigere Freundschaft.

Es gibt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimnis haben soll, was er bis dahin

oft mit vieler Sorgfalt verborgen hat; die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzuteilen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschließen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurückschreckt.

Es war schon im Herbst, als Eckbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha um das Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach und spielte oben an der Decke, die Nacht sah schwarz zu den Fenstern herein, und die Bäume draußen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Eckbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen hinzubringen und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walther ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz vermehrt und das Gespräch der Freunde heitrer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm Eckbert die Hand Walthers und sagte: „Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist.“ — „Gern“, sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jetzt gerade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüberflatternden Wolken. „Ihr müßt mich nicht für zudringlich halten“, fing Bertha an, „mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht sei, Euch etwas zu verhehlen. Nur haltet meine Erzählung für kein Märchen, so sonderbar sie auch klingen mag.“

„Ich bin in einem Dorfe geboren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brot hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armut entzweiten,

und einer dem andern dann bittere Vorwürfe machte. Sonst hört' ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges, dummes Kind sei, daß nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äußerst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirtschaft helfen, nur die Not meiner Eltern verstand ich sehr gut. Oft saß ich dann im Winkel und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten und mich an ihrem Erstaunen laben möchte; dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirdische Schätze entdeckten oder mir kleine Riesel gaben, die sich in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich, und wenn ich nun aufstehn mußte, um irgend etwas zu helfen oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

„Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei; er behandelte mich daher oft ziemlich grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müßiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu; da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art, indem er sagte, daß diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich doch nur ein unnützes Geschöpf sei.

„Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so außerordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte durchaus nicht, was ich anfangen sollte, ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger sei als die übrigen Kinder meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf und eröffnete, fast ohne daß ich es wußte, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag kaum noch hineinblickte. Ich lief immerfort, ohne mich umzusehen, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer, mein Vater würde mich noch wieder einholen und, durch meine Flucht gereizt, mich noch grausamer behandeln.

„Als ich aus dem Walde wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch; ich sah jetzt etwas Dunkles vor mir liegen, welches ein dichter Nebel bedeckte. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich erriet nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebirge befinden müsse, worüber ich anfang, mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehen, und das bloße Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, war meinem kindischen Ohr ein fürchterlicher Ton gewesen. Ich hatte nicht das Herz, zurückzugehen, meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

„Ich kam durch mehrere Dörfer und bettelte, weil ich jetzt Hunger und Durst empfand; ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt wurde. So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig geriet, der mich von der großen Straße immermehr entfernte. Die Felsen um mich her gewannen jetzt eine andre, weit seltsamere Gestalt. Es waren Klippen, so aufeinander gepackt, daß es das Ansehn hatte, als wenn sie der erste Windstoß durcheinander werfen würde. Ich wußte nicht, ob ich weiter gehen sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war gerade zur schönsten Jahreszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten; hier traf ich aber keine menschliche Wohnung und konnte auch nicht vermuten, in dieser Wildnis auf eine zu stoßen; die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichten Abgrün-

den vorbeigehen, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füßen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Moosstelle aus, um dort zu ruhen. Ich konnte nicht schlafen; in der Nacht hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Tiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klang, bald für fremde Vögel. Ich betete, und ich schlief nur spät gegen Morgen ein.

„Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen; ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildnis zu entdecken und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles, soweit nur mein Auge reichte, ebenso wie um mich her, alles war mit einem neblichten Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, selbst kein Gebüsch konnte mein Auge erspähn, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in engen Felsenrissen emporgeschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden, wäre es auch, daß ich mich vor ihm hätte fürchten müssen. Zugleich fühlte ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder und beschloß, zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zu leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Seufzern den ganzen Tag hindurch; am Ende war ich mir meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben und fürchtete doch den Tod.

„Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt das Gefause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich endlich wirklich die Grenzen der öden Felsen erreichte; ich sah Wälder und Wiesen mit fernen, angenehmen Bergen wieder vor mir liegen. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies

getreten wäre, die Einsamkeit und meine Hülflosigkeit schienen mir nun gar nicht fürchterlich.

„Statt der gehofften Mühle stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte; ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Bache, als mir plötzlich war, als höre ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden als in diesem Augenblick, ich ging näher und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, und eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf und einen großen Teil des Gesichtes, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

„Ich näherte mich ihr und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersetzen und gab mir Brot und etwas Wein. Indem ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

„Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderbarlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstocke ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht so, daß ich im Anfange darüber lachen mußte. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir herausstraten, ging die Sonne gerade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In das sanfteste Rot und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und das Rieselnd der Quellen und von Zeit zu Zeit das Flüstern der Bäume tönte durch die heitre Stille wie in wehmütiger Freude. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahnung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldenen Wolken.

„Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein grünes Thal voller Birken hinein,

und unten mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an und wedelte; dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten und kehrte mit freundlichen Gebärden zur Alten zurück.

„Als wir vom Hügel hinuntergingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit,
Die mich erfreut,
So morgen wie heut'
In ew'ger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.'

„Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt; wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schalmie ganz in der Ferne durcheinander spielen.

„Meine Neugier war außerordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschrantze, fremdartige Gefäße auf einem Tische, in einem glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. Die Alte leichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie mit dem Vogel, der ihr nur mit seinem gewöhnlichen Liede Antwort gab; übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so daß ich durchaus nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehen beschaffen war.

„Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch und trug das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um und hieß mir einen von den geflochtenen Rohrstühlen

nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber, und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände und betete laut, indem sie ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in acht, um sie nicht zu erbosen.

„Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer niedrigen und engen Kammer ein Bett an; sie schlief in der Stube. Ich blieb nicht lange munter, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wachte ich einigemal auf, und dann hörte ich die Alte husten und mit dem Hunde sprechen, und den Vogel dazwischen, der im Traum zu sein schien und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiel ich nur in einen andern, noch seltsamern Traum.

„Am Morgen weckte mich die Alte und wies mich bald nachher zur Arbeit an. Ich mußte spinnen, und ich begriff es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich schnell in die Wirtschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müßte alles so sein, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas Seltsames an sich habe, daß die Wohnung abenteuerlich und von allen Menschen entfernt liege, und daß an dem Vogel etwas Außerordentliches sei. Seine Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Rot wechselten an seinem Halse und Leibe, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

„Oft ging die Alte aus und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit, gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich fand mich leicht in die Kunst, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle

von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

„Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam: von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, den sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen. Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

„Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte ohngefähr zwölf Jahr alt sein, als sie mir endlich mehr vertraute und mir ein Geheimnis entdeckte. Der Vogel legte nämlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl' oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirtschafte, mich aber nie genauer darum bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen und in den fremdartigen Gefäßen wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monate; mein Mädchen schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang, und dabei war alles so still in der Gegend umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwindes, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden und arbeitete mich von einem Tage zum andern hinüber. — Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungestört sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

„Aus dem Wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen: wenn von lustigen Leuten die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen wie den kleinen Spitz, prächtige Damen sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortrefflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun

nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wiederliebte; dann sagte ich lange, rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu gewinnen. — Ihr lächelt! wir sind jetzt freilich alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

„Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn alsdann war ich selbst die Gebieterin im Hause. Der Hund liebte mich sehr und that alles, was ich wollte; der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Mädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über mein Wachstum und mein gesundes Aussehen, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

„Du bist brav, mein Kind!“ sagte sie einst zu mir mit einem schnarrenden Tone; „wenn du so fortfährst, wird es dir auch immer gut gehen: aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät.“ — Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen und meinem ganzen Wesen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit hatte sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichtümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares sein könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

„Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekümmert, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nämlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann

vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

„Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andre Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlor mich so in ihm, daß ich mich schon herrlich geschmückt sah und Ritter und Prinzen um mich her. Wenn ich mich so vergessen hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufschaute und mich in der kleinen Wohnung antraf. Übrigens, wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mein Wesen.

„An einem Tage ging meine Wirtin wieder fort und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben werde, ich solle ja auf alles ordentlich achtgeben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehen. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war; es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mich dessen deutlich bewußt zu sein.

„Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Emsigkeit gepflegt; sie lagen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig, es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In einem Augenblicke kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt mit allen ihren wunderbaren Mannigfaltigkeiten.

„Ich wußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mir unaufhörlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten: ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich griff also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich und winselte über diese ungewohnte Behand-

Lung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich, ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefäßen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

„Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaustrat; der Hund strengte sich sehr an, mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

„Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen und ging nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einmal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm wohl unbequem fallen.

„Sowie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht, etwas Neues zu sehen, trieb mich vorwärts.

„Schon war ich über die Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward und ich in einem Dorfe einkehren mußte. Ich war sehr blöde, als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

„Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich ging, je mehr änstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse; im Walde glaubt' ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte und den Köfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderliches Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige; ich wünschte wieder in derselben Lage zu sein.

„Ich hatte einige Edelsteine verkauft und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wunderbar zu Mute, ich erschraf und mußte

nicht worüber; aber bald erkannt' ich mich, denn es war das selbe Dorf, in welchem ich geboren war. Wie ward ich überrascht! Wie liefen mir vor Freuden, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre, die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt verfallen, ich traf auch Brandstellen; alles war weit kleiner, gedrängter, als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wiederzusehn; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir, als hätte ich sie nur gestern angelehnt; mein Herz klopfte ungestüm, ich öffnete sie hastig — aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube umher und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon seit drei Jahren mit seiner Frau gestorben. — Ich trat schnell zurück und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

„Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichtume zu überraschen; durch den seltsamsten Zufall war es nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte — und jetzt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehofft hatte, war für mich auf ewig verloren.

„In einer angenehmen Stadt mietete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermutet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehemaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt' ich im ganzen recht zufrieden.

„Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen; ich erschrak daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfang, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang:

„Waldeinsamkeit,
Wie liegst du weit!
O, dich gereut
Einst mit der Zeit. —
Ach, einz'ge Freud',
Waldeinsamkeit.“

„Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich, daß ich Unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels sehr zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er es sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich; ich öffnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein und faßte seinen Hals, herzlich drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. — Ich begrub ihn im Garten.“

„Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterin an, ich dachte an mich selbst zurück und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne. — Schon lange kantt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand -- und hiermit, Herr Walther, ist meine Geschichte geendigt.“

„Ihr hättet sie damals sehn sollen“, fiel Eckbert hastig ein — „ihre Jugend, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz über alles Maß. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand; wir zogen hierher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut.“

„Aber über unser Schwagen“, fing Bertha wieder an, „ist es schon tief in die Nacht geworden — wir wollen uns schlafen legen.“

Sie stand auf und ging nach ihrer Kammer. Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht und sagte: „Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie Ihr den kleinen Strohmian füttert.“

Auch Walther legte sich schlafen, nur Eckbert ging noch unruhig im Saale auf und ab. — „Ist der Mensch nicht ein Thor?“ fing er endlich an; „ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau

ihre Geschichte erzählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit! — Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelsteinen empfinden und deswegen Pläne anlegen und sich verstellen?"

Es fiel ihm ein, daß Walthier nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trifft sie auch in allen Kleinigkeiten Bestätigungen an. Dann warf sich Eckbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum und schlief nur wenig.

Bertha war krank und konnte nicht zum Frühstück erscheinen; Walthier schien sich nicht viel darum zu kümmern und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Eckbert konnte sein Betragen nicht begreifen; er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhize und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abend besuchte Walthier nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Eckbert ward durch dieses Betragen im äußersten Grade gepeinigt; er ließ sich zwar gegen Bertha und Walthier nichts davon merken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Berthas Krankheit ward es immer bedenklicher; der Arzt ward ängstlich, die Röthe von ihren Wangen war verschwunden, und ihre Augen wurden immer glühender. — An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

„Sieber Mann“, fing sie an, „ich muß dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch an sich scheinen möchte. — Du weißt, daß ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Kindheit sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit welchem ich

so lange umging; an jenem Abend sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: ‚Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmian füttert.‘ Ist das Zufall? Hat er den Namen erraten, weiß er ihn, und hat er ihn mit Vorsatz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? Zuweilen kämpfe ich mit mir, als ob ich mir diese Seltsamkeit nur einbilde, aber es ist gewiß, nur zu gewiß. Ein gewaltiges Entsetzen befiel mich, als mir ein fremder Mensch so zu meinen Erinnerungen half. Was sagst du, Eckbert?“

Eckbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an; er schwieg und dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte und verließ sie. In einem abgelegenen Gemache ging er in unbefchreiblicher Unruhe auf und ab. Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Dasein ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht sein, wenn nur dieses einzige Wesen aus seinem Wege gerückt werden könnte. Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen und auf die Jagd zu gehen.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmut. Plötzlich sah er sich etwas in der Ferne bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen, was er that, legte er an, Walther sah sich um und drohte mit einer stummen Gebärde, aber indem flog der Bolzen ab, und Walther stürzte nieder.

Eckbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauer nach seiner Burg zurück; er hatte einen großen Weg zu machen, denn er war weit hinein in die Wälder verirrt. — Als er ankam, war Bertha schon gestorben; sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Eckbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit; er war schon sonst immer schwermütig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin beunruhigte und er irgend einen unglücklichen Vorfall, der sich ereignen könnte, befürchtete; aber

Jetzt war er ganz mit sich zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen inneren Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten großen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walthers zurückdachte, so erschrak er vor dem Gedanken, einen Freund zu finden; denn er war überzeugt, daß er nur unglücklich mit jedwedem Freunde sein könne. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich dahingerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Märchen als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein junger Ritter, Hugo, schloß sich an den stillen, betrübten Eckbert und schien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Eckbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermutet hatte. Beide waren nun häufig beisammen, der Fremde erzeigte Eckbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen unzertrennlich.

Eckbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß ihn Hugo nur aus einem Irrthume liebe; jener kannte ihn nicht, wußte seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzuteilen, damit er versichert sein könne, ob jener auch wahrhaft sein Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht, verabscheut zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch, für den er nicht ein völliger Fremdling sei, könne ihn seiner Achtung würdigen. Aber dennoch konnte er sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spazierritte entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte und fragte ihn dann, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten; Eckbert folgte ihm mit leichtem Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammnis zu sein, gerade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm spreche, daß er mit den Anwesenden viel rede und seiner gar nicht zu achten scheine. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der sich immer als den Gegner Eckberts gezeigt und sich oft nach seinem Reichtum und seiner Frau auf eine eigne Weise erkundigt hatte; zu diesem gesellte sich Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie nach Eckbert hindeuteten. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verraten, und eine schreckliche Wut bemächtigte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Gesicht, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt, er sah noch immer hin und ward überzeugt, daß niemand als Walther mit dem Alten spreche. — Sein Entsetzen war unbeschreiblich; außer sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt ihm stand, er verfiel von entsetzlichen Vorstellungen auf noch entsetzlichere, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft dachte er, daß er wahnsinnig sei und sich nur selber durch seine Einbildung alles erschaffe; dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß, eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig, die vor ihm lagen. Als er im stärksten Trabe seines Pferdes einige Tage so fortgeeilt war, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgend ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen Bauer, der ihm einen Pfad, einem Wasserfall vorüber, zeigte; er wollte ihm zur Dankagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. — „Was gilt's“, sagte Eckbert zu sich selber,

„ich könnte mir wieder einbilden, daß dies niemand anders als Walthar sei?“ — Und indem sah er sich noch einmal um, und es war niemand anders als Walthar. — Eckbert spornte sein Roß, so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammenstürzte. — Unbekümmert darüber setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan; es war, als wenn er ein nahe, munteres Völkchen vernahm, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

„Waldeinsamkeit
 Mich wieder freut,
 Mir geschieht kein Leid,
 Hier wohnt kein Neid,
 Von neuem mich freut
 Waldeinsamkeit.“

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehen; er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume, oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe; das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten, die Welt um ihn her war verzaubert und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krummgebückte Alte schlich hüstend mit einer Krücke den Hügel heran. „Bringst du mir meinen Vogel? Meine Perlen? Meinen Hund?“ schrie sie ihm entgegen. „Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst: niemand als ich war dein Freund Walthar, dein Hugo.“

„Gott im Himmel!“ sagte Eckbert stille vor sich hin — „in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich dann mein Leben hingebracht!“

„Und Bertha war deine Schwester.“

Eckbert fiel zu Boden.

„Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehen ließ, die Tochter deines Vaters.“

„Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet?“ rief Eckbert aus.

„Weil du in früher Jugend deinen Vater einst davon erzählen hörtest; er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich erziehen lassen, denn sie war von einem andern Weibe.“

Eckbert lag wahnsinnig und verschleidend auf dem Boden; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen und den Vogel sein Lied wiederholen.



Die Freunde.

Einleitung des Herausgebers.

Die nachstehende liebliche Dichtung ist 1797 geschrieben und im Druck erschienen. Sie bildet den Schluß (S. 207—231) des siebenten (vorletzten) Bandes der „Straußfedern“¹, für welche Tieck im Auftrag des Verlegers, des alten Friedrich Nicolai, während der Jahre 1795—98 sechzehn Beiträge (15 Erzählungen und ein kleines Lustspiel) lieferte². Wie fast alle Erzählungen in den „Straußfedern“ ist sie ohne Titel, nur durch eine Nummer (35) bezeichnet; die Überschrift „Die Freunde“ gab ihr der Dichter erst bei ihrer Aufnahme in die „Schriften“ (1829)³. Sonst ist sie unsers Wissens nicht wieder gedruckt. Da das Publikum, für das jene Sammlung berechnet war, unmöglich viel Geschmack an dem zarten Märchen finden konnte, ist es lange Zeit fast unbeachtet geblieben. Erst Julian Schmidt⁴ und später Haym⁵ haben es eingehender Besprechungen gewürdigt. Zu den sonstigen von Tieck für die „Straußfedern“ verfaßten Erzählungen nimmt es eine ganz fremdartige Stellung ein. Während Tieck, der sich dort vollkommen seinem Brotherrn fügte, und in dem auch vermöge seiner eigentümlichen Doppelnatur eine starke satirisch-didaktische Ader schlug, in jenen kleinen Novellen (als solche kann man sie füglich bezeichnen) ganz im Sinne Nicolais fragenhaft übertriebene Abbilder menschlicher Thorheiten zeichnete, überläßt er sich in den „Freunden“ einmal nur seiner bessern, poetischen Natur: er schreibt ein Phantasiestück, eine gemütvollere, herzlich empfundene Dichtung, so warm und innig, wie nicht eben vieles andre, das wir seinem Genius verdanken. In den „Straußfedern“ war das freilich „Konterbande“, und es ist nicht zu verwundern, daß der Verfasser, gewiß von Nicolai aufgefordert, seiner eingeschmuggelten

¹ Berlin und Stettin 1797.

² Vgl. die allgemeine Einleitung und die Chronologie.

³ 14. Band, S. 141—160.

⁴ „Geschichte der deutschen Litteratur seit Lessings Tod“, 5. Aufl., 2. Bd., S. 17 ff.

⁵ „Die romantische Schule“, S. 75 ff.

Poesie eine Entschuldigung voraus: und eine andre nachschickte. In den „Schriften“ fehlen natürlich beide, da sie eben nur für Nicolai bestimmt waren; weil sie aber für die Stellung des Poeten zum Publikum charakteristisch sind, werden sie hier mitgeteilt. „Der Verfasser“, heißt es am Anfang, „bittet sich nunmehr vom Leser die Erlaubnis aus, diesen Teil [der ‚Straußfedern‘] mit einem kleinen Traume, mit einem Spiele der Phantasie beschließen zu dürfen. Man kann nicht stets das Glaubwürdige glauben, und in mancher Stunde sucht man das Wunderbare auf, um sich recht innig daran zu ergötzen; dann treten Erinnerungen der Vergangenheit auf uns zu, oder sonderbare Ahnungen gaukeln vor uns hin, oder wir erschaffen uns seltsame Welten, die wir zu unserm Spiele entstehen und vergehen lassen. In allen diesen Fiktionen ist kein rechter Zusammenhang, sie kommen und verschwinden, die Fülle der Bilder überströmt uns, und dann ist alles wieder vorübergeflattert.“ Und am Schluß: „Hier ist mein Traum aus, lieber Leser, dulde ihn; denn es ist die Pflicht des Menschen, am Bruder nicht nur sein Leben, sondern auch seine Träume zu dulden. Und träumen wir nicht alle?“ So nachdrücklich und wunderbar mußte der Dichter „die Toleranz eines aufgeklärten Publikums“ anrufen, um ihm „ein stimmungsvolles Märchen“ aufzunötigen, welches in echt poetischer Weise die Wahrheit versinnlicht, daß die vom kalten Verstand verachteten Empfindungen der Liebe und Freundschaft doch das wahre Glück der Erde ausmachen, selbst wenn sie auf „Täuschung“ beruhen sollten. Dem schönen Gehalt des kleinen Kunstwerks entspricht die Form; leicht und von warmer Empfindung gehoben, fließt die Sprache dahin, das „Schweben zwischen zwei Welten, das Sehnen herüber und hinüber“, aus dem sich „ein poetisches Etwas, ein unfaßbares Gebilde“ zusammenwebt, findet einen schlichten, unvergleichlich lieblichen Ausdruck. In Kleinigkeiten, wie dem plötzlichen Eintreten des Präsens statt des Präteritums an der Stelle, wo die Wirklichkeit ganz vor der Traumwelt verschwindet, zeigt sich der Meister des Stils, ebenso wie in den melodischen Worten des Feengesangs der echte Lyriker. Daß der Held des traumhaften Ereignisses nicht ohne Bedeutung den Vornamen des Dichters selbst führt, bedarf keiner Erörterung.



Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als Ludwig Wandel ausging, um auf einem Dorfe, das einige Meilen entfernt war, einen kranken Freund zu besuchen. Dieser hatte ihm geschrieben, daß er gefährlich darniederliege und ihn gern noch einmal zu sehen und zu sprechen wünsche.

Der muntre Sonnenschein glänzte in den hellgrünen Gebüschchen; die Vögel zwitscherten und sprangen hin und wieder; die fröhlichen Lerchen sangen über den leichten, vorüberfliegenden Wolken! Düfte kamen von den frischen Wiesen, und alle Obstbäume in den Gärten blühten weiß und freundlich.

Ludwigs trunkenes Auge schweifte auf allen Gegenständen umher; seine Seele wollte sich erweitern, aber dann dachte er an seinen kranken Freund und ging wieder in stiller Betrübniß weiter; die Natur hatte sich umsonst so hell und glänzend geschmückt, er sah in seiner Phantasie nur das Krankenbett und seinen leidenden Bruder.

„Wie Gesang von jedem Zweige schallt“, rief er aus; „die Töne der Vögel vermischen sich lieblich mit dem Flüstern der Blätter, und ich höre aus der Ferne doch die Seufzer des Kranken durch das süße Konzert.“

Indem kam ein Zug gepukter Bäuerinnen aus dem Dorfe; alle grüßten ihn freundlich und erzählten ihm, wie sie mit munterm Sinne nach einer Hochzeit wallfahrteten, wie die Arbeit für heute ruhen und dem Feste Platz machen müsse. Er hörte ihnen zu, und noch aus der Ferne erschallte ihr Jubel; ihm klangen die Lieder nach, die sie sangen, aber er ward immer betrübter. Im Walde setzte er sich auf einen umgehauenen Baum nieder, zog den schon oft gelesenen Brief aus der Tasche und las noch einmal.

„Vielgeliebter Freund!

Ich weiß nicht, warum Du mich so ganz vergessen hast, daß ich gar keine Nachrichten von Dir erhalte. Darüber verwundere ich mich nicht, daß die Menschen mich verlassen, aber das betrübt mich inniglich, daß auch Du Dich gar nicht um mich kümmerst. Ich bin gefährlich krank, ein Fieber erschöpft alle meine Kräfte; wenn Du noch länger zögerst, mich zu besuchen, so kann ich Dir nicht versprechen, ob Du mich noch wiedersehst. Die ganze Natur lebt auf und fühlt sich frisch und kräftig, nur ich sinke ermattet zurück; mich erquickt die neue Wärme nicht, ich sehe die grüne Flur nicht, nur den Baum, der vor meinem Fenster rauscht und meinen Gedanken lauter Totenlieder singt. Meine Brust ist enge, der Atem wird mir schwer, und manchmal scheint es mir, als würden die Wände meines Zimmers immer dichter zusammenrücken und mich so erdrücken. Ihr übrigen in der Welt feiert jetzt die schönste Zeit des Lebens, und ich muß hier in der Krankenbehausung verschmachten. Ich wollte gern den Frühling aufgeben, wenn ich nur Dein liebes Angesicht noch einmal wiedersehen könnte; aber ihr Gesunden denkt nie ernsthaft daran, was es eigentlich zu sagen habe, wenn man krank ist, wie teuer uns dann in der Hülflosigkeit der Besuch des Freundes ist; ihr wißt die kostbaren Minuten des Trostes nicht zu schätzen, weil euch die ganze Welt mit warmer, inniger Freundschaft umfängt. Ach, wenn ihr den schrecklichen Tod und das noch schrecklichere Kranksein so kenntet wie ich! O Ludwig, wie würdest Du dann eilen, um diese zerbrechliche Form schnell noch einmal wiederzuerkennen, die Du bisher Deinen Freund nanntest und die nachher so unbarmherzig in Stücke geschlagen wird. Wenn ich gesund wäre, würd' ich Dir entgegenreisen und mir einbilden, Du könntest in diesem Augenblicke vielleicht krank liegen. Wenn ich Dich nicht wiedersehen sollte, so lebe wohl.“

Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieses Briefes auf Ludwigs Herz in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor seinen Augen so herrlich dalag! Er weinte und stützte das Haupt auf die Hand. „Jubilirt nur, ihr Waldbewohner!“

dachte er bei sich, „denn ihr kennt keine Klage, ihr führt ein leichtes, poetisches Leben, und dazu sind euch die raschen Schwingen verliehen; o wie glücklich seid ihr, daß ihr nicht trauern dürft! Der warme Sommer ruft euch, und ihr wünscht nichts weiter, ihr tanzt ihm entgegen, und wenn der Winter kommen will, seid ihr verschwunden. O du leichtbefiedertes, fröhliches Waldden! Wie beneid' ich dich! Warum sind dem armen Menschen so viele schwere Sorgen in sein Herz gelegt? Warum darf er nicht lieben, ohne durch Jammer seine Liebe zu erkaufen, durch Glend sein Glück? Das Leben raucht wie eine flüchtige Quelle unter unsern Füßen hinweg und löscht nicht unsern Durst, unsre heiße Sehnsucht.“

Er verlor sich immer mehr in Gedanken, dann stand er auf und setzte seinen Weg durch den dichten Wald fort. „Wenn ich ihm nur helfen könnte“, rief er aus; „wenn mir nur die Natur irgend ein Mittel darböte, ihn zu retten; so aber habe ich nichts als das Gefühl meiner Schwäche und den Schmerz über den Verlust meines Freundes. In meiner Kindheit glaubt' ich an Zauberei und an ihre übernatürliche Hülfe; o wär' ich jetzt so glücklich, daß ich so wie damals auf sie hoffen könnte.“

Er beschleunigte seine Schritte, und unwillkürlich kamen ihm alle Erinnerungen aus seiner frühesten Kindheit zurück; er folgte den lieblichen Gestalten, die ihm winkten, und war bald so in einem Labyrinth verwickelt, daß er die Gegenstände nicht bemerkte, die ihn umgaben. Er hatte vergessen, daß es Frühling war, daß sein Freund krank sei; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gefellte sich zum Gewöhnlichsten; seine ganze Seele wandte sich um. Aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses, aus dem tiefen Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Gestalten hervorgetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt hatten; aufgestört wurden alle die ungewissen Phantome, die ohne Gestalt herumflattern und oft mit wüstem Gesumme unser Haupt umgeben. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her und bedeckten ganz den grünen Rasen, daß er keine Blume zu seinen Füßen gewahr werden konnte. Die erste Liebe umgab ihn

mit ihrem dämmernden Morgenschimmer und ließ funkelnde Regenbogen auf die Aue niederfallen; die ersten Schmerzen zogen vorbei und drohten ihm, am Ende des Lebens in eben der Gestalt wiederzukommen. Ludwig suchte alle diese wechselnden Gefühle festzuhalten und in diesem magischen Genusse sich seiner selbst bewußt zu bleiben, aber vergeblich; wie räthelhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden, so unstet, so flackernd zog alles seiner Seele vorüber.

Der Wald öffnete sich, und seitwärts lagen auf dem offenen Felde einige alte Ruinen, mit Warttürmen und Wällen umgeben. Ludwig wunderte sich, daß er unter seinen Träumen den Weg so schnell zurückgelegt habe. Er schritt aus seiner Schwermut heraus, sowie er aus dem Schatten des Waldes trat; denn oft sind die Gemälde in uns nur Widerscheine von den äußeren Gegenständen. Jetzt ging wie eine Morgensonne die Erinnerung in ihm auf, wie er zuerst den Genuß der Poesie habe kennen lernen, wie er zum erstenmal den holden Einklang verstanden, den manches Menschenohr niemals vernimmt.

„Wie unbegreiflich“, sagte er zu sich, „flog damals das zusammen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt schien; die ungewissesten Ahnungen in mir erhielten Form und Umriß und strahlten Schimmer von sich, in denen ich tausend Nebengestalten erblickte, die ich bis dahin noch niemals wahrgenommen hatte. So ward mir nun das genannt, was ich immer hatte aussprechen wollen; ich empfang nun die schönsten Schätze der Erde, die meine Sehnsucht bis dahin vergeblich gesucht hatte; und wie hab' ich dir seitdem, du göttliche Kraft der Phantasie und Dichtkunst, so alles zu danken! Wie hast du meinen Lebenslauf eben gemacht, der erst so verworren schien! Immer neue Quellen des Genusses und des Glückes hast du mich entdecken lassen, so daß sich mir jetzt nirgends eine dürre Wüste entgegenstreckt; alle Ströme der süßen, wollüstigen Begeisterung haben ihren Lauf durch mein irdisches Herz genommen, ich bin trunken worden und habe die Himmlischen kennen gelernt.“

Die Sonne ging unter, und Ludwig wunderte sich dar-

über, daß es schon Abend sein sollte; er fühlte keine Müdigkeit, er war auch noch weit von dem Ziele entfernt, das er vor der Nacht hatte erreichen wollen. Er stand still und begriff es nicht, wie es komme, daß sich der purpurrote Abend schon über die Wolken ausstreckte; daß so große Schatten fielen und die Nachtigall aus dem dichten Gebüsch ihr klagendes Lied begann. Er sah sich um; die Ruinen lagen weit zurück, ganz mit rotem Glanze übergoßen, und er war jetzt zweifelhaft, ob er sich nicht von der geraden, ihm so wohlbekanntem Straße entfernt habe.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Kindheit ein, das bis dahin noch nie wieder in seine Seele gekommen war: eine furchtbare weibliche Gestalt, die vor ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich nach ihm umzusehen, und der er wider seinen Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach sich zog, und deren Gewalt er sich durchaus nicht erwehren könne. Ein leiser Schauer schlich über ihn hin, und doch war es ihm unmöglich, sich jener Gestalt deutlicher zu erinnern, oder sich mit der Seele in jenen Zustand zurückzufinden, in welchem dieses Bild zuerst in ihm aufgestiegen war. Er strebte nach, alle diese seltsamen Empfindungen in sich abzusondern, als er sich durch einen Zufall etwas genauer umsah und sich wirklich an einem Orte befand, den er bis dahin, so oft er auch dieses Weges gegangen war, noch nie gesehen hatte. „Bin ich bezaubert?“ rief er aus, „oder haben mich meine Träume und Phantasien verrückt gemacht? Ist es die wunderbare Wirkung der Einsamkeit, daß ich mich selber nicht wiedererkenne, oder schweben Geister und Genien um mich her, die meine Sinnen gefangen halten? Wahrlich, wenn ich mich nicht selbst aus mir herausreiß, so erwarte ich hier jenes Frauenbild, das mir in meiner Kindheit auf allen wüsten Plätzen vorschwebte.“

Er suchte alle Phantasien von sich zu entfernen, um sich im Wege wieder zurechtzufinden; aber seine Erinnerungen wurden immer verwirrter, die Blumen zu seinen Füßen wurden größer, das Abendrot wurde noch glühender, und wunderseltsame Wolken hingen tief zur Erde hinunter wie Vorhänge von einer geheimnisreichen Szene, die sich bald eröffnen würde. Es entstand

ein klingendes Summen in dem hohen Grase, und die Halme neigten sich gegeneinander, als ob sie ein Gespräch führten, und ein leichter, warmer Frühlingsregen plätscherte dazwischen, als wenn er alle schlummernde Harmonien in den Wäldern, in den Gebüschen, in den Blumen aufwecken wollte. Nun klang und tönte alles, tausend schöne Stimmen redeten durcheinander, Gefänge lockten sich, und Töne schlangen sich um Töne, und in dem nieder sinkenden Abendrote wiegten sich unzählige blaue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der Schein funkelte. Ludwig glaubte im Traume zu liegen, als sich plötzlich die schweren, dunkelroten Wolken wieder aufhoben und eine weite, unabsehlich weite Aussicht öffneten. Im Sonnenschein lag eine prächtige Ebene da und funkelte mit frischen Wäldern und betautem Buschwerk. In der Mitte strahlte ein Pallast mit tausend und tausend Farben, wie aus lauter beweglichen Regenbogen und Gold und Edelsteinen zusammengesetzt; ein vorübergehender Fluß warf spielend die mannigfaltigen Schimmer zurück, und eine weiche, rötliche Lust umfing das Zaubersthloß. Da flogen fremde, nie gesehene Vögel umher und scherzten mit ihren roten und grünen Flügeln gegeneinander, größere Nachtigallen sangen mit lauterem Tönen durch die widerklingende Natur; Flammen schoßen durch das grüne Gras hin und flatterten bald hier, bald dort und fuhren dann in Kreisen um das Schloß herum. Ludwig ging näher und hörte holdselige Stimmen folgendes singen:

„Wandersmann von unten,
 Geh' uns nicht vorüber,
 Weile in dem bunten
 Zauberpallast lieber.
 Hast du Sehnsucht sonst gekannt
 Nach den fernen Freuden,
 O, wirf ab die Leiden
 Und betritt das längst gewünschte Land!“

Ohne sich zu bedenken, tritt Ludwig jetzt auf die glänzende Schwelle und scheute sich nur einen Augenblick, seinen Fuß auf das blanke Gestein zu setzen; dann ging er hinein. Die Thüren schlossen sich hinter ihm zu.

„Hieher! hieher!“ riefen ungesehene Stimmen wie aus dem innersten Ballaste, und er folgte dem Klange mit lautklopfendem Herzen. Alle seine Sorgen, alle seine ehemaligen Erinnerungen waren abgeschüttelt; sein Inneres tönte von den Gesängen wider, die ihn äußerlich umgaben; alle Sehnsucht war gestillt; alle gekannten und ungekannten Wünsche in ihm waren befriedigt. Die rufenden Stimmen wurden so stark, daß das ganze Gebäude erschallte, und er konnte sie immer noch nicht finden, ob er gleich schon längst im Mittelpunkte des Ballastes zu stehen glaubte.

Ein rotwangiger Knabe trat ihm endlich entgegen und begrüßte den fremden Gast, er führte ihn durch prächtige Zimmer voller Glanz und Gesang und trat endlich mit ihm in den Garten, wo Ludwig, wie er sagte, erwartet würde. Er folgte betäubt seinem Führer, und der schönste Duft von tausend Blumen quoll ihm entgegen. Große, beschattete Gänge empfangen sie; Ludwigs schwindelnder Blick konnte kaum die Wipfel der uralten hohen Bäume erreichen; auf den Zweigen saßen buntfarbige Vögel, Kinder spielten in den Bäumen auf Gitarren, und sie und die Vögel sangen dazu. Springbrunnen erhoben sich, in denen das reine Morgenrot zu spielen schien; die Blumen waren hoch wie Stauden¹ und ließen den Wanderer unter sich hinweggehen. Er hatte bis dahin noch keine so heilige Empfindung gekannt, als ihn jetzt durchglühlte; noch kein so reiner, himmlischer Genuß hatte sich ihm offenbaret; er war überglücklich.

Helle Glocken tönten durch die Bäume, und alle Wipfel neigten sich, die Vögel schwiegen sowie die Kinder mit ihren Gitarren, die Rosenknospen entfalteten sich, und der Knabe brachte jetzt den Fremden in eine glänzende Versammlung.

Auf schönen Rasenbänken saßen erhabene Weibergestalten, die ernstlich miteinander redeten. Sie waren größer als die gewöhnlichen Menschen und hatten in ihrer überirdischen Schönheit zugleich etwas Furchtbares, das jedes Herz zurückschreckte. Ludwig wagte es nicht, ihr Gespräch zu unterbrechen; es war ihm, als sei er unter die homerischen Göttergestalten versetzt, als dürfe

¹ Sträucher, buschige Bäume.

von feinen Gedanken die Rede sein, mit denen sich die Sterblichen unterhalten. Kleine possierliche Geister standen als Diener umher und warteten aufmerksam auf den ersten Wink, um plötzlich ihre ruhige Stellung zu verlassen; sie betrachteten den Fremdling und sahen sich dann untereinander mit spöttischen, bedeutungsvollen Mienen an. Die Frauen hörten endlich auf zu sprechen und winkten Ludwig zu sich heran, der noch immer verlegen da stand; er näherte sich zitternd.

„Sei unbesorgt!“ sagte die Schönste von ihnen, „du bist uns hier willkommen, und wir haben dich schon seit lange erwartet; du hast dich immer in unsre Wohnung gewünscht, bist du nun zufrieden?“

„O, wie unaussprechlich glücklich bin ich!“ rief Ludwig aus, „alle meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen, meine frechsten Wünsche stehn jetzt vor mir, ja, ich bin, ich lebe in ihnen. Wie es zugegangen ist, kann ich selber noch nicht begreifen, aber genug, daß es so ist; warum soll ich über dieses Räthelhafte schon eine neue Klage führen, da kaum meine ehemaligen Klagen geendigt sind!“

„Ist dieses Leben“, fragte die Dame, „sehr von deinem vorigen verschieden?“

„Des vorigen Lebens“, sagte Ludwig, „kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dieses jetzige goldene Dasein geworden, nach dem alle meine Sinne, alle meine Ahndungen so brünstig strebten, wonach alle Wünsche flogen, was ich mit meiner Phantasie erfassen wollte, mit meinen innersten Gedanken eringen; aber immer blieb das Bild fremde stehen, wie in Nebel eingehüllt. Und ist es mir nun endlich doch gelungen? Hab' ich dies neue Dasein gewonnen, und hält es mich umfangen? — O verzeiht mir, ich weiß in der Trunkenheit nicht, was ich spreche, und sollte meine Worte freilich in einer solchen Versammlung genauer abwägen.“

Die Dame winkte, und alle Diener waren sogleich geschäftig; auf allen Bäumen regte es sich, allenthalben lief es und kam, und in weniger als einem Augenblicke stand eine Mahlzeit schöner Früchte und süß duftender Weine vor Ludwig da. Er setzte sich

wieder, und Musik erklang von neuem, und um ihn drehen sich in schöngeschlungenen Reihen Jünglinge und Mädchen, und ungestaltete Kobolde belebten den Tanz und erweckten mit ihren Pöffen lautes Gelächter. Ludwig gab auf jeden Ton, auf jede Gebärde acht; er fühlte sich neugeboren, da er in dieses freudenvolle Leben eingeweiht ward. „Warum“, dachte er bei sich, „werden nur unsre Träume und Hoffnungen so oft verlacht, da sie sich doch weit früher erfüllen, als man jemals vermuten konnte? Wo steht denn nun die Grenzsäule zwischen Wahrheit und Irrtum, die die Sterblichen immer mit so verwegenen Händen aufrichten wollen? O, ich hätte in meinem ehemaligen Leben nur noch öfter irren sollen, so wäre ich vielleicht früher für diese Seligkeit reif geworden.“

Die Tänze verschwanden, die Sonne ging unter, die ehrwürdigen Frauen erhoben sich. Ludwig stand ebenfalls auf und begleitete sie auf ihrem Spaziergange durch den stillen Garten. Die Nachtigallen klagten mit gedämpfter Stimme, und ein wunderbarer Mond zog herauf. Die Blüten thaten sich dem silbernen Scheine auf, und alle Blätter wurden vom Mondglanze angezündet, die weiten Gänge erglühnten und warfen seltsame, grüne Schatten, rote Wolken schloffen auf den fernem Gefilden im grünen Grase, die Springbrunnen waren golden und spielten hoch in den klaren Himmel hinein.

„Jetzt wirst du schlafen wollen“, sagte die schönste unter den Frauen und wies dem entzückten Wanderer eine dunkle Laube, die mit bequemen Rasen und weichen Polstern belegt war. Dann verließen sie ihn, und er blieb allein.

Er setzte sich nieder und bemerkte den magischen Dämmerchein, der sich durch das dichtverschlungene Laub brach. „Wie wunderbar!“ sagte er zu sich selber, „daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliesse zum zweiten Male ein und hätte einen Traum im Traume, bis er so in die Unendlichkeit fortginge und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. Aber, ich Ungläubiger! die schöne Wirklichkeit ist es, die mich beseligt, und mein voriger Zustand ist vielleicht nur ein schwermütiger Traum gewesen.“

Er legte sich nieder, und Lüftchen spielten um ihn; Wohlgerüche gaukelten, und kleine Vögel sangen Schlaflieder. Im Traume dünkte ihm, als sei der Garten umher verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lüfte zurückgelassen; aus den Springbrunnen sprudelten statt des Wasserstrahls kleine Genien hervor, die sich in der Luft übereinander warfen und die seltsamsten Stellungen bildeten; statt der Gesänge durchschnitten Zammertöne die Luft, und jede Spur des glückseligen Aufenthaltes war verschwunden. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen und schalt auf sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalten barock und wild zu vermischen und sie uns so im Traume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf, und die Frauen begrüßten ihn wieder. Er sprach mit ihnen beherzter und war heut' mehr gestimmt, fröhlich zu sein, weil ihn die umgebende Welt nicht mehr so sehr in Erstaunen setzte. Er betrachtete den Garten und den Ballast und sättigte sich mit der Pracht und dem Wunderbaren, das er dort antraf. So lebte er mehrere Tage glücklich und glaubte, daß sein Glück nie höher steigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeschrei in der Nähe erschallte, dann erzitterte der ganze Ballast, und seine Begleiterinnen wurden bleich; es geschah gewöhnlich des Abends, und man legte sich bald darauf schlafen. Dann kam wohl ein Gedanke an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs, dann lehnte er sich manchmal weit aus den Fenstern des glänzenden Ballastes heraus, um die flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, um die Landstraße wiederzufinden, die nach seinen Gedanken dort vorübergehen mußte. In dieser Stimmung war er an einem Nachmittage allein und bedachte, wie es ihm jetzt ebenso unmöglich falle, sich der Welt deutlich zu entsinnen, als er ehemals diesen poetischen Aufenthalt habe erahnden können; da war es, als wenn ein Posthorn in der Nähe ertönte, als wenn er die rasselnde Bewegung eines Wagens vernähme.

„Wie sonderbar“, sagte er zu sich, „fällt jetzt ein Schimmer,

eine leise Erinnerung der Erde in meine Freuden hinein, die mich wehmütig macht. Fehlt mir denn hier etwas? Ist mein Glück noch unvollendet?"

Die Frauen kamen zurück. „Was wünschest du dir?“ fragten sie besorgt, „du scheinst betrübt.“ — „Ihr werdet lachen“, antwortete Ludwig, „allein gewährt mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Leben einen Freund, dessen ich mich kaum noch dunkel erinnere; er ist krank, soviel ich weiß; macht ihn durch eure Kunst gesund.“ — „Dein Wunsch ist schon erfüllt“, sagten sie.

„Aber“, sagte Ludwig, „vergönnt mir noch zwei Fragen.“

„Rede.“

„Fällt kein Schimmer der Liebe in diese wundervolle Welt hinein? Geht keine Freundschaft unter diesen Lauben? Ich dachte, jenes Morgenrot der Frühlingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem Leben nur gar zu schnell erlischt, und von dem die Menschen dann nachher als wie von einem Fabelwerke sprechen. Daß ich es euch gestehe, ich fühle nach diesen Empfindungen eine unbeschreibliche Sehnsucht.“

„Du sehnst dich also nach der Erde zurück?“

„Nimmermehr!“ rief Ludwig aus; „denn schon in jener kalten Erde sehnte ich mich nach Freundschaft und Liebe, und sie kamen mir nicht näher. Der Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle selber ersetzen, und darum trachtete ich darnach, hier zu landen, um hier alles in der schönsten Vereinigung anzutreffen.“

„Thor!“ sagte die ehrwürdige Frau, „so hast du dich ja auf der Erde nach der Erde gesehnt und nicht gewußt, was du thatest, da du dich hieher wünschtest; du hast deine Wünsche überschrien und deinen menschlichen Empfindungen Phantasien untergeschoben.“

„Aber wer seid ihr?“ rief Ludwig bestürzt.

„Wir sind die alten Feen“, sagten jene, „von denen du schon seit lange wirst gehört haben. Schust du dich heftig in die Erde zurück, so wirst du dorthin zurückkommen. Unser Reich blüht

empor, wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr Tag ist unsre Nacht. Unsr Herrschaft ist seit lange und wird noch lange bleiben; sie steht unsichtbar unter den Menschen; nur dir ward es vergönnt, uns mit Augen zu sehen."

Sie wandte sich um, und Ludwig erinnerte sich, daß es dieselbe Gestalt war, die ihn unwiderstehlich in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor der er ein heimliches Entsetzen hegte. Er folgte ihr auch jetzt und rief: „Nein, ich will nicht zur Erde zurück! Ich will hier bleiben!“ — „So erriet ich also“, sagte er zu sich selber, „schon in meiner Kindheit diese hohe Gestalt. So mag die Auflösung zu manchem Rätsel noch in uns liegen, das wir zu erforschen zu träge sind.“

Er ging viel weiter, als er gewöhnlich zu thun pflegte, so daß der Feengarten schon weit hinter ihm lag. Er stand in einem romantischen Gebirge, wo Epheu wild und lockig die Felsentwände hinaufgewachsen war; Klippen waren auf Klippen getürmt, und Furchtbarkeit und Größe schienen dieses Reich zu beherrschen. Da kam ein fremder Wanderer auf ihn zu und grüßte ihn freundlich und redete ihn so an: „Es ist mir lieb, daß ich dich nun doch wiedersehe.“ — „Ich kenne dich nicht“, sagte Ludwig. — „Das kann wohl sein“, antwortete jener, „aber du glaubtest mich sonst einmal recht gut zu kennen. Ich bin dein krank gewesener Freund.“

„Unmöglich! Du bist mir ganz fremde!

„Bloß deswegen“, sagte der Fremde, „weil du mich heut' zum erstenmal in meiner wahren Gestalt siehst; bisher fandest du nur dich selber in mir wieder. Du thust auch darum recht, hier zu bleiben, denn es gibt keine Freundschaft, es gibt keine Liebe, hier nicht, wo alle Täuschung niederfällt.“

Ludwig setzte sich nieder und weinte.

„Was ist dir?“ fragte der Fremde.

„Daß du der Freund meiner Jugend sein sollst“, antwortete Ludwig, „ist das nicht kläglich genug? O, komm mit mir zu unsrer lieben, lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wiedererkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft gibt. Was soll ich hier?“

„Was hilft es?“ antwortete der Fremde. „Du wirfst doch so gleich wieder zurück wollen, die Erde ist dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind dir zu klein, die Gefänge zu unterdrückt. Die Farben können sich aus den Schatten nicht so hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Trost und verwelken schnell, die Singvögel denken an ihren Tod und singen bescheiden; hier aber geht alles ins Große.“

„O, ich will mich zufriedenstellen“, rief Ludwig unter heftigen Thränengüssen aus, „nur komm wieder mit mir zurück und sei mein voriger Freund, laß uns diese Wüste, dieses glänzende Glend verlassen.“

Indem schlug er die Augen auf, weil ihn jemand heftig rüttelte. Neben ihn neigte sich das freundliche, aber blasse Angesicht seines kranken Freundes. — „Bist du doch gestorben?“ rief Ludwig aus.

„Gesund geworden bin ich, du böser Schläfer“, antwortete jener. „Besuchst du so deine kranken Freunde? Komm mit mir, mein Wagen hält dort, und es zieht ein Gewitter herauf.“

Ludwig richtete sich empor. Er war im Schläfe von dem Baumstamm heruntergesunken, der aufgeschlagene Brief seines Freundes lag neben ihm.

„So bin ich wirklich wieder auf der Erde?“ rief er freudig aus. „Wirklich? Und es ist kein neuer Traum?“

„Du wirfst ihr nicht entgehn“, antwortete der Kranke lächelnd, und beide schlossen sich herzlich in die Arme. „Wie glücklich bin ich“, sagte Ludwig, „daß ich dich wieder habe, daß ich empfinde wie sonst, und daß du wieder gesund bist.“

„Plötzlich“, antwortete der kranke Freund, „ward ich krank und ebenso plötzlich wieder gesund; ich wollte daher den Schrecken, den dir mein Brief muß gemacht haben, wieder vergüten und zu dir reisen; auf dem halben Wege finde ich dich hier schlafend.“

„Ach! ich verdiene deine Liebe gar nicht“, sagte Ludwig.

„Warum?“

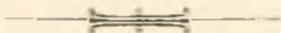
„Weil ich soeben an deiner Freundschaft zweifelte.“

„Doch nur im Schläfe.“

„Es wäre wunderbarlich genug“, sagte Ludwig, „wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe.“

„Sie sind gewiß“, antwortete jener, „aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche ins Herz, die wir selber nicht kennen, jene übertriebene Forderungen, jene übermenschliche Lusternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermütigen Kaufsche die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten.“

Ludwig antwortete mit einem Händedruck.



Der Runenberg.

Einleitung des Herausgebers.

Ohne Zweifel haben schon in dem Märchen „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser“ (1799) Töne ihren Widerklang gefunden, die dem Dichter durch seine Lieblinge Jakob Böhme und Novalis zugeflossen waren; ohne Zweifel bewegten ihn auch schon vor dessen Abfassung die ersten naturphilosophischen Schriften Schellings: „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ (1797) und „Von der Weltseele“ (1798). Kein anderer aber traf so innerlich und völlig mit seiner eignen Art des Naturgefühls und -Verständnisses zusammen wie Heinrich Steffens, der kundige Naturforscher und tiefsinnige Denker, eine reiche, innerliche Natur voll poetischer Intuition, der biedere Norweger, der den Dichter nach kaum einwöchigem Umgang in Berlin, wo er ihn 1799 kennen lernte, schon den „Ästhetiker seiner Seele“ nannte, und mit dem Tieck während seines ersten Dresdener Aufenthaltes 1801 einen herzlichen Freundschaftsbund schloß. „Steffens“, so erzählt Köpfe nach Mitteilungen des Dichters, „wohnte in Tharand, häufig kam er nach der Stadt, Tieck zu besuchen, in dessen Hause er bald heimisch ward. . . . Steffens' naturphilosophische Richtung kam ihm [Tieck] entgegen. Die Natur und ihre Geheimnisse, Poesie, Philosophie und Religion waren Gegenstände häufiger stundenlanger Unterhaltungen. Sie trafen zusammen in Jakob Böhme und den Mystikern [von denen Tieck besonders Lauler verehrte]. Aus diesen Gesprächen bildete sich jenes schauerliche Märchen: ‚Der Runenberg‘, in dem die Natur als dunkle und unwiderstehliche Macht erscheint, die den freien sittlichen Entschluß des Menschen vernichtet. Es war das Abbild der damaligen Stimmung Tiecks. Im Walde, in der Pflanzenwelt wehte ein verwandter Hauch, der ihn geheimnißvoll durchschauerte. Er glaubte hineinzublicken in ferne, untergegangene Riesenwelten und sie in ihren Erinnerungen wiederzuerkennen. In sich erfuhr er die uralten Wandlungen der Natur, von der Sage und Mythos dunkel erzählten; sie waren ihm nichts Vergangenes, sondern ein Gegenwärtiges. Natur, Geschichte, Poesie

flossen in eins, und es blickte ihm entgegen mit einem Auge der Liebe und des Schreckens zugleich.“ Als wichtige Ergänzung zu diesem Bericht stehe hier noch eine Stelle aus Steffens' Erzählung von einer Seereise, die er im Jahre 1794 von Kopenhagen aus nach der Felsenküste Norwegens unternahm. Eine geheime Sehnsucht trieb ihn ins wilde Gebirge. „Ein Künstler“, schreibt er¹, „kann nicht mit größerer Ungebuld die Schätze der Kunst in Rom aussuchen, als ich die Gebirge, welche mich umgaben. Die Gebirgsart, die ich bald erkannte, überraschte mich; es war jener grobkörnige, labradorische Syenit, eine der edelsten Gebirgsmassen, die man kennt, die auf der südlichen Küste von Norwegen so mächtig wird und dort den edelsten Circon enthält. In meiner Sammlung in Kopenhagen erschien ein Handstück dieser Gebirgsmasse mir als eine Zierde derselben, und ein reisender Botaniker, der am Kap die edelsten Pflanzen unsrer Gärten und Treibhäuser entdeckt, der die zierlichsten Pelargonien und Griceen mit Füßen treten muß, weil sie in diesem Gedränge Ebenen bedecken, über die er fortschreitet, kann nicht heftiger ergriffen sein, als ich es war. Die Thränen stürzten mir aus den Augen; es war mir, als wenn das Innerste der Erde seine geheimnisvollste Werkstatt mir eröffnet hätte; als wäre die fruchtbare Erde mit ihren Blumen und Wäldern eine zwar anmutige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verbarg, als wäre sie hier zurückgezogen, abgestreift, um mich in die wunderbaren Tiefen hinabzuziehen, die sich eröffneten. Der Eindruck war ein durchaus phantastischer, und es mag eine lebhaftere Darstellung von diesem Eindruck gewesen sein, welche Tieck veranlaßte, seine Novelle: ‚Der Runenberg‘, zu schreiben, in welcher ein Mensch vorkömmt, der, durch eine geheime Sehnsucht nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Gebirge getrieben, die fruchtbare Ebene verläßt und, dämonisch verlockt, wahnsinnig wähnt, große Schätze entdeckt zu haben, indem er mühsam einen Sack mit wertlosen Steinen schleppt. Tieck hat gestanden, bei dieser Novelle an mich gedacht zu haben.“

„Der Runenberg“ ist nach Köpkes Angabe 1801 geschrieben, wird aber erst in einem Briefe Tiecks an W. Schlegel von 1803² erwähnt. „Daneben“, schreibt der Dichter, „bitte ich Dich um das Taschenbuch, in welchem der ‚Runenberg‘ von mir steht; seit der Nacht, daß ich es schrieb und fortschickte, habe ich den Aufsatz nicht wieder mit Augen gesehen, und die Übereilung, daß ich es dem Verleger versprochen hatte,

¹ „Was ich erlebte“, Bd. 3, S. 22 f.

² Handschriftlich auf der Dresdener Bibliothek; vgl. auch *Gaym* a. a. D., S. 633.

ist eine von denen, die mir den meisten Verdruß im Leben gemacht haben.“ Das hier erwähnte „Taschenbuch“ ist, was ich nirgends genau angegeben finde, das „für Kunst und Laune“, das in Köln bei Haas und Sohn erschien. Eine Jahreszahl ist im Innern des kleinen, sehr seltenen Buches nicht zu finden, wohl aber trägt der Umschlag auf dem Rücken die Zahl 1804¹; da zudem vor dem Texte die Bilder des 1. und 2. Jahrganges (1801 und 1802; auf 1803 scheint das Taschenbuch nicht erschienen zu sein) verzeichnet sind, so muß „Der Runenberg“ gegen Ende 1803 veröffentlicht sein und die gewöhnliche Angabe, die das Jahr 1802 nennt, auf einem Irrtum beruhen. Als Entstehungsjahr ist in den „Schriften“ 1802 angegeben, worauf freilich nicht viel Gewicht gelegt werden darf; da aber in dem zuverlässigern chronologischen Verzeichnis der „Gebichte“ (Teil 3, 1823) die dem „Runenberg“ entnommenen Nummern gleichfalls unter dasselbe Jahr eingeordnet sind, so ist kein Grund vorhanden, an der Richtigkeit dieser Datierung zu zweifeln. Die kleine, wahrscheinlich in Dresden² und wie aus der mitgeteilten Briefstelle hervorgeht, in einer Nacht niedergeschriebene Dichtung mag bei der geringen Verbreitung jenes Taschenbuchs wenig beachtet worden sein; erst als sie der Dichter in seinen „Phantasus“³ aufnahm, erkannte man auch in weitem Kreisen in ihr ein Meisterstück phantastischer Poesie, aus dem G. F. A. Hoffmann, Fouqué und manche andre, besonders nordische Dichter, viel gelernt haben, welche freilich, zumeist mit gröbern Mitteln operierend und ohne den tiefen ethisch-philosophischen Hintergrund, ein bloß den Kitzel des Grauens empfindendes Publikum leichter anzogen, als Tiedts ernste Dichtung. „In ergreifender Darstellung bringt dieselbe den Gegensatz der heitern Freude am lichten Leben und des von den dunkeln Mächten der unorganischen Natur behörten und verrückten Sinnes zur Anschauung. Die Stimmung des wilden, zerklüfteten, von schluchzenden Wasserbächen durchrauschten Gebirges ist gegen die Stimmung des guten, frommen, ebenen Landes, die Empfindung für den roten Glanz des kalten Metalls gegen die Lust an den bunten unschuldigen Blumen kontrastiert. In der verrückten Macht des Goldes konzentriert sich das Grauen der Natur, welche

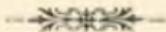
¹ Eine XII darüber bedeutet nicht „12 Jahrgang“, sondern „Jahr XII“ (nach der Ära der französischen Revolution).

² Der „Runenberg“ wird in einer von Tied selbst herrührenden, spätern Niederschrift (handschriftlich auf der Dresdener Bibliothek) unter den in Ziebingen verfaßten Werken nicht genannt.

³ 1812, Bd. 1, S. 239; 2. Aufl. 1844, Bd. 1, S. 239; „Schriften“, Bd. 4, S. 214.

den Menschen in ihre Schmerzen, seine Freiheit und Geistesklarheit in ihre Gebundenheit und Finsterniß hinabreißt. Noch weit später hat Tiedt in den Märchenerzählungen vom Liebeszauber, von den Elfen, vom Pokal ähnliche Motive bearbeitet, aber nirgends ist die Natursymbolik so deutlich ausgeprägt und so poetisch durchgeführt wie hier, wo uns zugleich bei der Schilderung der Angst des Unglücklichen, dem das Waldweib erschienen ist, um ihm durch den Anblick einer magischen Tafel für immer die Seele zu vergiften¹, alle die Zustände wieder in Erinnerung kommen, die von früher Jugend an, immer wiederkehrend, den Dichter selbst beschlichen hatten.“ So urteilt der unbefangenste Kunstrichter H. Haym in seinem grundlegenden Werke über die „Romantische Schule“, S. 633.

¹ Die wunderbare, unheimlich schöne Frau im Innern des Berges ist die Goldkönigin, die Beherrscherin der fluchbringenden Metalle.



Ein junger Jäger saß im innersten Gebirge nachdenkend bei einem Vogelherde, indem das Rauschen der Gewässer und des Waldes in der Einsamkeit tönte. Er bedachte sein Schicksal, wie er so jung sei und Vater und Mutter, die wohlbekannte Heimat und alle Befreundeten seines Dorfes verlassen hatte, um eine fremde Umgebung zu suchen, um sich aus dem Kreise der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen, und er blickte mit einer Art von Verwunderung auf, daß er sich nun in diesem Thale in dieser Beschäftigung wiederfand. Große Wolken zogen durch den Himmel und verloren sich hinter den Bergen, Vögel fangen aus den Gebüsch, und ein Widerschall antwortete ihnen. Er stieg langsam den Berg hinunter und setzte sich an den Rand eines Baches nieder, der über vorragendes Gestein schäumend murmelte. Er hörte auf die wechselnde Melodie des Wassers, und es schien, als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er mußte sich innig betrüben, daß er ihre Reden nicht verstehen konnte. Wieder sah er dann umher, und ihm dünkte, er sei froh und glücklich; so faßte er wieder neuen Mut und sang mit lauter Stimme einen Jägergesang¹.

„Froh und lustig zwischen Steinen
 Geht der Jüngling auf die Jagd,
 Seine Beute muß erscheinen
 In den grünlebend'gen Hainen,
 Sucht' er auch bis in die Nacht.

Seine treuen Hunde bellen
 Durch die schöne Einsamkeit,

¹ Das folgende Lied steht unter dem Titel „Jagdlieb“ auch in den Gedichten

Durch den Wald die Hörner gellen,
 Daß die Herzen mutig schwellen:
 O du schöne Jägerzeit!

Seine Heimat sind die Klüfte,
 Alle Bäume grüßen ihn,
 Rauschen strenge Herbstesklüfte,
 Find't er Hirsch und Reh, die Schlüfte
 Muß er jauchzend dann durchziehn.

Laß dem Landmann seine Mühlen
 Und dem Schiffer nur sein Meer,
 Keiner sieht in Morgens Frühen
 So Aurora's Augen glühen,
 Hängt der Tau am Grase schwer,

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,
 Und Diana lacht ihn an;
 Einst das schönste Bild entbrennet,
 Die er seine Liebste nennet:
 O beglückter Jägermann!"

Während dieses Gefanges war die Sonne tiefer gesunken, und breite Schatten fielen durch das enge Thal. Eine kühlende Dämmerung schlich über den Boden weg, und nur noch die Wipfel der Bäume, wie die runden Bergspitzen waren vom Schein des Abends vergoldet. Christians Gemüt ward immer trübseliger, er mochte nicht nach seinem Vogelherde zurückkehren, und dennoch mochte er nicht bleiben; es dünkte ihm so einsam, und er sehnte sich nach Menschen. Jetzt wünschte er sich die alten Bücher, die er sonst bei seinem Vater gesehn und die er niemals lesen mögen, so oft ihn auch der Vater dazu angetrieben hatte; es fielen ihm die Szenen seiner Kindheit ein, die Spiele mit der Jugend des Dorfes, seine Bekanntschaften unter den Kindern, die Schule, die ihm so drückend gewesen war, und er sehnte sich in alle diese Umgebungen zurück, die er freiwillig verlassen hatte, um sein Glück in unbekanntem Gegenden, in Bergen, unter fremden Menschen, in einer neuen Beschäftigung zu finden. Indem es finstret wurde und der Bach lauter rauschte und das Geflügel der Nacht seine irre Wan-

derung mit umschweifendem Fluge begann, faß er noch immer mißvergnügt und in sich versunken; er hätte weinen mögen, und er war durchaus unentschlossen, was er thun und vornehmen solle. Gedankenlos zog er eine hervorragende Wurzel aus der Erde, und plötzlich hörte er erschreckend ein dumpfes Winseln im Boden, das sich unterirdisch in klagenden Tönen fortzog und erst in der Ferne wehmütig verscholl. Der Ton durchdrang sein innerstes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermutet die Wunde berührt habe, an der der sterbende Leichnam der Natur¹ in Schmerzen vergehen wolle. Er sprang auf und wollte entfliehen, denn er hatte wohl ehemals von der seltsamen Arunenwurzel² gehört, die beim Ausreißen so herzdurchschneidende Klageklänge von sich gebe, daß der Mensch von ihrem Gewinsel wahnsinnig werden müsse. Indem er fortgehen wollte, stand ein fremder Mann hinter ihm, welcher ihn freundlich ansah und fragte, wohin er wolle. Christian hatte sich Gesellschaft gewünscht, und doch erschrak er von neuem vor dieser freundlichen Gegenwart. „Wohin so eilig?“ fragte der Fremde noch einmal. Der junge Jäger suchte sich zu sammeln und erzählte, wie ihm plötzlich die Einsamkeit so schrecklich vorgekommen sei, daß er sich habe retten wollen, der Abend sei so dunkel, die grünen Schatten des Waldes so traurig, der Bach spreche in lauter Klagen, die Wolken des Himmels zögen seine Sehnsucht jenseit den Bergen hinüber. „Ihr seid noch jung“, sagte der Fremde, „und könnt wohl die Strenge der Einsamkeit noch nicht ertragen, ich will Euch begleiten, denn Ihr findet doch kein Haus oder Dorf im Umkreis einer Meile; wir mögen unterwegs etwas sprechen und uns erzählen, so verliert Ihr die trüben Gedanken; in einer Stunde kommt der Mond hinter den Bergen hervor, sein Licht wird dann wohl auch Eure Seele lichter machen.“

¹ Die Auffassung der Natur als eines lebenden Organismus gehört der Naturphilosophie Schellings und Steffens' an. Vgl. das Gedicht „Phantasia“, Bd. 1, S. 59 und Anmerkung 1.

² Die „Arunenwurzel“ (*Mandragora vernalis* und *autumnalis*) wurde früher zu Arzneizwecken verwendet. Die sich an sie anknüpfenden abergläubischen Vorstellungen hat Achim von Arnim zum Motiv der grauig-schönen Novelle „Isabella von Agypten“ benützt.

Sie gingen fort, und der Fremde dünkte dem Jünglinge bald ein alter Bekannter zu sein. „Wie seid Ihr in dieses Gebirge gekommen“, fragte jener, „Ihr seid hier, Eurer Sprache nach, nicht einheimisch.“ — „Ach, darüber“, sagte der Jüngling, „ließe sich viel sagen, und doch ist es wieder keiner Rede, keiner Erzählung wert; es hat mich wie mit fremder Gewalt aus dem Kreise meiner Eltern und Verwandten hinweggenommen, mein Geist war seiner selbst nicht mächtig; wie ein Vogel, der in einem Netz gefangen ist und sich vergeblich sträubt, so verstrickt war meine Seele in seltsamen Vorstellungen und Wünschen. Wir wohnten weit von hier in einer Ebene, in der man rund umher keinen Berg, kaum eine Anhöhe erblickte; wenige Bäume schmückten den grünen Plan, aber Wiesen, fruchtbare Kornfelder und Gärten zogen sich hin, soweit das Auge reichen konnte; ein großer Fluß glänzte wie ein mächtiger Geist an den Wiesen und Feldern vorbei. Mein Vater war Gärtner im Schloß und hatte vor, mich ebenfalls zu seiner Beschäftigung zu erziehen; er liebte die Pflanzen und Blumen über alles und konnte sich tagelang unermüdet mit ihrer Wartung und Pflege abgeben. Ja, er ging so weit, daß er behauptete, er könne fast mit ihnen sprechen; er lerne von ihrem Wachstum und Gedeihen, sowie von der verschiedenen Gestalt und Farbe ihrer Blätter. Mir war die Gartenarbeit zuwider, um so mehr, als mein Vater mir zuredete oder gar mit Drohungen mich zu zwingen versuchte. Ich wollte Fischer werden und machte den Versuch, allein das Leben auf dem Wasser stand mir auch nicht an; ich wurde dann zu einem Handelsmann in die Stadt gegeben und kam auch von ihm bald in das väterliche Haus zurück. Auf einmal hörte ich meinen Vater von Gebirgen erzählen, die er in seiner Jugend bereiset hatte, von den unterirdischen Bergwerken und ihren Arbeitern, von Jägern und ihrer Beschäftigung, und plötzlich erwachte in mir der bestimmteste Trieb, das Gefühl, daß ich nun die für mich bestimmte Lebensweise gefunden habe. Tag und Nacht sann ich und stellte mir hohe Berge, Klüfte und Tannenwälder vor; meine Einbildung erschuf sich ungeheure Felsen, ich hörte in Gedanken das Getöse der Jagd, die Hörner und das Geschrei der Hunde und des Wildes; alle meine Träume waren

damit angefüllt, und darüber hatte ich nun weder Klast noch Ruhe mehr. Die Ebene, das Schloß, der kleine, beschränkte Garten meines Vaters mit den geordneten Blumenbeeten, die enge Wohnung, der weite Himmel, der sich ringsum so traurig ausdehnte und keine Höhe, keinen erhabenen Berg umarmte, alles ward mir noch betrübter und verhaßter. Es schien mir, als wenn alle Menschen um mich her in der bejammernswürdigsten Unwissenheit lebten, und daß alle ebenso denken und empfinden würden wie ich, wenn ihnen dieses Gefühl ihres Elendes nur ein einziges Mal in ihrer Seele aufginge. So trieb ich mich um, bis ich an einem Morgen den Entschluß faßte, das Haus meiner Eltern auf immer zu verlassen. Ich hatte in einem Buche Nachrichten vom nächsten großen Gebirge gefunden, Abbildungen einiger Gegenden, und darnach richtete ich meinen Weg ein. Es war im ersten Frühlinge, und ich fühlte mich durchaus froh und leicht. Ich eilte, um nur recht bald die Ebene zu verlassen, und an einem Abende sah ich in der Ferne die dunkeln Umrisse des Gebirges vor mir liegen. Ich konnte in der Herberge kaum schlafen, so ungeduldig war ich, die Gegend zu betreten, die ich für meine Heimat ansah; mit dem Frühesten war ich munter und wieder auf der Reise. Nachmittags befand ich mich schon unter den vielgeliebten Bergen, und wie ein Trunkener ging ich, stand dann eine Weile, schaute rückwärts und berauschte mich in allen mir fremden und doch so wohlbekanntem Gegenständen. Bald verlor ich die Ebene hinter mir aus dem Gesichte, die Waldströme rauschten mir entgegen, Buchen und Eichen brausten mit bewegtem Laube von steilen Abhängen herunter; mein Weg führte mich an schwindlichten Abgründen vorüber, blaue Berge standen groß und ehrwürdig im Hintergrunde. Eine neue Welt war mir aufgeschlossen, ich wurde nicht müde. So kam ich nach einigen Tagen, indem ich einen großen Teil des Gebirges durchstreift hatte, zu einem alten Förster, der mich auf mein inständiges Bitten zu sich nahm, um mich in der Kunst der Jägerei zu unterrichten. Jetzt bin ich seit drei Monaten in seinen Diensten. Ich nahm von der Gegend, in der ich meinen Aufenthalt hatte, wie von einem Königreiche Besitz; ich lernte jede Klippe, jede

Schlufst des Gebirges kennen, ich war in meiner Beschäftigung, wenn wir am frühen Morgen nach dem Gebirge zogen, wenn wir Bäume im Forste fällten, wenn ich mein Auge und meine Büchse übte und die treuen Gefährten, die Hunde, zu ihren Geschicklichkeiten abrichtete, überaus glücklich. Jetzt sitze ich seit acht Tagen hier oben auf dem Vogelherde, im einsamsten Gebirge, und am Abend wurde mir heut so traurig zu Sinne wie noch niemals in meinem Leben, ich kam mir so verloren, so ganz unglücklich vor, und noch kann ich mich nicht von dieser trüben Stimmung erholen.“

Der fremde Mann hatte aufmerksam zugehört, indem beide durch einen dunkeln Gang des Waldes gewandert waren. Jetzt traten sie ins Freie, und das Licht des Mondes, der oben mit seinen Hörnern über der Bergspitze stand, begrüßte sie freundlich: in unkenntlichen Formen und vielen gesonderten Massen, die der bleiche Schimmer wieder rätselhaft vereinigte, lag das gespaltene Gebirge vor ihnen, im Hintergrunde ein steiler Berg, auf welchem uralte verwitterte Ruinen schauerlich im weißen Lichte sich zeigten. „Unser Weg trennt sich hier“, sagte der Fremde, „ich gehe in diese Tiefe hinunter, dort bei jenem alten Schacht ist meine Wohnung: die Erze sind meine Nachbarn, die Berggewässer erzählen mir Wunderdinge in der Nacht, dahin kannst du mir doch nicht folgen. Aber siehe dort den Runenberg mit seinem schroffen Mauerwerke, wie schön und anlockend das alte Gestein zu uns herblickt! Bist du niemals dorten gewesen?“ — „Niemals“, sagte der junge Christian, „ich hörte einmal meinen alten Förster wunderfame Dinge von diesem Berge erzählen, die ich, thöricht genug, wieder vergessen habe; aber ich erinnere mich, daß mir an jenem Abend grauenhaft zu Mute war. Ich möchte wohl einmal die Höhe besteigen, denn die Lichter sind dort am schönsten, das Gras muß dorten recht grün sein, die Welt umher recht seltsam, auch mag sich's wohl treffen, daß man noch manch Wunder aus der alten Zeit da oben fände.“

„Es kann fast nicht fehlen“, sagte jener, „wer nur zu suchen versteht, wessen Herz recht innerlich hingezogen wird, der findet uralte Freunde dort und Herrlichkeiten, alles, was er am eifrigsten

wünscht.“ — Mit diesen Worten stieg der Fremde schnell hinunter, ohne seinem Gefährten Lebewohl zu sagen, bald war er im Dickicht des Gebüsches verschwunden, und kurz nachher verhallte auch der Tritt seiner Füße. Der junge Jäger war nicht verwundert, er verdoppelte nur seine Schritte nach dem Runenberge zu, alles winkte ihm dorthin, die Sterne schienen dorthin zu leuchten, der Mond wies mit einer hellen Straße nach den Trümmern, lichte Wolken zogen hinauf, und aus der Tiefe redeten ihm Gewässer und rauschende Wälder zu und sprachen ihm Mut ein. Seine Schritte waren wie besflügelt, sein Herz klopfte, er fühlte eine so große Freude in seinem Innern, daß sie zu einer Angst importwuchs. — Er kam in Gegenden, in denen er nie gewesen war, die Felsen wurden steiler, das Grün verlor sich, die fahlen Wände riefen ihn wie mit zürnenden Stimmen an, und ein einsam klagender Wind jagte ihn vor sich her. So eilte er ohne Stillstand fort und kam spät nach Mitternacht auf einen schmalen Fußsteig, der hart an einem Abgrunde hinlief. Er achtete nicht auf die Tiefe, die unter ihm gähnte und ihn zu verschlingen drohte, so sehr spornten ihn irre Vorstellungen und unverständliche Wünsche. Jetzt zog ihn der gefährliche Weg neben eine hohe Mauer hin, die sich in den Wolken zu verlieren schien; der Steig ward mit jedem Schritte schmaler, und der Jüngling mußte sich an vorragenden Steinen festhalten, um nicht hinunterzustürzen. Endlich konnte er nicht weiter, der Pfad endigte unter einem Fenster, er mußte still stehen und wußte jetzt nicht, ob er umkehren, ob er bleiben solle. Plötzlich sah er ein Licht, das sich hinter dem alten Gemäuer zu bewegen schien. Er sah dem Scheine nach und entdeckte, daß er in einen alten geräumigen Saal blicken konnte, der wunderbar verziert von mancherlei Gesteinen und Kristallen in vielfältigen Schimmern funkelte, die sich geheimnisvoll von dem wandelnden Lichte durcheinander bewegten, welches eine große weibliche Gestalt trug, die finnen im Gemache auf und nieder ging. Sie schien nicht den Sterblichen anzugehören, so groß, so mächtig waren ihre Glieder, so streng ihr Gesicht, aber doch dünkte dem entzückten Jünglinge, daß er noch niemals solche Schönheit gesehen oder geahndet habe. Er zitterte und wünschte doch heim-

lich, daß sie zum Fenster treten und ihn wahrnehmen möchte. Endlich stand sie still, setzte das Licht auf einen kristallinen Tisch nieder, schaute in die Höhe und sang mit durchdringlicher Stimme:

„Wo die Alten weilen,
 Daß sie nicht erscheinen?
 Die Kristallen weinen,
 Von demantnen Säulen
 Fließen Thränenquellen,
 Töne klingen drein;
 In den klaren, hellen,
 Schön durchsicht'gen Wellen
 Bildet sich der Schein,
 Der die Seelen ziehet,
 Dem das Herz erglühet.
 Kommt, ihr Geister alle,
 Zu der goldnen Halle,
 Hebt aus tiefen Dunkeln
 Häupter, welche funkeln!
 Macht der Herzen und der Geister,
 Die so durstig sind im Sehnen,
 Mit den leuchtend schönen Thränen
 Allgewaltig euch zum Meister!“

Als sie geendigt hatte, fing sie an sich zu entkleiden und ihre Gewänder in einen kostbaren Wandschrank zu legen. Erst nahm sie einen goldenen Schleier vom Haupte, und ein langes, schwarzes Haar floß in geringelter Fülle bis über die Hüften hinab; dann löste sie das Gewand des Busens, und der Jüngling vergaß sich und die Welt im Anschauen der überirdischen Schönheit. Er wagte kaum zu atmen, als sie nach und nach alle Hüllen löste; nackt schritt sie endlich im Saale auf und nieder, und ihre schweren, schwebenden Locken bildeten um sie her ein dunkel wogendes Meer, aus dem wie Marmor die glänzenden Formen des reinen Leibes abwechselnd hervorstrahlten. Nach geraumer Zeit näherte sie sich einem andern goldenen Schranke, nahm eine Tafel heraus, die von vielen eingelegten Steinen, Rubinen, Dia-

manten und allen Juwelen glänzte, und betrachtete sie lange prüfend. Die Tafel schien eine wunderliche, unverständliche Figur mit ihren unterschiedlichen Farben und Linien zu bilden; zuweilen war, nachdem der Schimmer ihm entgegenspiegelte, der Jüngling schmerzhaft geblendet, dann wieder besänftigten grüne und blau spielende Scheine sein Auge: er aber stand, die Gegenstände mit seinen Blicken verschlingend und zugleich tief in sich selbst versunken. In seinem Innern hatte sich ein Abgrund von Gestalten und Wohl laut, von Sehnsucht und Wollust aufgethan, Scharen von beflügelten Tönen und wehmütigen und freudigen Melodien zogen durch sein Gemüt, das bis auf den Grund bewegt war: er sah eine Welt von Schmerz und Hoffnung in sich aufgehen, mächtige Wunderfelsen von Vertrauen und trotgender Zuversicht, große Wasserströme, wie voll Wehmut fließend. Er kannte sich nicht wieder und erschrak, als die Schöne das Fenster öffnete, ihm die magische steinerne Tafel reichte und die wenigen Worte sprach: „Nimm dieses zu meinem Angedenken!“ Er faßte die Tafel und fühlte die Figur, die unsichtbar sogleich in sein Inneres überging, und das Licht und die mächtige Schönheit und der seltsame Saal waren verschwunden. Wie eine dunkle Nacht mit Wolkenvorhängen fiel es in sein Inneres hinein, er suchte nach seinen vorigen Gefühlen, nach jener Begeisterung und unbegreiflichen Liebe, er beschaute die kostbare Tafel, in welcher sich der unter sinkende Mond schwach und bläulich spiegelte.

Noch hielt er die Tafel fest in seinen Händen gepreßt, als der Morgen graute und er erschöpft, schwindelnd und halb schlafend die steile Höhe hinunterstürzte. —

Die Sonne schien dem betäubten Schläfer auf sein Gesicht, der sich erwachend auf einem anmutigen Hügel wieder fand. Er sah umher und erblickte weit hinter sich und kaum noch kennbar am äußersten Horizont die Trümmer des Runenberges: er suchte nach jener Tafel und fand sie nirgend. Erstaunt und verwirrt wollte er sich sammeln und seine Erinnerungen anknüpfen, aber sein Gedächtnis war wie mit einem wüsten Nebel angefüllt, in welchem sich formlose Gestalten wild und unkenntlich durcheinander bewegten. Sein ganzes voriges Leben lag wie in einer

tiefen Ferne hinter ihm; das Seltsamste und das Gewöhnliche war so ineinander vermischt, daß er es unmöglich sondern konnte. Nach langem Streite mit sich selbst glaubte er endlich, ein Traum oder ein plötzlicher Wahnsinn habe ihn in dieser Nacht befallen, nur begriff er immer nicht, wie er sich so weit in eine fremde, entlegene Gegend habe verirren können.

Noch fast schlaftrunken stieg er den Hügel hinab und geriet auf einen gebahnten Weg, der ihn vom Gebirge hinunter in das flache Land führte. Alles war ihm fremd, er glaubte anfangs, er würde in seine Heimat gelangen, aber er sah eine ganz verschiedene Gegend und vermutete endlich, daß er sich jenseit der südlichen Grenze des Gebirges befinden müsse, welches er im Frühling von Norden her betreten hatte. Gegen Mittag stand er über einem Dorfe, aus dessen Hütten ein friedlicher Rauch in die Höhe stieg, Kinder spielten auf einem grünen Plaze, festtäglich gepuzt, und aus der kleinen Kirche erscholl der Orgelklang und das Singen der Gemeinde. Alles ergriff ihn mit unbeschreiblich süßer Wehmut, alles rührte ihn so herzlich, daß er weinen mußte. Die engen Gärten, die kleinen Hütten mit ihren rauchenden Schornsteinen, die gerade abgetheilten Kornfelder erinnerten ihn an die Bedürftigkeit des armen Menschengeschlechts, an seine Abhängigkeit vom freundlichen Erdboden, dessen Milde es sich vertrauen muß; dabei erfüllte der Gesang und der Ton der Orgel sein Herz mit einer nie gefühlten Frömmigkeit. Seine Empfindungen und Wünsche der Nacht erschienen ihm ruchlos und frevelhaft, er wollte sich wieder kindlich, bedürftig und demütig an die Menschen wie an seine Brüder schließen und sich von den gottlosen Gefühlen und Vorsätzen entfernen. Reizend und anlockend dünkte ihm die Ebene mit dem kleinen Fluß, der sich in mannigfaltigen Krümmungen um Wiesen und Gärten schmiegte; mit Furcht gedachte er an seinen Aufenthalt in dem einsamen Gebirge und zwischen den wüsten Steinen, er sehnte sich, in diesem friedlichen Dorfe wohnen zu dürfen, und trat mit diesen Empfindungen in die menschen-erfüllte Kirche.

Der Gesang war eben beendigt, und der Priester hatte seine Predigt begonnen von den Wohlthaten Gottes in der Ernte: wie

seine Güte alles speiset und sättiget, was lebt, wie wunderbar im Getreide für die Erhaltung des Menschengeschlechtes gesorgt sei, wie die Liebe Gottes sich unaufhörlich im Brote theilte, und der andächtige Christ so ein unvergängliches Abendmahl gerührt feiern könne. Die Gemeinde war erbaut, des Jägers Blicke ruhten auf dem frommen Redner und bemerkten dicht neben der Kanzel ein junges Mädchen, das vor allen andern der Andacht und Aufmerksamkeit hingegeben schien. Sie war schlank und blond, ihr blaues Auge glänzte von der durchdringendsten Sanftheit, ihr Antlitz war wie durchsichtig und in den zartesten Farben blühend. Der fremde Jüngling hatte sich und sein Herz noch niemals so empfunden, so voll Liebe und so beruhigt, so den stillsten und erquickendsten Gefühlen hingegeben. Er beugte sich weinend, als der Priester endlich den Segen sprach, er fühlte sich bei den heiligen Worten wie von einer unsichtbaren Gewalt durchdrungen und das Schattenbild der Nacht in die tiefste Entfernung wie ein Gespenst hinab gerückt. Er verließ die Kirche, verweilte unter einer großen Linde und dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete, daß er ihn ohne sein Verdienst wieder aus den Netzen des bösen Geistes befreit habe.

Das Dorf feierte an diesem Tage das Erntefest, und alle Menschen waren fröhlich gestimmt; die geputzten Kinder freuten sich auf die Tänze und Kuchen, die jungen Burschen richteten auf dem Plage im Dorfe, der von jungen Bäumen umgeben war, alles zu ihrer herbstlichen Festlichkeit ein, die Musikanten saßen und probierten ihre Instrumente. Christian ging noch einmal in das Feld hinaus, um sein Gemüt zu sammeln und seinen Betrachtungen nachzuhängen, dann kam er in das Dorf zurück, als sich schon alles zur Fröhlichkeit und zur Begehung des Festes vereinigt hatte. Auch die blonde Elisabeth war mit ihren Eltern zugegen, und der Fremde mischte sich in den frohen Haufen. Elisabeth tanzte, und er hatte unterdes bald mit dem Vater ein Gespräch angesponnen, der ein Pächter war und einer der reichsten Leute im Dorfe. Ihm schien die Jugend und das Gespräch des fremden Gastes zu gefallen, und so wurden sie in kurzer Zeit dahin einig, daß Christian als Gärtner bei ihm einziehen solle

Dieser konnte es unternehmen, denn er hoffte, daß ihm nun die Kenntnisse und Beschäftigungen zu statten kommen würden, die er in seiner Heimat so sehr verachtet hatte.

Jetzt begann ein neues Leben für ihn. Er zog bei dem Pächter ein und ward zu dessen Familie gerechnet; mit seinem Stande veränderte er auch seine Tracht. Er war so gut, so dienstfertig und immer freundlich, er stand seiner Arbeit so fleißig vor, daß ihm bald alle im Hause, vorzüglich aber die Tochter, gewogen wurden. So oft er sie am Sonntage zur Kirche gehen sah, hielt er ihr einen schönen Blumenstrauß in Bereitschaft, für den sie ihm mit errötender Freundlichkeit dankte; er vermifste sie, wenn er sie an einem Tage nicht sah, dann erzählte sie ihm am Abend Märchen und lustige Geschichten. Sie wurden sich immer notwendiger, und die Alten, welche es bemerkten, schienen nichts dagegen zu haben, denn Christian war der fleißigste und schönste Bursche im Dorfe; sie selbst hatten vom ersten Augenblick einen Zug der Liebe und Freundschaft zu ihm gefühlt. Nach einem halben Jahre war Elisabeth seine Gattin. Es war wieder Frühling, die Schwalben und die Vögel des Gefanges kamen in das Land, der Garten stand in seinem schönsten Schmucke, die Hochzeit wurde mit aller Fröhlichkeit gefeiert, Braut und Bräutigam schienen trunken von ihrem Glücke. Am Abend spät, als sie in die Kammer gingen, sagte der junge Gatte zu seiner Geliebten: „Nein, nicht jenes Bild bist du, welches mich einst im Traum entzückte und das ich niemals ganz vergessen kann, aber doch bin ich glücklich in deiner Nähe und selig in deinen Armen.“

Wie vergnügt war die Familie, als sie nach einem Jahre durch eine kleine Tochter vermehrt wurde, welche man Leonora nannte. Christian wurde zwar zuweilen etwas ernster, indem er das Kind betrachtete, aber doch kam seine jugendliche Heiterkeit immer wieder zurück. Er gedachte kaum noch seiner vorigen Lebensweise, denn er fühlte sich ganz einheimisch und befriedigt. Nach einigen Monaten fielen ihm aber seine Eltern in die Gedanken, und wie sehr sich besonders sein Vater über sein ruhiges Glück, über seinen Stand als Gärtner und Landmann freuen würde; es ängstigte ihn, daß er Vater und Mutter seit so langer

Zeit ganz hatte vergessen können, sein einziges Kind erinnerte ihn, welche Freude die Kinder den Eltern sind, und so beschloß er dann endlich, sich auf die Reise zu machen und seine Heimat wieder zu besuchen.

Ungern verließ er seine Gattin; alle wünschten ihm Glück, und er machte sich in der schönen Jahreszeit zu Fuß auf den Weg. Er fühlte schon nach wenigen Stunden, wie ihn das Scheiden peinige, zum erstenmal empfand er in seinem Leben die Schmerzen der Trennung; die fremden Gegenstände erschienen ihm fast wild, ihm war, als sei er in einer feindseligen Einsamkeit verloren. Da kam ihm der Gedanke, daß seine Jugend vorüber sei, daß er eine Heimat gefunden, der er angehöre, in die sein Herz Wurzel geschlagen habe; er wollte fast den verlorenen Leichtsinn der vorigen Jahre beklagen, und es war ihm äußerst trübselig zu Mute, als er für die Nacht auf einem Dorfe in dem Wirtshause eintreten mußte. Er begriff nicht, warum er sich von seiner freundlichen Gattin und den erworbenen Eltern entfernt habe, und verdrießlich und murrend machte er sich am Morgen auf den Weg, um seine Reise fortzusetzen.

Seine Angst nahm zu, indem er sich dem Gebirge näherte, die fernen Ruinen wurden schon sichtbar und traten nach und nach kenntlicher hervor, viele Bergspitzen hoben sich abgeründet aus dem blauen Nebel. Sein Schritt wurde zaghaft, er blieb oft stehen und verwunderte sich über seine Furcht, über die Schauer, die ihm mit jedem Schritte gedrängter nahe kamen. „Ich kenne dich, Wahnsinn, wohl“, rief er aus, „und dein gefährliches Loos, aber ich will dir männlich widerstehn! Elisabeth ist kein schnöder Traum; ich weiß, daß sie jetzt an mich denkt, daß sie auf mich wartet und liebevoll die Stunden meiner Abwesenheit zählt. Sehe ich nicht schon Wälder wie schwarze Haare vor mir? Schauen nicht aus dem Bache die blinkenden Augen nach mir her? Schreiten die großen Glieder nicht aus den Bergen auf mich zu?“ — Mit diesen Worten wollte er sich, um auszuruhen, unter einen Baum niedertwerfen, als er im Schatten desselben einen alten Mann sitzen sah, der mit der größten Aufmerksamkeit eine Blume betrachtete, sie bald gegen die Sonne hielt, bald wieder

mit seiner Hand beschattete, ihre Blätter zählte und überhaupt sich bemühte, sie seinem Gedächtnisse genau einzuprägen. Als er näher ging, erschien ihm die Gestalt so bekannt, und bald blieb ihm kein Zweifel übrig, daß der Alte mit der Blume sein Vater sei. Er stürzte ihm mit dem Ausdruck der heftigsten Freude in die Arme; jener war vergnügt, aber nicht überrascht, ihn so plötzlich wiederzusehen. „Kömmst du mir schon entgegen, mein Sohn?“ sagte der Alte, „ich wußte, daß ich dich bald finden würde, aber ich glaubte nicht, daß mir schon am heutigen Tage die Freude widerfahren sollte.“ — „Woher wußtet Ihr, Vater, daß Ihr mich antreffen würdet?“ — „An dieser Blume“, sprach der alte Gärtner; „seit ich lebe, habe ich mir gewünscht, sie einmal sehen zu können, aber niemals ist es mir so gut geworden, weil sie sehr selten ist und nur in Gebirgen wächst: ich machte mich auf, dich zu suchen, weil deine Mutter gestorben ist und mir zu Hause die Einsamkeit zu drückend und trübselig war. Ich wußte nicht, wohin ich meinen Weg richten sollte, endlich wanderte ich durch das Gebirge, so traurig mir auch die Reise vorkam; ich suchte beiher nach der Blume, konnte sie aber nirgends entdecken, und nun finde ich sie ganz unvermutet hier, wo schon die schöne Ebene sich ausstreckt; daraus wußte ich, daß ich dich bald finden mußte, und sieh, wie die liebe Blume mir geweißsagt hat!“ Sie umarmten sich wieder, und Christian beweinte seine Mutter; der Alte aber faßte seine Hand und sagte: „Laß uns gehen, daß wir die Schatten des Gebirges bald aus den Augen verlieren, mir ist immer noch weh ums Herz von den steilen, wilden Gestalten, von dem gräßlichen Geklüft, von den schluchzenden Wasserbächen; laß uns das gute, fromme, ebene Land besuchen.“

Sie wanderten zurück, und Christian ward wieder froher. Er erzählte seinem Vater von seinem neuen Glücke, von seinem Kinde und seiner Heimat; sein Gespräch machte ihn selbst wie trunken, und er fühlte im Reden erst recht, wie nichts mehr zu seiner Zufriedenheit ermangle. So kamen sie unter Erzählungen, traurigen und fröhlichen, in dem Dorfe an. Alle waren über die frühe Beendigung der Reise vergnügt, am meisten Elisabeth. Der alte Vater zog zu ihnen und gab sein kleines

Vermögen in ihre Wirtschaft; sie bildeten den zufriedensten und einträchtigsten Kreis von Menschen. Der Acker gedieh, der Viehstand mehrte sich, Christians Haus wurde in wenigen Jahren eins der ansehnlichsten im Orte; auch sah er sich bald als den Vater von mehreren Kindern.

Fünf Jahre waren auf diese Weise verflossen, als ein Fremder auf seiner Reise in ihrem Dorfe einkehrte und in Christians Hause, weil es die ansehnlichste Wohnung war, seinen Aufenthalt nahm. Er war ein freundlicher, gesprächiger Mann, der vieles von seinen Reisen erzählte, der mit den Kindern spielte und ihnen Geschenke machte, und dem in kurzem alle gewogen waren. Es gefiel ihm so wohl in der Gegend, daß er sich einige Tage hier aufhalten wollte; aber aus den Tagen wurden Wochen und endlich Monate. Keiner wunderte sich über die Verzögerung, denn alle hatten sich schon daran gewöhnt, ihn mit zur Familie zu zählen. Christian saß nur oft nachdenklich; denn es kam ihm vor, als kenne er den Reisenden schon von ehemals, und doch konnte er sich keiner Gelegenheit erinnern, bei welcher er ihn gesehen haben möchte. Nach dreien Monaten nahm der Fremde endlich Abschied und sagte: „Lieben Freunde, ein wunderbares Schicksal und seltsame Erwartungen treiben mich in das nächste Gebirge hinein, ein zaubervolles Bild, dem ich nicht widerstehen kann, lockt mich; ich verlasse euch jetzt, und ich weiß nicht, ob ich wieder zu euch zurückkommen werde; ich habe eine Summe Geldes bei mir, die in euren Händen sicherer ist als in den meinigen, und deshalb bitte ich euch, sie zu verwahren; komme ich in Jahresfrist nicht zurück, so behaltet sie und nehmet sie als einen Dank für eure mir bewiesene Freundschaft an.“

So reiste der Fremde ab, und Christian nahm das Geld in Verwahrung. Er verschloß es sorgfältig und sah aus übertriebener Angstlichkeit zuweilen wieder nach, zählte es über, ob nichts daran fehle, und machte sich viel damit zu thun. „Diese Summe könnte uns recht glücklich machen“, sagte er einmal zu seinem Vater, „wenn der Fremde nicht zurückkommen sollte, für uns und unsre Kinder wäre auf immer gesorgt.“ — „Laß das Gold“, sagte der Alte, „darinne liegt das Glück nicht, uns hat bisher

noch, gottlob! nichts gemangelt, und entschlage dich überhaupt dieser Gedanken.“

Oft stand Christian in der Nacht auf, um die Knechte zur Arbeit zu wecken und selbst nach allem zu sehen; der Vater war besorgt, daß er durch übertriebenen Fleiß seiner Jugend und Gesundheit schaden möchte: daher machte er sich in einer Nacht auf, um ihn zu ermahnen, seine übertriebene Thätigkeit einzuschränken, als er ihn zu seinem Erstaunen bei einer kleinen Lampe am Tische sitzend fand, indem er wieder mit der größten Emsigkeit die Goldstücke zählte. „Mein Sohn“, sagte der Alte mit Schmerzen, „soll es dahin mit dir kommen? Ist dieses verfluchte Metall nur zu unserm Unglück unter dieses Dach gebracht? Besinne dich, mein Lieber; so muß dir der böse Feind Blut und Leben verzehren.“ — „Ja“, sagte Christian, „ich verstehe mich selber nicht mehr, weder bei Tage noch in der Nacht läßt es mir Ruhe; seht, wie es mich jetzt wieder anblickt, daß mir der rote Glanz tief in mein Herz hineingeht! Horcht, wie es klingt, dies güldene Blut! Das ruft mich, wenn ich schlafe, ich höre es, wenn Musik tönt, wenn der Wind bläst, wenn Leute auf der Gasse sprechen; scheint die Sonne, so sehe ich nur diese gelben Augen, wie es mir jubinzelt und mir heimlich ein Liebeswort ins Ohr sagen will: so muß ich mich wohl nächtllicherweise aufmachen, um nur seinem Liebesdrang genugzuthun, und dann fühle ich es innerlich jauchzen und frohlocken, wenn ich es mit meinen Fingern berühre, es wird vor Freuden immer röter und herrlicher; schaut nur selbst die Blut der Entzückung an!“ — Der Greis nahm schauernd und weinend den Sohn in seine Arme, betete und sprach dann: „Christel, du mußt dich wieder zum Worte Gottes wenden, du mußt fleißiger und andächtiger in die Kirche gehen, sonst wirst du verschmachten und im traurigsten Glende dich verzehren.“

Das Geld wurde wieder weggeschlossen, Christian versprach sich zu ändern und in sich zu gehn, und der Alte ward beruhigt. Schon war ein Jahr und mehr vergangen, und man hatte von dem Fremden noch nichts wieder in Erfahrung bringen können; der Alte gab nun endlich den Bitten seines Sohnes nach, und das

zurückgelassene Geld wurde in Ländereien und auf andere Weise angelegt. Im Dorfe wurde bald von dem Reichtum des jungen Pächters gesprochen, und Christian schien außerordentlich zufrieden und vergnügt, so daß der Vater sich glücklich pries, ihn so wohl und heiter zu sehen: alle Furcht war jetzt in seiner Seele verschwunden. Wie sehr mußte er daher erstaunen, als ihn an einem Abend Elisabeth beiseit nahm und unter Thränen erzählte, wie sie ihren Mann nicht mehr verstehe, er spreche so irre, vorzüglich des Nachts, er träume schwer, gehe oft im Schlafe lange in der Stube herum, ohne es zu wissen, und erzähle wunderbare Dinge, vor denen sie oft schauern müsse. Am schrecklichsten sei ihr seine Lustigkeit am Tage, denn sein Lachen sei so wild und frech, sein Blick irre und fremd. Der Vater erschrak, und die betrühte Gattin fuhr fort: „Immer spricht er von dem Fremden und behauptet, daß er ihn schon sonst gekannt habe, denn dieser fremde Mann sei eigentlich ein wunderschönes Weib; auch will er gar nicht mehr auf das Feld hinausgehn oder im Garten arbeiten, denn er sagt, er höre ein unterirdisches fürchterliches Achzen, sowie er nur eine Wurzel ausziehe; er fährt zusammen und scheint sich vor allen Pflanzen und Kräutern wie vor Gespenstern zu entsetzen.“ — „Allgütiger Gott!“ rief der Vater aus, „ist der fürchterliche Hunger in ihn schon so fest hineingewachsen, daß es dahin hat kommen können? So ist sein verzaubertes Herz nicht menschlich mehr, sondern von kaltem Metall; wer keine Blume mehr liebt, dem ist alle Liebe und Gottesfurcht verloren.“

Am folgenden Tage ging der Vater mit dem Sohne spazieren und sagte ihm manches wieder, was er von Elisabeth gehört hatte; er ermahnte ihn zur Frömmigkeit, und daß er seinen Geist heiligen Betrachtungen widmen solle. Christian sagte: „Gern, Vater; auch ist mir oft ganz wohl, und es gelingt mir alles gut; ich kann auf lange Zeit, auf Jahre, die wahre Gestalt meines Innern vergessen und gleichsam ein fremdes Leben mit Leichtigkeit führen: dann geht aber plötzlich wie ein neuer Mond das regierende Gestirn, welches ich selber bin, in meinem Herzen auf und besiegt die fremde Macht. Ich könnte ganz froh sein, aber einmal, in einer seltsamen Nacht, ist mir durch die Hand ein geheimnisvolles

Zeichen tief in mein Gemüt hincingeprägt; oft schläft und ruht die magische Figur, ich meine, sie ist vergangen, aber dann quillt sie wie ein Gift plötzlich wieder hervor und wegt¹ sich in allen Linien. Dann kann ich sie nur denken und fühlen, und alles umher ist verwandelt oder vielmehr von dieser Gestaltung verschlungen worden. Wie der Wahnsinnige beim Anblick des Wassers sich entsetzt und das empfangene Gift noch giftiger in ihm wird, so geschieht es mir bei allen edigen Figuren, bei jeder Linie, bei jedem Strahl, alles will dann die inwohnende Gestalt entbinden und zur Geburt befördern, und mein Geist und Körper fühlt die Angst; wie sie das Gemüt durch ein Gefühl von außen empfangt, so will es sie dann wieder quälend und ringend zum äußern Gefühl hinaus arbeiten, um ihrer los und ruhig zu werden.“

„Ein unglückliches Gestirn war es“, sprach der Alte, „das dich von uns hinwegzog; du warst für ein stilles Leben geboren, dein Sinn neigte sich zur Ruhe und zu den Pflanzen, da führte dich deine Ungeduld hinweg in die Gesellschaft der verwilderten Steine: die Felsen, die zerrissenen Klippen mit ihren schroffen Gestalten haben dein Gemüt zerrüttet und den verwüstenden Hunger nach dem Metall in dich gepflanzt. Immer hättest du dich vor dem Anblick des Gebirges hüten und bewahren müssen, und so dachte ich dich auch zu erziehen, aber es hat nicht sein sollen. Deine Demut, deine Ruhe, dein kindlicher Sinn ist von Trotz, Wildheit und Übermut verschüttet.“

„Nein“, sagte der Sohn, „ich erinnere mich ganz deutlich, daß mir eine Pflanze zuerst das Unglück der ganzen Erde bekannt gemacht hat, seitdem verstehe ich erst die Seufzer und Klagen, die allenthalben in der ganzen Natur vernehmbar sind, wenn man nur darauf hören will; in den Pflanzen, Kräutern, Blumen und Bäumen regt und bewegt sich schmerzhaft nur eine große Wunde, sie sind der Leichnam vormaliger herrlicher Steinwelten, sie bieten unserm Auge die schrecklichste Verwesung dar. Jetzt verstehe ich es wohl, daß es dies war, was mir jene Wurzel mit ihrem tief-

¹ bewegt.

geholten Nützen sagen wollte, sie vergaß sich in ihrem Schmerze und verriet mir alles. Darum sind alle grünen Gewächse so erzürnt auf mich und stehn mir nach dem Leben; sie wollen jene geliebte Figur in meinem Herzen auslöschen und in jedem Frühlinge mit ihrer verzerrten Leichenmiene meine Seele gewinnen. Unerlaubt und tückisch ist es, wie sie dich, alter Mann, hintergangen haben, denn von deiner Seele haben sie gänzlich Besitz genommen. Frage nur die Steine, du wirst erstaunen, wenn du sie reden hörst.“

Der Vater sah ihn lange an und konnte ihm nichts mehr antworten. Sie gingen schweigend zurück nach Hause, und der Alte mußte sich jetzt ebenfalls vor der Lustigkeit seines Sohnes entsetzen, denn sie dünkte ihm ganz fremdartig, und als wenn ein andres Wesen aus ihm, wie aus einer Maschine, unbeholfen und ungeschickt heraus spiele.

Das Erntefest sollte wieder gefeiert werden, die Gemeinde ging in die Kirche, und auch Elisabeth zog sich mit den Kindern an, um dem Gottesdienste beizuwohnen; ihr Mann machte auch Anstalten, sie zu begleiten, aber noch vor der Kirchenthür lehrte er um und ging tiefsinnend vor das Dorf hinaus. Er setzte sich auf die Anhöhe und sah wieder die rauchenden Dächer unter sich, er hörte den Gesang und Orgelton von der Kirche her, gepuzte Kinder tanzten und spielten auf dem grünen Rasen. „Wie habe ich mein Leben in einem Traume verloren!“ sagte er zu sich selbst; „Jahre sind verflossen, daß ich von hier hinunterstieg, unter die Kinder hinein; die damals hier spielten, sind heute dort ernsthaft in der Kirche; ich trat auch in das Gebäude, aber heut ist Elisabeth nicht mehr ein blühendes kindliches Mädchen, ihre Jugend ist vorüber, ich kann nicht mit der Sehnsucht wie damals den Blick ihrer Augen auffuchen: so habe ich mutwillig ein hohes, ewiges Glück aus der Acht gelassen, um ein vergängliches und zeitliches zu gewinnen.“

Er ging sehnsuchtsvoll nach dem benachbarten Walde und vertiefte sich in seine dichtesten Schatten. Eine schauerliche Stille umgab ihn, keine Luft rührte sich in den Blättern. Indem sah er einen Mann von ferne auf sich zukommen, den er für den

Fremden erkannte; er erschrak, und sein erster Gedanke war, jener würde sein Geld von ihm zurückfordern. Als die Gestalt etwas näher kam, sah er, wie sehr er sich geirrt hatte, denn die Umrisse, welche er wahrzunehmen gewöhnt, zerbrachen wie in sich selber; ein altes Weib von der äußersten Häßlichkeit kam auf ihn zu, sie war in schmutzige Lumpen gekleidet, ein zerrissenes Tuch hielt einige greise Haare zusammen, sie hinkte an einer Krücke. Mit fürchterlicher Stimme redete sie Christian an und fragte nach seinem Namen und Stande; er antwortete ihr umständlich und sagte darauf: „Wer wer bist du?“ — „Man nennt mich das Waldweib“, sagte jene, „und jedes Kind weiß von mir zu erzählen; hast du mich niemals gekannt?“ Mit den letzten Worten wandte sie sich um, und Christian glaubte zwischen den Bäumen den goldenen Schleier, den hohen Gang, den mächtigen Bau der Glieder wiederzuerkennen. Er wollte ihr nachhelfen, aber seine Augen fanden sie nicht mehr.

Indem zog etwas Glänzendes seine Blicke in das grüne Gras nieder. Er hob es auf und sahe die magische Tafel mit den farbigen Edelsteinen, mit der seltsamen Figur wieder, die er vor so manchem Jahr verloren hatte. Die Gestalt und die bunten Lichter drückten mit der plößlichsten Gewalt auf alle seine Sinne. Er faßte sie recht fest an, um sich zu überzeugen, daß er sie wieder in seinen Händen halte, und eilte dann damit nach dem Dorfe zurück. Der Vater begegnete ihm. „Seht“, rief er ihm zu, „das, wovon ich Euch so oft erzählt habe, was ich nur im Traum zu sehen glaubte, ist jetzt gewiß und wahrhaftig mein.“ Der Alte betrachtete die Tafel lange und sagte: „Mein Sohn, mir schaudert recht im Herzen, wenn ich die Lineamente dieser Steine betrachte und ahndend den Sinn dieser Wortfügung errate; sieh her, wie kalt sie funkeln, welche grausame Blicke sie von sich geben, blutdürstig, wie das rote Auge des Tigers. Wirf diese Schrift weg, die dich kalt und grausam macht, die dein Herz versteinern muß:

Sieh die zarten Blüten keimen,
 Wie sie aus sich selbst erwachen
 Und wie Kinder aus den Träumen
 Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe ist im Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heißen Kuß zu fühlen,
Das ist ihre höchste Wonne.

An den Küffen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb' und Wehmut;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwehlt in stiller Demut.

Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süßem Leide.

Dann ergießen sie die Düste,
Ihre Geister, mit Entzücken,
Es berauschen sich die Lüfte
Im balsamischen Erquickten.

Liebe kommt zum Menschenherzen,
Regt die goldnen Saitenspiele,
Und die Seele spricht: „Ich fühle
Was das Schönste sei, wonach ich ziele,
Wehmut, Sehnsucht und der Liebe Schmerz.“¹

„Wunderbare, unermessliche Schätze“, antwortete der Sohn,
„muß es noch in den Tiefen der Erde geben. Wer diese ergründen,
heben und an sich reißen könnte! Wer die Erde so wie eine ge-
liebte Braut an sich zu drücken vermöchte, daß sie ihm in Angst
und Liebe gern ihr Kostbarstes gönnte! Das Waldweib hat mich
gerufen, ich gehe sie zu suchen. Hier nebenan ist ein alter, ver-
fallener Schacht, schon vor Jahrhunderten von einem Bergmanne
aufgegraben; vielleicht, daß ich sie dort finde!“

Er eilte fort. Bergeblich strebte der Alte, ihn zurückzuhalten,
jener war seinen Blicken bald entschwunden. Nach einigen Stun-
den, nach vieler Anstrengung gelangte der Vater an den alten
Schacht; er sah die Fußstapfen im Sande am Eingange einge-

¹ Dieses Lied hat Tied unter dem Titel „Die Blumen“ auch in die „Gebichte“ aufgenommen.

drückt und kehrte weinend um, in der Überzeugung, daß sein Sohn im Wahnsinne hineingegangen und in alte gesammelte Wässer und Untiefen versunken sei.

Seitdem war er unaufhörlich betrübt und in Thränen. Das ganze Dorf trauerte um den jungen Pächter, Elisabeth war untröstlich, die Kinder jammerten laut. Nach einem halben Jahre war der alte Vater gestorben, Elisabeths Eltern folgten ihm bald nach, und sie mußte die große Wirtschaft allein verwalten. Die angehäuften Geschäfte entfernten sie etwas von ihrem Kummer, die Erziehung der Kinder, die Bewirtschaftung des Gutes ließen ihr für Sorge und Gram keine Zeit übrig. So entschloß sie sich nach zwei Jahren zu einer neuen Heirat, sie gab ihre Hand einem jungen, heitern Manne, der sie von Jugend auf geliebt hatte. Aber bald gewann alles im Hause eine andre Gestalt. Das Vieh starb, Knechte und Mägde waren untreu, Scheuren mit Früchten wurden vom Feuer verzehrt, Leute in der Stadt, bei welchen Summen standen, entwichen mit dem Gelde. Bald sah sich der Wirt genötigt, einige Äcker und Wiesen zu verkaufen; aber ein Mißwachs und teures Jahr brachten ihn nur in neue Verlegenheit. Es schien nicht anders, als wenn das so wunderbar erworbene Geld auf allen Wegen eine schleunige Flucht suchte. Indessen mehrten sich die Kinder, und Elisabeth sowohl als ihr Mann wurden in der Verzweiflung unachtsam und faumselig; er suchte sich zu zerstreuen und trank häufigen und starken Wein, der ihn verdrießlich und jähzornig machte, so daß oft Elisabeth mit heißen Zähren ihr Elend beweinte. So wie ihr Glück wich, zogen sich auch die Freunde im Dorfe von ihnen zurück, so daß sie sich nach einigen Jahren ganz verlassen sahn und sich nur mit Mühe von einer Woche zur andern hinüber fristeten.

Es waren ihnen nur wenige Schafe und eine Kuh übriggeblieben, welche Elisabeth oft selber mit den Kindern hütete. So saß sie einst mit ihrer Arbeit auf dem Ager, Leonore zu ihrer Seite und ein säugendes Kind an der Brust, als sie von ferne herauf eine wunderbare Gestalt kommen sahen. Es war ein Mann in einem ganz zerrissenen Rocke, barfüßig, sein Gesicht schwarzbraun von der Sonne verbrannt, von einem langen, strupp-

pigen Bart noch mehr entstellt; er trug keine Bedeckung auf dem Kopf, hatte aber von grünem Laube einen Kranz durch sein Haar geflochten, welcher sein wildes Ansehn noch seltsamer und unbegreiflicher machte. Auf dem Rücken trug er in einem fest geschnürten Sack eine schwere Ladung, im Gehen stützte er sich auf eine junge Fichte.

Als er näher kam, setzte er seine Last nieder und holte schwer Atem. Er bot der Frau guten Tag, die sich vor seinem Unblich entsetzte, das Mädchen schmiegte sich an ihre Mutter. Als er ein wenig geruht hatte, sagte er: „Nun komme ich von einer sehr beschwerlichen Wanderschaft aus dem rauhesten Gebirge auf Erden, aber ich habe dafür auch endlich die kostbarsten Schätze mitgebracht, die die Einbildung nur denken oder das Herz sich wünschen kann. Seht hier und erstaunt!“ — Er öffnete hierauf seinen Sack und schüttete ihn aus; dieser war voller Kiesel, unter denen große Stücke Quarz nebst andern Steinen lagen. „Es ist nur“, fuhr er fort, „daß diese Juwelen noch nicht poliert und geschliffen sind, darum fehlt es ihnen noch an Auge und Blick; das äußerliche Feuer mit seinem Glanze ist noch zu sehr in ihren inwendigen Herzen begraben, aber man muß es nur heraus schlagen, daß sie sich fürchten, daß keine Verstellung ihnen mehr nützt, so sieht man wohl, was Geistes Kind sie sind.“ — Er nahm mit diesen Worten einen harten Stein und schlug ihn heftig gegen einen andern, so daß die roten Funken heraus sprangen. „Habt ihr den Glanz gesehen?“ rief er aus; „so sind sie ganz Feuer und Licht, sie erhellen das Dunkel mit ihrem Lachen, aber noch thun sie es nicht freiwillig.“ — Er packte hierauf alles wieder sorgfältig in seinen Sack, welchen er fest zusammenschnürte. „Ich kenne dich recht gut“, sagte er dann wehmütig, „du bist Elisabeth.“ — Die Frau erschrak. „Wie ist dir doch mein Name bekannt?“ fragte sie mit ahndendem Bittern. — „Ach, lieber Gott!“ sagte der Unglückselige, „ich bin ja der Christian, der einst als Jäger zu euch kam; kennst du mich denn nicht mehr?“

Sie wußte nicht, was sie im Erschrecken und tiefsten Mitleiden sagen sollte. Er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Elisabeth rief aus: „O Gott! mein Mann kommt!“

„Sei ruhig“, sagte er, „ich bin dir so gut wie gestorben; dort im Walde wartet schon meine Schöne, die Gewaltige, auf mich, die mit dem goldenen Schleier geschmückt ist. Dieses ist mein liebstes Kind, Leonore. Komm her, mein teures, liebes Herz, und gib mir auch einen Kuß, nur einen einzigen, daß ich einmal wieder deinen Mund auf meinen Lippen fühle; dann will ich euch verlassen.“

Leonore weinte; sie schmiegte sich an ihre Mutter, die in Schluchzen und Thränen sie halb zum Wandrer lenkte, halb zog sie dieser zu sich, nahm sie in die Arme und drückte sie an seine Brust. — Dann ging er still fort, und im Walde sahen sie ihn mit dem entsetzlichen Waldweibe sprechen.

„Was ist euch?“ fragte der Mann, als er Mutter und Tochter blaß und in Thränen aufgelöst fand. Keiner wollte ihm Antwort geben.

Der Unglückliche ward aber seitdem nicht wieder gesehen.



Die Elfen.

Einleitung des Herausgebers.

Das Märchen „Die Elfen“ — vermutlich „einer lokalen Stimmung“, wie H. v. Friesen¹ sich ausdrückt, „bei Gelegenheit seiner ländlichen Zurückgezogenheit [in Ziebingen] entsprungen“ — ist 1811 geschrieben und erschien 1812 im ersten Bande des „Phantasus“². Tiedt hat sich unsres Wissens nirgends über Anlaß und Entstehung der kleinen anmutigen Dichtung geäußert; es ergibt sich aber aus der Erzählung des Fährmanns von der Überfahrt der Elfen über den Fluß, daß es deutsche Zwergensagen waren, die ihn zu dem im einzelnen ganz selbständig ausgeführten Märchen anregten. Jene Sagen mochte er wohl in der Umgegend von Göttingen und im Harz oft selber gehört haben; zum Teil konnte er sie aus der trefflichen kleinen Sammlung von Dtmars (eigentlich Nachtigal) kennen, die unter dem Titel „Volksagen“ 1800 erschienen war. „Nur selten“, sagt Pottner³, „wiegen wir uns so harmlos heiter in Rosen- und Sonnenschein, in Baumblüte und Kinderleben, wie in Tiedts wunderherrlichem, zart und duftig hingehauchtem Elfenmärchen“, und schon Karl Förster schrieb nach einer Vorlesung durch den Verfasser am 31. März 1821 in sein Tagebuch: „Welche Kindlichkeit, Anmut und welch frisches Leben klingt durch diese einfache, liebliche Dichtung.“ In der That sind die in der Sage immer wiederkehrenden Züge vom Umgang des kleinen Volkes mit unschuldigen Sterblichen, von dem heimlichen Segen, den seine Nähe bringt, von dem Undank der Menschen und der darauf folgenden Strafe, dem Abzug der guten Geisterchen, zu einem harmonischen Ganzen von unwiderstehlichem Reiz verwoben. Es ist ein liebliches Kindermärchen, das in dem wehmütigen Schluß mit sanfter Rührung ausklingt. Hier bleiben jene

¹ „L. Tiedt. Erinnerungen eines alten Freundes.“ Wien 1871, Bb. 2, S. 304.

² S. 400—430; 2. Ausg. Bb. 2, S. 8—39; „Schriften“, Bb. 4, S. 365—392.

³ „Die romantische Schule in ihrem Zusammenhang mit Goethe und Schiller.“ Braunschweig 1850.

grauenhaften Naturgeister, die den Menschen zum Wahnsinn verlocken, in ihren Abgrund verbannt, denn hier sind es nicht leidenschaftsbethörte und schuldbefleckte Menschen, die mit den Geistern in Verbindung treten, sondern harmlose Kinder und unwissende, einfache Landleute. Ein schöner, reizvoller Eigenart nicht entbehrender Nachklang der „Elfen“ ist das 1864 erschienene Märchen „Elfenerziehung“ von Aurelie (Sophie Gräfin Baudiffin).

Da „Die Elfen“ und der ihnen folgende „Pokal“ diejenigen unter den von uns ausgewählten Tieck'schen Dichtungen sind, welche zuerst und nur im „Phantasius“ erschienen, so werden hier einige Andeutungen über Entstehung, Plan und Umfang dieses Sammelwerkes am Platze sein. Schon am 16. Juni 1800 bot Tieck dem Buchhändler Götschen in Leipzig den Verlag eines neuen Werkes an, das „Die Gartenwochen“ heißen und ein „dramatisierter Roman“ sein sollte. „Dieses Buch“, schrieb er¹, „wird in einer besonderen Geschichte noch eine Sammlung verschiedener eigner Märchen und Novellen enthalten, die zusammen wieder ein Ganzes bilden, mit Liedern und Gedichten untermengt, und im allgemeinen in der Darstellung an die des ‚Sternbald‘ grenzen . . . Den Titel habe ich von einem Werke des Cervantes entlehnt, an dessen Ausführung ihn der Tod verhindert hat . . . Zu Weihnachten kann ich Ihnen den ersten Teil des Werkes liefern und gegen Ostern in einzelnen Heften den zweiten, so daß das Ganze zur Ostermesse (1801) fertig sein kann . . .“ Dieser Plan kam indes, wohl weil sich kein Verleger fand, damals nicht zur Ausführung. Am 27. August desselben Jahres schrieb Tieck aus Hamburg an A. W. Schlegel²: „Ich weiß nicht, ob ich die ‚Gartenwochen‘ nicht noch liegen lasse und andre Sachen arbeite; es wird darauf ankommen, wozu ich einen verfluchten Buchhändler finde.“ Viel später erst, „da ich die Absicht hatte“, so berichtet Tieck³, „meine zerstreuten Schriften zu sammeln, kam mir in der Muße des Landlebens [wie aus obigem hervorgeht, nicht zum erstenmal] der Gedanke, auf ähnliche Weise, wie viele Novellisten gethan haben, diese Sammlung durch redende Personen zu beleben. Diese Umgebung, die in Gesprächen mancherlei entwickeln konnte, sollte selbst ein kleiner Roman werden, durch Liebe, Entführung, Zwist und Verlegenheit mancherlei Art und mit endlicher Versöhnung und Vermählung verschiedener Anwesenden schließen. Sieben poetische

¹ Vgl. „Weimarisches Jahrbuch“, Bd. 4, S. 25 f.

² Handschriftlich auf der Dresdener Kgl. Bibliothek.

³ „Schriften“, Bd. 1, S. XLI.

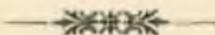
Vorleser sollten siebenmal ein Drama oder eine Geschichte vortragen. Mit dem einleitenden Gedicht ‚Phantasus‘¹ war dann die runde Zahl 50 geschlossen. Die Hälfte der Dichtungen sollte neu sein, unter diesen jene ‚Magelone‘ [das Drama, das nicht über den ‚Prolog‘ hinaus gedieh, 1803] sowie eine auch [1807] angefangene dramatische ‚Melusine‘ auftreten; die ‚Donaunige‘ [1808] konnte vollendet werden sowie so manches, das längst entworfen und mehr oder minder ausgeführt war. So lag es auch im Plane, in den Zwischengesprächen über die verschiedenen Arten der Poesie im Ernst und Scherz Kritik einzuführen über Märchen, Liebesgedichte, Humor, das Phantastische u. s. w. So sind auch die sieben Vorleser verschieden charakterisiert und sollen nur verschiedene Stimmungen des Autors selbst, im Ernst und Scherz, im Schwärmerischen und Humoristischen, bis zum Bedantischen hinab, andeuten. Einige der kleinen Geschichten, die nebenher erzählt werden, sind Bekenntnisse und Erinnerungen, die der Verfasser gewagt hat, in diesem Gewande mit dazu erfundenen Begebenheiten dem Publikum mitzuteilen Es sind nur drei Teile des ‚Phantasus‘ erschienen, und da in der gegenwärtigen Ausgabe [der ‚Schriften‘] jene Erzählungen aufgenommen werden, die ohne meinen Namen erschienen sind [nämlich ‚die ganz profaischen‘ Straußfiebergeschichten, deren mehrere mit ‚vorgetragen‘ werden sollten], so wird der ‚Phantasus‘ nicht fortgesetzt werden. Da aber die Einleitung Interesse erregt hat und die Familie sowie die Vorlesenden viele Freunde gefunden haben, die den Wunsch der Fortsetzung des Buches oft aussprachen, so kann es sich wohl fügen [hat sich aber leider nicht gefügt], daß die kleinen Begebenheiten jener Zwischenredner als kritische Novelle einmal völlig außerzählt werden. In den Jahren 1810 und 1811 sind die beiden ersten Bände geschrieben.“ Da die erste Ausgabe des „Phantasus“ nur 14 größere Dichtungen, darunter freilich den den ganzen dritten Band füllenden „Fortunat“, enthält, so wäre etwa nur der dritte Teil des beabsichtigten Werkes ausgeführt. Zuerst im „Phantasus“ sind, von kleinen Gedichten abgesehen, folgende Stücke veröffentlicht: das Gedicht „Phantasus“, die Erzählungen: „Liebeszauber“, „Die Elfen“, „Der Pokal“ und die dramatischen Dichtungen: „Däumchen“ und „Fortunat“; von früher erschienenen Werken dagegen nahm der Verfasser folgende in diesen Kreis auf: „Der blonde Eckbert“, „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser“, „Der Runenberg“, „Die schöne Magelone“, die Dramen:

¹ S. Bb. 1, S. 48.

„Rotkäppchen“, „Der Blaubart“, „Der gestiefelte Kater“ und „Die verkehrte Welt“.¹

Unter den Nachahmungen, die der „Phantasmus“ hervorrief, sind die bedeutendste „Die Serapionsbrüder“ von E. T. A. Hoffmann, die 1819 bis 1821 erschienen und vom Verfasser sehr bescheiden folgendermaßen eingeführt werden: „Eben diese Form wird — muß an Ludwig Tieck's ‚Phantasmus‘ erinnern. Wie sehr würde der Herausgeber aber bei dem Vergleich beider Werke verlieren! Abgesehen davon, daß es ihm wohl nicht beikommen kann, den die ganze Seele ergreifenden Dichtungen des vollendeten Meisters die seinigen an die Seite stellen zu wollen, so enthalten die dort eingeflochtenen Gespräche auch die tiefsten, scharfsinnigsten Bemerkungen über Kunst und Litteratur.“ Hier solle die verbindende Unterhaltung nur ein heiteres, unbefangenes Gespräch sein, ein treues Bild des Zusammenseins der Gleichgesinnten, unter denen auch „die holden Frauen“ fehlten, „die im ‚Phantasmus‘ ein mannigfaltiges, anmutiges Farbenspiel anzuregen wissen“. Daß jene Phantasmusgespräche in der That zum Geistreichsten und Graziösesten gehören, was in deutscher Prosa geschrieben ist, wird allgemein anerkannt.

¹ In der Ausgabe der „Schriften“ (Bd. 4 und 5) sind „Rotkäppchen“ und „Fortunat“ anderweitig untergebracht; die zweite Einzelausgabe des „Phantasmus“ (1844 f.) enthält wieder das „Rotkäppchen“, aber nicht den „Fortunat“. Eine unrechtmäßige Ausgabe als „Neue verbesserte Auflage“ in 6 Teilen erschien 1810 in Wien. — Über die in die verbindenden Gespräche eingeflochtenen Kleinern Gedichte vgl. das chronologische Verzeichniß, und im übrigen siehe die allgemeine Einleitung.



„Wo ist denn die Marie, unser Kind?“ fragte der Vater.
 „Sie spielt draußen auf dem grünen Platze“, antwortete die Mutter, „mit dem Sohne unsers Nachbarn.“

„Daß sie sich nicht verlaufen“, sagte der Vater besorgt; „sie sind unbesonnen.“

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrot. „Es ist heiß!“ sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den roten Kirschen. „Seid nur vorsichtig, Kinder“, sprach die Mutter, „lauft nicht zu weit vom Hause oder in den Wald hinein, ich und der Vater gehen aufs Feld hinaus.“ Der junge Andres antwortete: „O, sei ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns, wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.“

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehen. Ihr Haus lag auf einer kleinen, grünen Anhöhe, von einem zierlichen Statete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseit erhob sich das gräßliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt, denn er legte jährlich zurück und hatte die Aussicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich und sagte: „Wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten.“

Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur.“

„Sowie man nur“, sagte Brigitte, „dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde, alles so traurig und dürr; jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei.“

„Bis auf jenen Tannengrund“, erwiderte der Mann; „schau' einmal dorthin zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermütig vorüberfließende Bach.“

„Es ist wahr“, sagte die Frau, indem beide stillstanden, „so oft man sich jenem Plaze nur nähert, wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht warum. Wer nur die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten?“

„Armes Gefindel“, erwiderte der junge Pächter, „dem Anschein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet.“

„Es können auch wohl“, sagte die Frau weichmütig, „arme Leute sein, die sich ihrer Armut schämen: denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen, nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben, denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht.“

„Weiß der liebe Gott“, fuhr Martin fort, indem sie weitergingen, „was sie treiben mögen; kommt doch auch kein Mensch zu ihnen, denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und

verhert, so daß sich auch die vorwitzigsten Bursche nicht hingetrauen.“

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstre Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirtschaftsgebäude, nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schoße ebenso häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere, in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsternis sich verschiedene Gestalten wie Schatten um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt; sie versieten darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung ab. „So ist es keine Kunst!“ rief dieser endlich aus; „aber laß es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt!“ — „Wie du willst“, sagte die Kleine, „nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen.“ — „Nein“, erwiderte Andres, „aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier, ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hineinrennen, daß wir nicht eher als oben wieder zusammenkommen, so sehen wir dann, wer der beste ist.“

„Gut“, sagte Marie und fing schon an zu laufen, „so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseits, ob man jenseits der Zigeunerwohnung geht.“

Andres war schon vorangesprungen, und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. „Er ist eigentlich dumm“, sagte sie zu sich selbst, „denn ich dürfte nur den Mut fassen, über den Steg, bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinauszulaufen, so käme ich gewiß viel früher an.“ Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. „Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich“, sagte sie. Ein kleines, weißes Hündchen stand jenseit und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Tier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. „O weh!“ sagte sie, „nun ist der Bengel weit voraus, weil ich hier steh’ und überlege.“ Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegenteil ganz allerliebste vor: es hatte ein rotes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und sowie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. „Ei! es will nur gewagt sein!“ rief die kleine Marie, „ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseit wieder hinaus, sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde weg aufreißen!“ Somit sprang das muntere, mutige Kind auf den Steg, rasch an den kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an ihr schmeichelte, und nun stand sie im Grunde, und rundumher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrote Schmetterlinge wiegten sich in den Blüten; in Käfigen aus glänzendem Draht hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen, kurzen Röckchen, mit gelockten, gelben Haaren und hellen Augen sprangen umher, einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und rötliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehen, aber wohl stand ein großes, schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht

zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. „Kommst du, uns auch einmal zu besuchen?“ sagte das glänzende Kind; „ich habe dich draußen rennen und springen sehen, aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet.“ — „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben“, sagte Marie, „wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet viel in den Tag hinein.“ — „Bleib' nur bei uns“, sagte die wunderbare Kleine, „es soll dir schon gefallen.“ — „Aber wir laufen ja in die Wette.“ — „Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und is!“ — Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. „Schönste Dame“, sagte Marie, „von ungefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten.“ — „Du weißt, Zerina“, sagte die Schöne, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist, auch hättest du mich erst fragen sollen.“ — „Ich dachte“, sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen.“

„Nein, ich will hier bleiben“, sagte die Fremde, „denn hier ist es schön, auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen, draußen ist es nicht so herrlich.“

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgerät, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegengegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: „Ich will immer bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein“, worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. „Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen“,

sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich glänzender Samenstaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern und streute einige Körner auf den grünen Boden. Als bald sah man das Gras wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. „Jetzt“, sagte Zerina, „mache dich auf etwas Größeres gefaßt.“ Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. „Fasse dich fest mit mir“, sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich emporgehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den roten Abendwolken umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder ebenso allgemach in den Boden und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche, unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmutigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue

wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblässhend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinroten Lippen den Atem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähne wahrnahm sowie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eiserne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wunderfame Gefäße standen an den Wänden umher, alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannigfaltigen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftigt, die Stücke auseinander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andre, höflich und krummbeinicht, mit langen, roten Nasen, trugen schwer und vorn übergebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Gebärden und Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter, eingeschrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herren anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. „Was gibt's wieder?“ fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen. „Immer die alten Kindereien!“ sagte der Alte; „wird der Müßiggang nie aufhören?“ Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke wägen und aussuchen; andre Zwerge schickte er fort, manchen schalt er zornig. „Wer ist der Herr?“ fragte Marie. „Unser Metallfürst“, sagte die Kleine, indem sie weitergingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie stan-

den an einem großen Teiche, aber doch schien keine Sonne, und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. „Diese Wasser rechts“, sagte das glänzende Kind, „fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles so frisch; von hier kommt man in den großen Strom hinunter.“ Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien, andre hielten rote Korallenjacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muscheln; ein verworrenes Getöse schallte lustig von den dunkeln Ufern wider; zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern und hingen ihnen mit Küssen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser voneinander, und eine ganz rote weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. „Geht es recht lustig zu?“ fragte Zerina. „Sie sind eben in Thätigkeit“, antwortete jene, „und so freudig, wie man sie nur sehn kann, aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.“

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saal, so daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerröthe Tapeten bedeckten mit Purpurglut die Wände, und als sich das Auge etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmutigeres sehen konnte; ihr Körper war wie von rötlichem Kristall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen; aber als

Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück und rief: „Du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!“

Marie fühlte die Hitze. „Warum kommen nur“, sagte sie, „die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus und spielen mit uns?“ — „Wie du in der Luft lebst“, sagte jene, „so müssen sie immer in Feuer bleiben und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen: jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die roten Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen.“

Hier hatte sich die Szene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still, und die Kinder schliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern Lustwandeln in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: „Laß uns doch zur Abwechslung einmal nach den Tannen hinausgehen, wie es dort aussehen mag.“ — „Gern“, sagte Zerina, „so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen.“ Sie gingen durch die Blumengärten, durch anmutige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begrenzte. „Wie kommt es nur“, fragte Marie, „daß wir hier innerhalb so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?“ — „Ich weiß nicht“, antwortete die Freundin, „wie es zugeht, aber es ist so.“ Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen

wunderliche Gestalten, mit mehligem, bestäubtem Angesichte, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; sie waren in faltigen Mänteln von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Kockel¹ hervorstarrten, wehten und fächelten sie unablässig. „Ich möchte lachen, und mir graut“, sagte Marie. „Diese sind unsere guten, fleißigen Wächter“, sagte die kleine Gespielin, „sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wunderbares Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling, doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.“

„Über wer seid ihr denn“, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüste hinunterstieg, „oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?“

„Wir heißen Elfen“, sagte das freundliche Kind, „man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.“

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. „Der schöne Vogel ist angekommen!“ riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie jung und alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten, und von innen scholl eine jubelnde Musik heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem

¹ Französisch roquelaure, ein nach seinem Erfinder benannter großer Regenschirm.

Haupte bewegte sich ein Diadem von so hell leuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war rot, und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein roter Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

„Warum seid ihr alle so in Freude?“ fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. „Der König kommt!“ sagte die Kleine, „den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinstoßet, ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienste des Königes gesandt wird, heißt Phönix¹, er wohnt fern in Arabien auf einem Baume, der nur einmal in der Welt ist, sowie es auch keinen zweiten Phönix gibt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und aus der duffenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königes ist dir nicht vergönnt.“

¹ Die zuerst bei Herobot (2, 73) erwähnte Sage vom Vogel Phönix ist ägyptischen Ursprungs.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. „Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind“, sagte sie; „der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Acker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Überschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgendwem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher sowie du selbst entbehren dann das Glück und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl.“ Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzlichste und ließ sein Glöckchen ertönen; sie sah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht besielen.

„Wie werden sich meine Eltern meinethalb in dieser Nacht geängstigt haben!“ sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, „und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin und was ich gesehen habe, auch würden sie mir nimmermehr glauben.“ Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: „Das ist ein schönes Mädchen! Wo mag sie nur her sein?“ Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem elterlichen Hause, aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub, das Haus war anders angestrichen und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung und dachte, sie sei im Traume; in dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische saß ihr Vater zwischen einer unbekanntem Frau und einem fremden Jüngling. „Mein Gott, Vater!“ rief sie aus, „wo ist denn die Mutter?“ — „Die Mutter?“ sprach die Frau ahnend und

stürzte hervor; „ei, du bist doch wohl nicht — ja freilich, freilich bist du die verlorene, die tot geglaubte, die liebe, einzige Marie!“ Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergossen Thränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte, sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert sein konnte, sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. „Es ist ja unser Nachbar Andres“, sagte Martin, „wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermutet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen?“ — „Sieben Jahr?“ sagte Marie und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurechtfinden; „sieben ganzer Jahre?“ — „Ja, ja“, sagte Andres lachend und schüttelte ihr treuherzig die Hand; „ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hieher zurück gewesen, und du, Langsame, kommst nun heut erst an!“

Man fragte von neuem, man drang in sie, doch sie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen und an einen fremden, fernen Ort gebracht sei, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können; wie man sie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt; wie diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurückgekehrt sei. „Laß alles gut sein“, rief die Mutter; „genug, daß wir dich nur wiederhaben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!“

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte sich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster, sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wunderbar glänzte und einen rot brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohlthäter sei.

Sie freute sich auf die Schlafenszeit und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener, sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle sie zu begrüßen kamen, besser Red' und Antwort geben. Andres war schon mit dem frühesten wieder da und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Das fünfzehnjährige aufgeblühte Mädchen hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, und die Nacht war ihm ohne Schlaf vergangen. Die Herrschaft ließ Marien auf das Schloß fordern, sie mußte hier wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon geläufig geworden war; der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden, ohne verlegen zu sein, sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalt gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe. Die jungen Herren waren vorzüglich über ihre Schönheit entzückt.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als ihn sich die ältesten Greise erinnern konnten. Allerorten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Nebengeländer erhuben sich höher, die Obstbäume blühten wie niemals, und ein schwellender, duftender Segen hing schwer in Blütenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; der Wein quoll errötend in ungeheuern Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an und waren wie in einem süßen Traum befangen. Das folgende Jahr war ebenso, aber man war schon an das Wundersame mehr gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach: sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheiratet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt

hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermut stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten; oft wollte sie sie verteidigen, die sie als Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien, aber sie zwang das Wort jedesmal in ihre Brust zurück. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreut, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern die ausgebreitete Wirtschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr früh und konnte alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren war sie so klug und sinnig und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten und ihre Mutter sich nicht der Meinung erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Angstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück und las oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder daß sie in Gängen heftig auf und nieder ging und mit sich selber sprach. Die beiden Eltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen, verständigen Antworten oder Bemerkungen oft besorgt. „So kluge Kinder“, sagte die Großmutter Brigitte vielmals, „werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurechtfinden können.“

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungern bedienen ließ, alles wollte sie selber machen. Sie war fast die früheste auf im Hause und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an;

ebenso sorgsam war sie am Abende, sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzupacken und durchaus niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr in diesem Eigenfinne nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte, aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage, zu einem Besuch auf dem Schlosse, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust, an einem Faden hängend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehen hatte. Die Kleine war sehr erschrocken und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr wohlgefallen, habe sie es so eifrig aufbewahrt; sie bat auch so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinaufging.

Seitwärts vom Hause der Pachterfamilie lagen einige Wirtschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgerätes, und hinter diesen befand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorne Sache wiederzufinden, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Gemach falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurchzusehn, um ihr Kind zu beobachten, und es fand sich, daß ein locher gewordener Stein sich von der Seite schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede saß drinnen auf einem Bänkchen und neben ihr die wohlbekannte Berina, und beide Kinder spielten und ergötzten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das schöne Kind und sagte traurig: „Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein war und uns besuchte, aber ihr Menschen wachst zu bald auf und werdet so

ſchnell groß und vernünftig; das iſt recht betrübt: Bliebſt du doch ſo lange ein Kind wie ich!“

„Gern thät' ich dir den Gefallen“, ſagte Elfriede, „aber ſie meinen ja alle, ich würde bald zu Verſtande kommen und gar nicht mehr ſpielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altflug zu werden. Ach! und dann ſeh' ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinnen! Ja, es geht wie mit den Baumb Blüten: wie herrlich der blühende Apfelbaum mit ſeinen rötlichen, aufgequollenen Knospen! der Baum thut ſo groß und breit, und jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müſſe recht was Beſonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüte geht ſo leutfelig auf, und da ſteckt ſchon der böſe Kern drunter, der nachher den bunten Fuß verdrängt und hinunterwirft; nun kann er ſich, geängſtigt und aufwachſend, nicht mehr helfen, er muß im Herbfte zur Frucht werden. Wohl iſt ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingſblüte: ſo geht es mit uns Menſchen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich euch doch nur einmal beſuchen!“

„Seit der König bei uns wohnt“, ſagte Zerina, „iſt es ganz unmöglich, aber ich komme ja ſo oft zu dir, Liebchen, und keiner ſieht mich, keiner weiß es, weder hier noch dort; ungeſehn geh' ich durch die Luſt oder fliege als Vogel herüber; o, wir wollen noch recht viel beifammen ſein, ſolange du klein biſt. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?“

„Recht lieb ſollſt du mich haben“, ſagte Elfriede, „ſo lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage; doch laß uns auch einmal wieder eine Roſe machen.“

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Buſen, warf zwei Körner hin, und plötzlich ſtand ein grünender Buſch mit zweien hochroten Roſen vor ihnen, welche ſich zu einander neigten und ſich zu küſſen ſchienen. Die Kinder brachen die Roſen lächelnd ab, und das Gebüſch war wieder verſchwunden. „O, müßte es nur nicht wieder ſo ſchnell ſterben“, ſagte Elfriede, „das rote Kind, das Wunder der Erde.“ — „Gib!“ ſagte die kleine Elſe, hauchte dreimal die aufknospende Roſe an und küßte ſie dreimal; „nun“, ſprach ſie, indem ſie die Roſe zurückgab, „bleibt ſie friſch

und blühend bis zum Winter.“ — „Ich will sie wie ein Bild von dir aufheben“, sagte Elfriede, „sie in meinem Kämmerchen wohl bewahren und sie morgens und abends küssen, als wenn du es wärst.“ — „Die Sonne geht schon unter“, sagte jene, „ich muß jetzt nach Hause.“ Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme; sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit als sonst und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er, um das Kind aufzusuchen, kam, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel und er fürchtete, sie könne darüber einfältig oder gar unklug werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt oder in ernsthaften Gesprächen. „Möchtest du fliegen können?“ fragte Zerina einmal ihre Freundin. „Wie gerne!“ rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte die Fee die Sterbliche und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich erschreckend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehen; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte oder drohte, aber mit freundlicher Gebärde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: „Du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!“ Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger als je ward Andres eines Tages nach Tische und behauptete, das Gesindel müsse als Landbesverderblich durchaus fortgeschafft werden; da rief sie im Unwillen aus: „Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohlthäter!“ — „Wohlthäter?“ fragte Andres erstaunt; „die Land-

streicher?“ In ihrem Zorne ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichte ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhrend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gemach, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit seinem Kinde in der Laube spielen und es lieblos sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Bertwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig, nicht freundlich, sondern mit zorniger Miene machte sie die drohende Gebärde und sagte dann zu Elfrieden: „Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken.“ Sie umarmte die Kleine mit stürmender Eile und flog dann als Rabe mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg, den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose, Marien war ängstlich zu Sinne, Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauschten die Bäume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Mut, aufzustehen; sie hüllten sich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und alles war still, als die Sonne mit ihrem heitern Lichte über den Wald hervordrang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche stoffen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüber wandte, standen sie nicht finstret oder trauriger da als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fortgegangen sein mußten, weil die Hütten leer ständen und

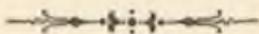
im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen anderer armen Leute ausfähen; einiges vom Hausrat wäre zurückgeblieben. Elfriede sprach zu ihrer Mutter heimlich: „Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend.“

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer, fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnenaufgang die Fähr abgemietet habe, doch mit der Bedingnis, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür treten solle. „Ich fürchtete mich“, fuhr der Alte fort, „aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten bange; es war, als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend nieder-gefallene Sterne, funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es ging nach meiner Fähr hin, hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große, fremde Mann fuhr sie alle hinüber; im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten, angewöhnten Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß

die Fähre an und kam zurück und ward von neuem beladen, auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanze ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es, auf einem weißen kleinen Kofse, um den sich alles drängte, ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren, glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupte trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinübergefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehen und das Morgenrot funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Teil in Freude, zum Teil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß ist wie weggelaufen, so daß ich Not haben werde, mein Fahrzeug zu regieren.“

Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün emporkwachs. Die Obstbäume gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfschen und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er vormalß gelebt hatte.



Der Pokal.

Einleitung des Herausgebers.

Eine kleine Dichtung, vollendet in Form, Sprache und tiefer Bedeutung“, nennt Karl Förster¹ die Märchennovelle „Der Pokal“, die 1811 geschrieben und 1812 im ersten Bande des „Phantasmus“ zuerst gedruckt ist. Über den Stoff, den Tiedt zum Teil äußern Umständen verdankte, teilt Köpke² folgendes mit: „Die Erzählung ‚Der Pokal‘ war aus einigen Nachrichten entstanden, welche ihm über die frühern Schicksale des Malers Müller³ zugegangen waren. Zu den Widerwärtigkeiten, welche diesen [1778] aus Deutschland vertrieben hatten, sollte die Auflösung eines Liebesverhältnisses gehört haben, in dem er mit einem jungen Mädchen höhern Standes [Lottchen Kärrner in Zweibrücken] gewesen war. Ränke und Zwischenträgereien hatten darauf hingearbeitet, und Müllers schroffes Wesen und Wunderlichkeit mochten die Folge eines so verbitterten Lebens sein. Einen geringfügigen Vorfall, den er selbst erlebt hatte, verslocht er in den Eingang der Erzählung. Als er eines Sonntags [im Jahre 1805] in Florenz bei herrlichem Wetter vor der Thür der Hauptkirche [Santa Maria del Fiore] stand und auf die Menge hinsah, welche über den Platz [Piazza del Duomo] von verschiedenen Seiten heranströmte, fiel ihm die jugendliche Gestalt einer schönen Frau auf. Niedergeschlagener Blickes ging sie die Stufen hinan. Doch bevor sie die oberste erreicht hatte, trat sie fehl. Er eilte der Strauchelnden entgegen, um sie zu unterstützen. Errötend dankte sie und eilte in die Kirche.“

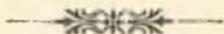
Wenn man die „Elfen“ und den „Pokal“ mit gutem Grunde noch zu den „romantischen“ Dichtungen Tiedts rechnet, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß er selbst diese beiden Erzählungen,

¹ „Biographische und litterarische Skizzen 2c.“, S. 221.

² „Ludwig Tiedt“, Bb. 1, S. 349.

³ Während seines Aufenthalts in Rom (1805–1806) hatte inzwischen Tiedt den merkwürdigen Mann selbst kennen gelernt. Vgl. Köpke a. a. O., Bb. 1, S. 324 ff und unsere Einleitung zur „Genoveva“.

ebenso wie den „Liebeszauber“ als „in seinem neuen Stile“ geschrieben bezeichnete. In der That stehen sie mit dem „Däumchen“ und „Fortunat“ etwa in der Mitte zwischen den frühern ganz von Romantik erfüllten und den realistisch modernen Werken seiner dritten Periode. Im „Liebeszauber“ (1811) hatte Tieck bereits den kühnen Schritt gewagt, eine ganz phantastische, schauerlich märchenhafte Geschichte mitten in das Tageslicht der Gegenwart zu versetzen; im „Pokal“, der in demselben Jahre geschrieben ist, vermischt er in ähnlicher Weise die Welt der Magie mit der wirklichen Welt, in späterer Zeit (1824) hat er dasselbe Wagniß in der Geschichte von „Pietro von Abano“ unternommen, ja die sogenannten Novellen: „Die Klausenburg“ (1836) und „Der Schutzgeist“ (1839), die fast am Ende seiner Schriftstellerlaufbahn stehen, sind nichts andres als solche Spukgeschichten. „Der Pokal“ scheint uns von allen die vorzüglichste; denn obschon jene Vermischung einer zauberhaften Traumwelt mit dem alltäglichen Leben auch hier befremdend wirkt, ist das Wunderbare in dieser Dichtung doch mit so zarter Feder gezeichnet, in ein so poetisches Dämmerlicht gehüllt und so schön mit dem menschlich Rührenden verbunden, daß man sich dem Anschauen der schauerlich lieblichen Bilder, die der Dichter mit virtuoser Kunst entwirft, nicht ungerne überläßt, während z. B. der geradezu krasse „Liebeszauber“ das Urtheil einer an den Gesprächen des Phantasus teilnehmenden Person völlig rechtfertigt, welche ausruft: „Diese Geschichten gehen zu schneidend durch Mark und Bein, und ich weiß mich vor Schauder in keinen meiner Gedanken mehr zu retten. Es ist geradezu abscheulich, dergleichen zu erfinden. Ich zittere und ängste mich und vermute, daß aus jedem Busche, aus jeder Laube ein Ungeheuer auf mich zutreten möchte, daß die teuersten, bekanntesten Gestalten sich plötzlich in fremd gespenstische Wesen verwandeln dürften.“



Dom großen Dome erscholl das vormittägige Geläute. Über den weiten Platz wandelten in verschiedenen Richtungen Männer und Weiber, Wagen fuhren vorüber, und Priester gingen nach ihren Kirchen. Ferdinand stand auf der breiten Treppe, den Wandelnden nachsehend und diejenigen betrachtend, welche hinaufstiegen, um dem Hochamte beizuwohnen. Der Sonnenschein glänzte auf den weißen Steinen, alles suchte den Schatten gegen die Hitze; nur er stand schon seit lange, an einen Pfeiler gelehnt, in den brennenden Strahlen, ohne sie zu fühlen, denn er verlor sich in den Erinnerungen, die in seinem Gedächtnisse aufstiegen. Er dachte seinem Leben nach und begeisterte sich an dem Gefühl, welches sein Leben durchdrungen und alle andern Wünsche in ihm ausgelöscht hatte. In derselben Stunde stand er hier im vorigen Jahre, um Frauen und Mädchen zur Messe kommen zu sehn; mit gleichgültigem Herzen und lächelndem Auge hatte er die mannigfaltigen Gestalten betrachtet, mancher holde Blick war ihm schalkhaft begegnet, und manche jungfräuliche Wange war erröthet; sein spähendes Auge sah den niedlichen Füßchen nach, wie sie die Stufen herauf schritten, und wie sich das schwebende Gewand mehr oder weniger verschob, um die feinen Knöchel zu enthüllen. Da kam über den Markt eine jugendliche Gestalt, in Schwarz, schlank und edel, die Augen fittsam vor sich hingehettet, unbefangen schwebte sie die Erhöhung hinauf mit lieblicher Anmut, das seidene Gewand legte sich um den schönsten Körper und wiegte sich wie in Musik um die bewegten Glieder; jetzt wollte sie den letzten Schritt thun, und von ohngefähr erhob sie das Auge und traf mit dem blauesten Strahle in seinen Blick. Er ward wie von einem Blitz durchdrungen. Sie strauchelte, und so schnell er auch hinzusprang, konnte er doch nicht verhindern, daß sie nicht

kurze Zeit in der reizendsten Stellung knieend vor seinen Füßen lag. Er hob sie auf, sie sah ihn nicht an, sondern war ganz Röthe, antwortete auch nicht auf seine Frage, ob sie sich beschädiget habe. Er folgte ihr in die Kirche und sah nur das Bildnis, wie sie vor ihm gekniet und der schönste Busen ihm entgegengewogt. Am folgenden Tage besuchte er die Schwelle des Tempels wieder; die Stätte war ihm geweiht. Er hatte abreisen wollen, seine Freunde erwarteten ihn ungeduldig in seiner Heimat; aber von nun an war hier sein Vaterland, sein Herz war umgewendet. Er sah sie öfter, sie vermied ihn nicht, doch waren es nur einzelne und gestohlene Augenblicke; denn ihre reiche Familie bewachte sie genau, noch mehr ein angesehenener eifersüchtiger Bräutigam. Sie gestanden sich ihre Liebe, wußten aber keinen Rat in ihrer Lage, denn er war fremd und konnte seiner Geliebten kein so großes Glück anbieten, als sie zu erwarten berechtigt war. Da fühlte er seine Armut; doch wenn er an seine vorige Lebensweise dachte, dünkte er sich überschwenglich reich, denn sein Dasein war geheiligt, sein Herz schwebte immerdar in der schönsten Nahrung; jetzt war ihm die Natur befreundet und ihre Schönheit seinen Sinnen offenbar, er fühlte sich der Andacht und Religion nicht mehr fremd und betrat dieselbe Schwelle, das geheimnisvolle Dunkel des Tempels jetzt mit ganz andern Gefühlen als in jenen Tagen des Leichtsinns. Er zog sich von seinen Bekanntschaften zurück und lebte nur der Liebe. Wenn er durch ihre Straße ging und sie nur am Fenster sah, war er für diesen Tag glücklich; er hatte sie in der Dämmerung des Abends oftmals gesprochen, ihr Garten stieß an den eines Freundes, der aber sein Geheimnis nicht wußte. So war ein Jahr vorübergegangen.

Alle diese Szenen seines neuen Lebens zogen wieder durch sein Gedächtnis. Er erhob seinen Blick, da schwebte die edle Gestalt schon über den Platz, sie leuchtete ihm wie eine Sonne aus der verworrenen Menge hervor. Ein lieblicher Gesang ertönte in seinem sehnsüchtigen Herzen, und er trat, wie sie sich annäherte, in die Kirche zurück. Er hielt ihr das geweihte Wasser entgegen, ihre weißen Finger zitterten, als sie die seinigen berührte, sie neigte sich holdselig. Er folgte ihr nach und kniete in ihrer Nähe. Sein

ganzes Herz zerschmolz in Wehmut und Liebe, es dünkte ihm, als wenn aus den Wunden der Sehnsucht sein Wesen in andächtigen Gebeten dahinblutete; jedes Wort des Priesters durchschauerte ihn, jeder Ton der Musik goß Andacht in seinen Busen; seine Rippen bebten, als die Schöne das Kreuzifix ihres Rosenkranzes an den brünstigen roten Mund drückte. Wie hatte er ehemals diesen Glauben und diese Liebe so gar nicht begreifen können. Da erhob der Priester die Hostie, und die Glocke schallte, sie neigte sich demütiger und bekreuzte ihre Brust; und wie ein Blitz schlug es durch alle seine Kräfte und Gefühle, und das Altarbild dünkte ihm lebendig und die farbige Dämmerung der Fenster wie ein Licht des Paradieses; Thränen strömten reichlich aus seinen Augen und linderten die verzehrende Inbrunst seines Herzens.

Der Gottesdienst war geendigt. Er bot ihr wieder den Weihbrunnen, sie sprachen einige Worte, und sie entfernte sich. Er blieb zurück, um keine Aufmerksamkeit zu erregen; er sah ihr nach, bis der Saum ihres Kleides um die Ecke verschwand. Da war ihm wie dem müden verirrtten Wanderer, dem im dichten Walde der letzte Schein der untergehenden Sonne erlischt. Er erwachte aus seiner Träumerei, als ihm eine alte, dürre Hand auf die Schulter schlug und ihn jemand bei Namen nannte.

Er fuhr zurück und erkannte seinen Freund, den mürrischen Albert, der von allen Menschen sich zurückzog, und dessen einfaches Haus nur dem jungen Ferdinand geöffnet war. „Seid Ihr unjrer Abrede noch eingedenk?“ fragte die heisere Stimme. „O ja“, antwortete Ferdinand, „und werdet Ihr Guer Versprechen heut noch halten?“ — „Noch in dieser Stunde“, antwortete jener, „wenn Ihr mir folgen wollt.“

Sie gingen durch die Stadt und in einer abgelegenen Straße in ein großes Gebäude. „Heute“, sagte der Alte, „müßt Ihr Euch schon mit mir in das Hinterhaus bemühen, in mein einsamstes Zimmer, damit wir nicht etwa gestört werden.“ Sie gingen durch viele Gemächer, dann über einige Treppen; Gänge empfingen sie, und Ferdinand, der das Haus zu kennen glaubte, mußte sich über die Menge der Zimmer sowie über die seltsame Einrichtung des weitläufigen Gebäudes verwundern, noch mehr

aber darüber, daß der Alte, welcher unverheiratet war, der auch keine Familie hatte, es allein mit einem einzigen Bedienten bewohne und niemals an Fremde von dem überflüssigen Raume hatte vermieten wollen. Albert schloß endlich auf und sagte: „Nun sind wir zur Stelle.“ Ein großes, hohes Zimmer empfing sie, das mit rotem Damast ausgeschlagen war, den goldene Leisten einfaßten, die Sessel waren von dem nämlichen Zeuge, und durch rote, schwerseidne Vorhänge, welche niedergelassen waren, schimmerte ein purpurnes Licht. „Verweilt einen Augenblick“, sagte der Alte, indem er in ein anderes Gemach ging. Ferdinand betrachtete indes einige Bücher, in welchen er fremde, unverständliche Charaktere, Kreise und Linien nebst vielen wunderlichen Zeichnungen fand, und nach dem wenigen, was er lesen konnte, schienen es alchemistische Schriften; er wußte auch, daß der Alte im Rufe eines Goldmachers stand. Eine Laute lag auf dem Tische, welche seltsam mit Perlmutter und farbigen Hölzern ausgelegt war und in glänzenden Gestalten Vögel und Blumen darstellte; der Stern in der Mitte war ein großes Stück Perlmutter, auf das kunstreichste in vielen durchbrochenen Birkelfiguren, fast wie die Fensterrose einer gotischen Kirche, ausgearbeitet. „Ihr betrachtet da mein Instrument“, sagte Albert, welcher zurückkehrte, „es ist schon zweihundert Jahr alt, und ich habe es als ein Andenken meiner Reise aus Spanien mitgebracht. Doch laßt das alles und seht Euch jetzt.“

Sie setzten sich an den Tisch, der ebenfalls mit einem roten Teppiche bedeckt war, und der Alte stellte etwas Verhülltes auf die Tafel. „Aus Mitleid gegen Eure Jugend“, fing er an, „habe ich Euch neulich versprochen, Euch zu wahr sagen, ob Ihr glücklich werden könnt oder nicht, und dieses Versprechen will ich in gegenwärtiger Stunde lösen, ob Ihr gleich die Sache neulich nur für einen Scherz halten wolltet. Ihr dürft Euch nicht entsetzen, denn was ich vorhabe, kann ohne Gefahr geschehn, und weder furchtbare Citationen¹ sollen von mir vorgenommen werden, noch soll Euch eine gräßliche Erscheinung erschrecken. Die Sache, die

¹ Geisterbeschwörungen.

ich versuchen will, kann in zweien Fällen mißlingen: wenn Ihr nämlich nicht so wahrhaft liebt, als Ihr mich habt wollen glauben machen, denn alsdann ist meine Bemühung umsonst, und es zeigt sich gar nichts; oder daß Ihr das Orakel stört und durch eine unnütze Frage oder ein hastiges Auffahren vernichtet, indem Ihr Euren Sitz verlaßt und das Bild zertrümmert; Ihr müßt mir also versprechen, Euch ganz ruhig zu verhalten.“

Ferdinand gab das Wort, und der Alte wickelte aus den Tüchern das, was er mitgebracht hatte. Es war ein goldener Pokal von sehr künstlicher und schöner Arbeit. Um den breiten Fuß lief ein Blumenkranz, mit Myrten und verschiedenem Laube und Früchten gemischt, erhaben ausgeführt mit mattem oder klarem Golde. Ein ähnliches Band, aber reicher, mit kleinen Figuren und fliehenden wilden Tierchen, die sich vor den Kindern fürchteten oder mit ihnen spielten, zog sich um die Mitte des Bechers. Der Kelch war schön gewunden, er bog sich oben zurück, den Lippen entgegen, und inwendig funkelte das Gold mit roter Glut. Der Alte stellte den Becher zwischen sich und den Jüngling und winkte ihn näher. „Fühlt Ihr nicht etwas“, sprach er, „wenn Euer Auge sich in diesem Glanz verliert?“ — „Ja“, sagte Ferdinand, „dieser Schein spiegelt in mein Innres hinein, ich möchte sagen, ich fühle ihn wie einen Kuß in meinem sehnsüchtigen Busen.“ — „So ist es recht!“ sagte der Alte; „nun laßt Eure Augen nicht mehr herumschweifen, sondern haltet sie fest auf den Glanz dieses Goldes und denkt so lebhaft wie möglich an Eure Geliebte.“

Beide saßen eine Weile ruhig und schauten vertieft den leuchtenden Becher an. Bald aber fuhr der Alte mit stummer Gebärde, erst langsam, dann schneller, endlich in eilender Bewegung mit streichendem Finger um die Glut des Pokals in ebenmäßigen Kreisen hin. Dann hielt er wieder inne und legte die Kreise von der andern Seite. Als er eine Weile dies Beginnen fortgesetzt hatte, glaubte Ferdinand Musik zu hören, aber es klang wie draußen, in einer fernem Gasse; doch bald kamen die Töne näher, sie schlugen lauter und lauter an, sie zitterten bestimmter durch die Luft, und es blieb ihm endlich kein Zweifel, daß sie aus dem

Innern des Bechers hervorquollen. Immer stärker ward die Musik und von so durchdringender Kraft, daß des Jünglings Herz erzitterte und ihm die Thränen in die Augen stiegen. Eifrig fuhr die Hand des Alten in verschiedenen Richtungen über die Mündung des Bechers, und es schien, als wenn Funken aus seinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zerprangen. Bald mehrten sich die glänzenden Punkte und folgten, wie auf einen Faden gereiht, der Bewegung seines Fingers hin und wieder; sie glänzten von verschiedenen Farben und drängten sich allgemach dichter und dichter aneinander, bis sie in Linien zusammenschossen. Nun schien es, als wenn der Alte in der roten Dämmerung ein wunderbares Netz über das leuchtende Gold legte, denn er zog nach Willkür die Strahlen hin und wieder und webte mit ihnen die Öffnung des Pokales; sie gehorchten ihm und blieben, einer Bedeckung ähnlich, liegen, indem sie hin und wieder webten und in sich selber schwankten. Als sie so gefesselt waren, beschrieb er wieder die Kreise um den Rand, die Musik sank wieder zurück und wurde leiser und leiser, bis sie nicht mehr zu vernehmen war, das leuchtende Netz zitterte wie beängstiget. Es brach im zunehmenden Schwanken, und die Strahlen regneten tropfend in den Kelch, doch aus den niedertropfenden erhob sich wie eine rötliche Wolke, die sich in sich selbst in vielfachen Kreisen bewegte und wie Schaum über der Mündung schwebte. Ein hellerer Punkt schwang sich mit der größten Schnelligkeit durch die wolfigen Kreise. Da stand das Gebild, und wie ein Auge schaute es plötzlich aus dem Dufte, wie goldene Locken floß und ringelte es oben, und alsbald ging ein sanftes Erröten in dem wankenden Schatten auf und ab, und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten, die blauen Augen, die zarten Wangen, den lieblich roten Mund. Das Haupt schwankte hin und her, hob sich deutlicher und sichtbarer auf dem schlanken, weißen Halse hervor und neigte sich zu dem entzückten Jünglinge hin. Der Alte beschrieb immer noch die Kreise um den Becher, und heraus traten die glänzenden Schultern, und so wie sich die liebliche Bildung aus dem goldenen Bett mehr hervordrängte und holdselig hin und wieder wiegte, so erschienen nun die beiden zarten, gewölbten

und getrennten Brüste, auf deren Spitze die feinste Rosenknospe mit süß verhüllter Röte schimmerte. Ferdinand glaubte den Aem zu fühlen, indem das geliebte Bild wogend zu ihm neigte und ihn fast mit den brennenden Lippen berührte; er konnte sich im Taumel nicht mehr bewältigen, sondern drängte sich mit einem Kuße an den Mund und wählte die schönen Arme zu fassen, um die nackte Gestalt ganz aus dem goldenen Gefängnis zu heben. Als bald durchfuhr ein starkes Zittern das liebliche Bild, wie in tausend Linien brach das Haupt und der Leib zusammen, und eine Kose lag am Fuße des Pokales, aus deren Röte noch das süße Lächeln schien. Schnüchtig ergriff sie Ferdinand, drückte sie an seinen Mund, und an seinem brennenden Verlangen verwelkte sie und war in Luft zerflossen.

„Du hast schlecht dein Wort gehalten“, sagte der Alte verdrüßlich, „du kannst dir nur selber die Schuld beimessen.“ Er verhüllte seinen Pokal wieder, zog die Vorhänge auf und eröffnete ein Fenster; das helle Tageslicht brach herein, und Ferdinand verließ wehmütig und mit vielen Entschuldigungen den murrenden Alten.

Er eilte bewegt durch die Straßen der Stadt. Vor dem Thore setzte er sich unter den Bäumen nieder. Sie hatte ihm am Morgen gesagt, daß sie mit einigen Verwandten abends über Land fahren müsse. Bald saß, bald wanderte er liebetrunken im Walde; immer sah er das holdselige Bild, wie es mehr und mehr aus dem glühenden Golde quoll, jetzt erwartete er, sie herauschreiten zu sehen im Glanze ihrer Schönheit, und dann zerbrach die schönste Form vor seinen Augen, und er zürnte mit sich, daß er durch seine rastlose Liebe und die Verwirrung seiner Sinne das Bildnis und vielleicht sein Glück zerstört habe.

Als nach der Mittagsstunde der Spaziergang sich allgemach mit Menschen füllte, zog er sich tiefer in das Gebüsch zurück; spähend behielt er aber die ferne Landstraße im Auge, und jeder Wagen, der durch das Thor kam, wurde aufmerksam von ihm geprüft.

Es näherte sich dem Abende. Rote Schimmer warf die untergehende Sonne, da flog aus dem Thor der reiche vergoldete Wagen,

der feurig im Abendglanze leuchtete. Er eilte hinzu. Ihr Auge hatte das feinige schon gesucht. Freundlich und lächelnd lehnte sie den glänzenden Busen aus dem Schlage, er fing ihren liebevollen Gruß und Wink auf; jetzt stand er neben dem Wagen, ihr voller Blick fiel auf ihn, und indem sie sich weiterfahrend wieder zurückzog, flog die Rose, welche ihren Busen zierte, heraus und lag zu seinen Füßen. Er hob sie auf und küßte sie, und ihm war, als Weissage sie ihm, daß er seine Geliebte nicht wiedersehen würde, daß nun sein Glück auf immer zerbrochen sei.

Auf und ab lief man die Treppen, das ganze Haus war in Bewegung, alles machte Geschrei und Lärmen zum morgenden großen Feste. Die Mutter war am thätigsten sowie am freudigsten; die Braut ließ alles geschehen und zog sich, ihrem Schicksal nachsinnend, in ihr Zimmer zurück. Man erwartete noch den Sohn, den Hauptmann mit seiner Frau und zwei ältere Töchter mit ihren Männern; Leopold, ein jüngerer Sohn, war mutwillig beschäftigt, die Unordnung zu vermehren, den Lärmen zu vergrößern und alles zu verwirren, indem er alles zu betreiben schien. Agathe, seine noch unverheiratete Schwester, wollte ihn zur Vernunft bringen und dahin bewegen, daß er sich um nichts kümmere und nur die andern in Ruhe lasse; aber die Mutter sagte: „Störe ihn nicht in seiner Thorheit, denn heute kommt es auf etwas mehr oder weniger nicht an; nur darum bitte ich euch alle, da ich schon auf so viel zu denken habe, daß ihr mich nicht mit irgend etwas behelligt, was ich nicht höchst nötig erfahren muß; ob sie Porzellan zerbrechen, ob einige silberne Löffel fehlen, ob das Gesinde der Fremden Scheiben entzweischlägt, mit solchen Possen ärgert mich nicht, daß ihr sie mir wiedererzählt. Sind diese Tage der Unruhe vorüber, dann wollen wir Rechnung halten.“

„Recht so, Mutter!“ sagte Leopold, „das sind Gesinnungen, eines Regenten würdig! Wenn auch einige Mägde den Hals brechen, der Koch sich betrinkt und den Schornstein anzündet, der Kellermeister vor Freude den Malvasier auslaufen oder auslaufen

läßt, Sie sollen von dergleichen Kindereien nichts erfahren. Es müßte denn sein, daß ein Erdbeben das Haus umwürfe; Liebste, das ließe sich unmöglich verhehlen.“

„Wann wird er doch einmal klüger werden!“ sagte die Mutter; „was werden nur deine Geschwister denken, wenn sie dich ebenso unklug wiederfinden, als sie dich vor zwei Jahren verlassen haben.“

„Sie müssen meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen“, antwortete der lebhafteste Jüngling, „daß ich nicht so wandelbar bin wie sie oder ihre Männer, die sich in wenigen Jahren so sehr und zwar nicht zu ihrem Vortheile verändert haben.“

Jetzt trat der Bräutigam zu ihnen und fragte nach der Braut. Die Kammerjungfer ward geschickt, sie zu rufen. „Hat Leopold Ihnen, liebe Mutter, meine Bitte vorgetragen?“ fragte der Verlobte.

„Daß ich nicht wüßte“, sagte dieser; „in der Unordnung hier im Hause kann man keinen vernünftigen Gedanken fassen.“

Die Braut trat herzu, und die jungen Leute begrüßten sich mit Freuden. „Die Bitte, deren ich erwähnte“, fuhr dann der Bräutigam fort, „ist diese, daß Sie es nicht übel deuten mögen, wenn ich Ihnen noch einen Gast in Ihr Haus führe, das für diese Tage nur schon zu sehr besetzt ist.“

„Sie wissen es selbst“, sagte die Mutter, „daß, so geräumig es auch ist, sich schwerlich noch Zimmer einrichten lassen.“

„Doch“, rief Leopold, „ich habe schon zum Theil dafür gesorgt, ich habe die große Stube im Hinterhause aufräumen lassen.“

„Ei, die ist nicht anständig genug“, sagte die Mutter, „seit Jahren ist sie ja fast nur zur Polsterkammer gebraucht.“

„Prächtig ist sie hergestellt“, sagte Leopold, „und der Freund, für den sie bestimmt ist, sieht auch auf dergleichen nicht, dem ist es nur um unsre Liebe zu thun; auch hat er keine Frau und befindet sich gern in der Einsamkeit, so daß sie ihm gerade recht sein wird. Wir haben Mühe genug gehabt, ihm zuzureden und ihn wieder unter Menschen zu bringen.“

„Doch wohl nicht Euer trauriger Goldmacher und Geisterbanner?“ fragte Agathe.

„Kein anderer als der“, erwiderte der Bräutigam, „wenn Sie ihn einmal so nennen wollen.“

„Dann erlauben Sie es nur nicht, liebe Mutter“, fuhr die Schwester fort; „was soll ein solcher Mann in unserm Hause? Ich habe ihn einigemal mit Leopold über die Straße gehen sehn, und mir ist vor seinem Gesicht bange geworden; auch besucht der alte Sünder fast niemals die Kirche, er liebt weder Gott noch Menschen, und es bringt keinen Segen, dergleichen Ungläubige bei so feierlicher Gelegenheit unter das Dach einzuführen. Wer weiß, was daraus entstehn kann!“

„Wie du nun sprichst!“ sagte Leopold erzürnt, „weil du ihn nicht kennst, so verurtheilst du ihn, und weil dir seine Nase nicht gefällt und er auch nicht mehr jung und reizend ist, so muß er, deinem Sinne nach, ein Geisterbanner und verruchter Mensch sein.“

„Gewähren Sie, teure Mutter“, sagte der Bräutigam, „unserm alten Freunde ein Plätzchen in Ihrem Hause und lassen Sie ihn an unserer allgemeinen Freude teilnehmen. Er scheint, liebe Schwester Agathe, viel Unglück erlebt zu haben, welches ihn mißtrauisch und menschenfeindlich gemacht hat, er vermeidet alle Gesellschaft und macht nur eine Ausnahme mit mir und Leopold; ich habe ihm viel zu danken, er hat zuerst meinem Geiste eine bessere Richtung gegeben, ja ich kann sagen, er allein hat mich vielleicht der Liebe meiner Julie würdig gemacht.“

„Mir borgt er alle Bücher“, fuhr Leopold fort, „und, was mehr sagen will, alte Manuscripte und, was noch mehr sagen will, Geld, auf mein bloßes Wort; er hat die christlichste Gesinnung, Schwesterchen, und wer weiß, wenn du ihn näher kennen lernst, ob du nicht deine Sprödigkeit fahren lässest und dich in ihn verliebst, so häßlich er dir auch jetzt vorkommt.“

„Nun, so bringen Sie ihn uns“, sagte die Mutter, „ich habe schon sonst so viel aus Leopolds Munde von ihm hören müssen, daß ich neugierig bin, seine Bekanntschaft zu machen. Nur müssen Sie es beantworten, daß wir ihm keine bessere Wohnung geben können.“

Indem kamen Reisende an. Es waren die Mitglieder der Familie; die verheirateten Töchter sowie der Offizier brachten ihre Kinder mit. Die gute Alte freute sich, ihre Enkel zu sehn; alles war Bewillkommnung und frohes Gespräch, und als der Bräutigam und Leopold auch ihre Grüße empfangen und abgelegt hatten, entfernten sie sich, um ihren alten mürrischen Freund aufzusuchen.

Dieser wohnte die meiste Zeit des Jahres auf dem Lande, eine Meile von der Stadt, aber eine kleine Wohnung behielt er sich auch in einem Garten vor dem Thore. Hier hatten ihn zufälligerweise die beiden jungen Leute kennen gelernt. Sie trafen ihn jetzt auf einem Kaffeehause, wohin sie sich bestellt hatten. Da es schon Abend geworden war, begaben sie sich nach einigen Gesprächen in das Haus zurück.

Die Mutter nahm den Fremden sehr freundschaftlich auf; die Töchter hielten sich etwas entfernt, besonders war Agathe schüchtern und vermied seine Blicke sorgfältig. Nach den ersten allgemeinen Gesprächen war das Auge des Alten aber unverwandt auf die Braut gerichtet, welche später zur Gesellschaft getreten war; er schien entzückt, und man bemerkte, daß er eine Thräne heimlich abzutrocknen suchte. Der Bräutigam freute sich an seiner Freude, und als sie nach einiger Zeit abseits am Fenster standen, nahm er seine Hand und fragte ihn: „Was sagen Sie von meiner geliebten Julie? Ist sie nicht ein Engel?“ — „O, mein Freund“, erwiderte der Alte gerührt, „eine solche Schönheit und Anmut habe ich noch niemals gesehen; oder ich sollte vielmehr sagen (denn dieser Ausdruck ist unrichtig), sie ist so schön, so bezaubernd, so himmlisch, daß mir ist, als hätte ich sie längst gekannt, als wäre sie, so fremd sie mir ist, das vertrauteste Bild meiner Imagination, das meinem Herzen stets einheimisch gewesen.“

„Ich verstehe Sie“, sagte der Jüngling; „ja, das wahrhaft Schöne, Große und Erhabene, so wie es uns in Erstaunen und Bewunderung setzt, überrascht uns doch nicht als etwas Fremdes, Unerhörtes und Niegesehenes, sondern unser eigenstes Wesen wird uns in solchen Augenblicken klar, unsre tiefsten Erinnerungen werden erweckt und unsre nächsten Empfindungen lebendig gemacht.“

Beim Abendessen nahm der Fremde an den Gesprächen nur wenigen Anteil; sein Blick war unverwandt auf die Braut geheftet, so daß diese endlich verlegen und ängstlich wurde. Der Offizier erzählte von einem Feldzuge, dem er beigewohnt hatte, der reiche Kaufmann sprach von seinen Geschäften und der schlechten Zeit und der Gutsbesitzer von den Verbesserungen, welche er in seiner Landwirtschaft angefangen hatte.

Nach Tische empfahl sich der Bräutigam, um zum letztenmal in seine einsame Wohnung zurückzukehren, denn künftig sollte er mit seiner jungen Frau im Hause der Mutter wohnen, ihre Zimmer waren schon eingerichtet. Die Gesellschaft zerstreute sich, und Leopold führte den Fremden nach seinem Gemach. „Ihr entschuldigt es wohl“, fing er auf dem Gange an, „daß Ihr etwas entfernt hausen müßt und nicht so bequem, als die Mutter wünscht; aber Ihr seht selbst, wie zahlreich unfre Familie ist, und morgen kommen noch andre Verwandte. Wenigstens werdet Ihr uns nicht entlaufen können, denn Ihr findet Euch gewiß nicht aus dem weitläufigen Gebäude heraus.“

Sie gingen noch durch einige Gänge; endlich entfernte sich Leopold und wünschte gute Nacht. Der Bediente stellte zwei Wachskerzen hin, fragte, ob er den Fremden entkleiden solle, und da dieser jede Bedienung verbat, zog sich jener zurück, und er befand sich allein. „Wie muß es mir denn begegnen“, sagte er, indem er auf und nieder ging, „daß jenes Bildniß so lebhaft heut aus meinem Herzen quillt? Ich vergaß die ganze Vergangenheit und glaubte sie selbst zu sehn. Ich war wieder jung, und ihr Ton erklang wie damals; mir dünkte, ich sei aus einem schweren Traum erwacht; aber nein, jetzt bin ich erwacht, und die holde Täuschung war nur ein süßer Traum.“

Er war zu unruhig, um zu schlafen, er betrachtete einige Zeichnungen an den Wänden und dann das Zimmer. „Heute ist mir alles so bekannt“, rief er aus, „könnt' ich mich doch fast so täuschen, daß ich mir einbildete, dieses Haus und dieses Gemach seien mir nicht fremd.“ Er suchte seine Erinnerungen anzuknüpfen und hob einige große Bücher auf, welche in der Ecke standen. Als er sie durchblättert hatte, schüttelte er mit dem Kopfe. Ein

Lautenfutteral lehnte an der Mauer; er eröffnete es und nahm ein altes seltsames Instrument heraus, das beschädigt war, und dem die Saiten fehlten. „Nein, ich irre mich nicht“, rief er bestürzt; „diese Laute ist zu kenntlich, es ist die spanische meines längst verstorbenen Freundes Albert; dort stehn seine magischen Bücher, dies ist das Zimmer, in welchem er mir jenes holdselige Orakel erwecken wollte; verblichen ist die Kote des Teppichs, die goldene Einfassung ermattet, aber wunderbar lebhaft ist alles, alles aus jenen Stunden in meinem Gemüt; darum schauerte mir, als ich hieher ging, auf jenen langen verwickelten Gängen, welche mich Leopold führte; o Himmel, hier auf diesem Tische stieg das Bildnis quellend hervor und wuchs auf wie von der Kote des Goldes getränkt und erfrischt; dasselbe Bild lachte hier mich an, welches mich heut abend dorten im Saale fast wahnsinnig gemacht hat, in jenem Saale, in welchem ich so oft mit Albert in vertrauten Gesprächen auf und nieder wandelte.“

Er entkleidete sich, schlief aber nur wenig. Am Morgen stand er früh wieder auf und betrachtete das Zimmer von neuem; er eröffnete das Fenster und sah dieselben Gärten und Gebäude vor sich wie damals, nur waren indes viele neue Häuser hinzugebaut worden. „Bierzig Jahre sind seitdem verschwunden“, seufzte er, „und jeder Tag von damals enthielt längeres Leben als der ganze übrige Zeitraum.“

Er ward wieder zur Gesellschaft gerufen. Der Morgen verging unter mannigfaltigen Gesprächen, endlich trat die Braut in ihrem Schmucke herein. Sowie der Alte ihrer ansichtig ward, geriet er wie außer sich, so daß keinem in der Gesellschaft seine Bewegung entging. Man begab sich zur Kirche, und die Trauung ward vollzogen. Als sich alle wieder im Hause befanden, fragte Leopold seine Mutter: „Nun, wie gefällt Ihnen unser Freund, der gute mürrische Alte?“

„Ich habe ihn mir“, antwortete diese, „nach euren Beschreibungen viel abschreckender gedacht, er ist ja mild und teilnehmend, man könnte ein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen.“

„Zutrauen?“ rief Agathe aus, „zu diesen fürchterlich brennenden Augen, diesen tausendfachen Runzeln, dem blaffen ein-

gekniffenen Mund und diesem seltsamen Lachen, das so höhniſch klingt und ausſieht? Nein, Gott bewahr' mich vor ſolchem Freunde! Wenn böſe Geiſter ſich in Menſchen verkleiden wollen, müſſen ſie eine ſolche Geſtalt annehmen.“

„Wahrscheinlich doch eine jüngere und reizendere“, antwortete die Mutter; „aber ich kenne auch dieſen guten Alten in deiner Beſchreibung nicht wieder. Man ſieht, daß er von heftigem Temperament iſt und ſich gewöhnt hat, alle ſeine Empfindungen in ſich zu verſchließen; er mag, wie Leopold ſagt, viel Unglück erlebt haben, daher iſt er mißtrauiſch geworden und hat jene einfache Offenheit verloren, die hauptſächlich nur den Glücklichen eigen iſt.“

Ihr Geſpräch wurde unterbrochen, weil die übrige Geſellſchaft hinzutrat. Man ging zur Tafel, und der Fremde ſaß neben Agathe und dem reichen Kaufmanne. Als man anfing die Geſundheiten zu trinken, rief Leopold: „Haltet noch inne, meine werten Freunde, dazu müſſen wir unſern Feſtpokal hier haben, der dann rundum gehn ſoll!“ Er wollte aufſtehen, aber die Mutter winkte ihm, ſitzen zu bleiben. „Du findeſt ihn doch nicht“, ſagte ſie, „denn ich habe alles Silberzeug anders gepackt.“ Sie ging ſchnell hinaus, um ihn ſelber zu ſuchen. „Was unſre Alte heut' geſchäftig und munter iſt“, ſagte der Kaufmann, „ſo dick und breit ſie iſt, ſo behende kann ſie ſich doch noch bewegen, obgleich ſie ſchon ſechzig zählt; ihr Geſicht ſieht immer heiter und freudig aus, und heut iſt ſie beſonders glücklich, weil ſie ſich in der Schönheit ihrer Tochter wieder verjüngt.“ Der Fremde gab ihm Beifall, und die Mutter kam mit dem Pokal zurück. Man ſchenkte ihn voll Weins, und oben vom Tiſch fing er an herumzugehn, indem jeder die Geſundheit deſſen ausbrachte, was ihm das Liebſte und Erwünſchteſte war. Die Braut trank das Wohlſein ihres Gatten, dieſer die Liebe ſeiner ſchönen Julie, und ſo that jeder nach der Reihe. Die Mutter zögerte, als der Becher zu ihr kam. „Mur dreißt!“ ſagte der Offizier etwas rauh und voreilig, „wir wiſſen ja doch, daß Sie alle Männer für ungetreu und keinen einzigen der Liebe einer Frau würdig halten; was iſt Ihnen alſo das Liebſte?“ Die Mutter ſah ihn an, indem ſich über die Milde

ihres Antlitzes plötzlich ein zürnender Ernst verbreitete. „Da mein Sohn“, sagte sie, „mich so genau kennt und so strenge meine Gemüthsart tadelt, so sei es mir auch erlaubt, nicht auszusprechen, was ich jetzt eben dachte, und suche er nur dasjenige, was er als meine Überzeugung kennen will, durch seine ungeschälte Liebe unwahr zu machen.“ Sie gab den Becher, ohne zu trinken, weiter, und die Gesellschaft war auf einige Zeit verstimmt.

„Man erzählt sich“, sagte der Kaufmann leise, indem er sich zum Fremden neigte, „daß sie ihren Mann nicht geliebt habe, sondern einen andern, der ihr aber ungetreu geworden ist; damals soll sie das schönste Mädchen in der Stadt gewesen sein.“

Als der Becher zu Ferdinand kam, betrachtete ihn dieser mit Erstaunen, denn es war derselbe, aus welchem ihm Albert ehemals das schöne Bildniß hervorgerufen hatte. Er schaute in das Gold hinein und in die Welle des Weines, seine Hand zitterte; es würde ihn nicht verwundert haben, wenn aus dem leuchtenden Zaubergefäße jetzt wieder jene Gestalt hervorgeblüht wäre und mit ihr seine verschwundene Jugend. „Nein“, sagte er nach einiger Zeit halblaut, „es ist Wein, was hier glüht!“ — „Was soll es anders sein?“ sagte der Kaufmann lachend, „trinken Sie getrost!“ Ein Zucken des Schreckes durchfuhr den Alten, er sprach den Namen Franziska heftig aus und setzte den Pokal an die brünstigen Lippen. Die Mutter warf einen fragenden und verwundernden Blick hinüber. „Woher dieser schöne Becher?“ sagte Ferdinand, der sich seiner Zerstreung schämte. „Vor vielen Jahren schon“, antwortete Leopold, „noch ehe ich geboren war, hat ihn mein Vater zugleich mit diesem Hause und allen Mobilien von einem alten einsamen Hagestolz gekauft, einem stillen Menschen, den die Nachbarschaft umher für einen Zauberer hielt.“ Ferdinand mochte nicht sagen, daß er jenen gekannt hatte, denn sein Dasein war ihm zu sehr zum seltsamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die Übrigen in sein Gemüt schauen zu lassen.

Nach aufgehobener Tafel war er mit der Mutter allein, weil die jungen Leute sich zurückgezogen hatten, um Anstalten zum Balle zu treffen. „Sehen Sie sich neben mich“, sagte die Mutter,

„wir wollen ausruhen, denn wir sind über die Jahre des Tanzes hinweg, und wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen, so sagen Sie mir doch, ob Sie unsern Pokal schon sonstwo gesehn haben, oder was es war, was Sie so innerlichst bewegte.“

„O gnädige Frau“, sagte der Alte, „verzeihen Sie meiner thörichten Hestigkeit und Rührung, aber seit ich in Ihrem Hause bin, ist es, als gehöre ich mir nicht mehr an, denn in jedem Augenblicke vergeße ich es, daß mein Haar grau ist, daß meine Geliebten gestorben sind. Ihre schöne Tochter, die heute den frohesten Tag ihres Lebens feiert, ist einem Mädchen, das ich in meiner Jugend kannte und anbetete, so ähnlich, daß ich es für ein Wunder halten muß; nicht ähnlich, nein, der Ausdruck sagt zu wenig, sie ist es selbst! Auch hier im Hause bin ich viel gewesen und einmal mit diesem Pokal auf die seltsamste Weise bekannt geworden.“ Er erzählte ihr hierauf sein Abenteuer. „Am dem Abend dieses Tages“, so beschloß er, „sah ich draußen im Park meine Geliebte zum letztenmal, indem sie über Land fuhr. Eine Rose entfiel ihr, diese habe ich aufbewahrt; sie selbst ging mir verloren, denn sie ward mir ungetreu und bald darauf vermählt.“

„Gott im Himmel!“ rief die Alte und sprang heftig bewegt auf, „du bist doch nicht Ferdinand?“

„So ist mein Name“, sagte jener.

„Ich bin Franziska“, antwortete die Mutter.

Sie wollten sich umarmen und fuhren schnell zurück. Beide betrachteten sich mit prüfenden Blicken, beide suchten aus dem Ruin der Zeit jene Sineamente wieder zu entwickeln, die sie ehemals aneinander gefannt und geliebt hatten, und wie in dunkeln Gewitternächten unter dem Fluge schwarzer Wolken einzeln in flüchtigen Momenten die Sterne räthselhaft schimmern, um schnell wieder zu erlöschen, so schien ihnen aus den Augen, von Stirn und Mund, jezuweilen der wohlbekannte Zug vorüberblühend, und es war, als wenn ihre Jugend in der Ferne lächelnd weinte. Er bog sich nieder und küßte ihre Hand, indem zwei große Thränen herabstürzten, dann umarmten sie sich herzlich.

„Ist deine Frau gestorben?“ fragte die Mutter.

„Ich war nie verheiratet“, schluchzte Ferdinand.

„Himmel!“ sagte die Alte, die Hände ringend, „so bin ich die Ungetreue gewesen! Doch nein, nicht ungetreu. Als ich vom Lande zurückkam, wo ich zwei Monden gewesen war, hörte ich von allen Menschen, auch von deinen Freunden, nicht bloß den meinigen, du seist längst abgereist und in deinem Vaterlande verheiratet; man zeigte mir die glaubwürdigsten Briefe, man drang heftig in mich, man benutzte meine Trostlosigkeit, meinen Zorn, und so geschah es, daß ich meine Hand dem verdienstvollen Manne gab, mein Herz, meine Gedanken blieben dir immer gewidmet.“

„Ich habe mich nicht von hier entfernt“, sagte Ferdinand, „aber nach einiger Zeit vernahm ich deine Vermählung. Man wollte uns trennen, und es ist ihnen gelungen. Du bist glückliche Mutter, ich lebe in der Vergangenheit, und alle deine Kinder will ich wie die meinigen lieben. Aber wie wunderbar, daß wir uns seitdem nie wiedergesehen haben.“

„Ich ging wenig aus“, sagte die Mutter, „und mein Mann, der bald darauf einer Erbschaft wegen einen andern Namen annahm, hat dir auch jeden Verdacht dadurch entfernt, daß wir in derselben Stadt wohnen könnten.“

„Ich vermied die Menschen“, sagte Ferdinand, „und lebte nur der Einsamkeit; Leopold ist beinah der einzige, der mich wieder anzog und unter Menschen führte. O geliebte Freundin, es ist wie eine schauerliche Geistergeschichte, wie wir uns verloren und wiedergesunden haben.“

Die jungen Leute fanden die Alten in Thränen aufgelöst und in tiefster Bewegung. Keines sagte, was vorgefallen war, das Geheimnis schien ihnen zu heilig. Aber seitdem war der Greis der Freund des Hauses, und der Tod nur schied die beiden Wesen, die sich so sonderbar wiedergesunden hatten, um sie kurze Zeit nachher wieder zu vereinigen.



Die Gemälde.



Einleitung des Herausgebers.

Das erste zu Ende geführte Erzeugnis Tieck's, das er selbst als Novelle bezeichnete und das von Urteilsfähigen sofort als ein glänzendes Muster dieser Dichtungsart erkannt wurde, „Die Gemälde“, ist 1821 geschrieben und bereits im Oktober desselben Jahres in Amadeus Wendt's (früher Becker's) „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr 1822“¹ veröffentlicht worden. Der erste Einzeldruck erschien 1823². Neudrucke, vom Verfasser selbst besorgt, findet man in 17. Bande der „Schriften“ (1844) und im ersten der „Gesammelten Novellen“ (1852). Eine Übersetzung ins Englische erschien (mit der „Verlobung“) London 1825.

Nicht ohne Grund wiesen die Vertreter der neuen Kunstrichtung, die Goethe so schweren Verdruß bereitete, die sogenannten Altdeutschen und Nazarener — 1817 war in Goethes „Kunst und Altertum“ das berühmte Pamphlet gegen die neudeutsche religiös-patriotische Kunst erschienen³ — auf die Verherrlichung der religiösen Kunst und den poetischen Kunstenthusiasmus in Wackenroder's „Klosterbruder“, in Tieck's und Wackenroder's „Phantasien“, in Tieck's „Sternbald“ und in A. W. Schlegel's Gespräch „Die Gemälde“ hin. Freilich hatte diese Verherrlichung und Begeisterung zu ihrer Zeit ihre volle Berechtigung gehabt und war auch noch nicht in den Dienst der kirchlichen Reaktion, des religiösen Ultramontanismus, der Frömmerei getreten. Aber jene Maler ebenso wie jüngere Dichter benutzten sie dazu, alle weltliche, sinnliche Schönheit zu verpönen, und die Widersacher der Romantik schoben auf diese die ganze Schuld an dem Übel. Erstere schädeten

¹ Leipzig, bei Gleitsch.

² Auch unter dem Titel: „Novellen von Ludwig Tieck“, 1. Bb., Dresden, Arnoldische Buchhandlung.

³ A. a. O., 1. Bb., 2. Heft. Der Aufsatz „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“ ist allerdings nicht von Goethe selbst, sondern von seinem Freunde Johann Heinrich Meyer verfaßt, erschien aber unter Goethes Agide und gibt dessen damalige Stimmung wieder.

mithin durch Übertreibung einer an sich guten Sache, indem sie dieselbe in eine verkehrte umwandelten. Rechts und links sah Tiedt mit seinem unbefangenen Blick das Unrecht wie das Recht der feindselig aufeinander stoßenden Strömungen, und er beschloß, im Rahmen einer heitern, humorvollen Erzählung ein Bild des damaligen Kunstlebens in Deutschland zu entwerfen, in welchem alle die Ausschreitungen und Thorheiten, an denen dasselbe krankte, mit überlegener Ironie in ihrer Lächerlichkeit vorgeführt werden sollten. So entstanden die „Gemälde“. Beachtenswert ist, wie vorurteilsfrei und objektiv der Dichter jeder wirklich künstlerischen Richtung ihr Recht läßt. Freilich wird die von sinnlicher Schönheit strohende, fröhliche Kunst eines Giulio Romano mit herediten Worten gepriesen, aber auch der religiösen Malerei wird nicht unbarmherzig die Thür gewiesen. Nicht ein scharfer Angriff (wie gewöhnlich behauptet wird) gegen diese ist unsre Novelle, nur die lächerliche „Deutschtümelei“, die sich äußerlich durch altdeutsche Röcke, breite Kragen und wallende Haare befundete, jene unschuldige Thorheit, die in der Person des jungen Malers Dietrich verkörpert ist, wird in ziemlich gutmütiger Weise verlacht; die ganze Schärfe der Satire ergießt sich vielmehr über die hochmütige, eingebildete Kunstkennerchaft; der anmaßende prinzliche „Kenner“ ist es, der sich, als dem treuherzigen Kunstenthusiasten bereits die Augen aufgegangen sind, schließlich am plumpsten täuschen läßt und in dieser Täuschung beharrt. — Das scheinbar alltägliche und doch wunderbare Ereignis, das nach Tiedts Theorie in jeder Novelle den Umschlag der Handlung herbeiführen soll, ist — rein äußerlich genommen — in den „Gemälden“ die unvermutete, aber heiter vorbereitete Entdeckung der verschwundenen Gemälde, nach denen dann auch mit Recht die Erzählung ihren Namen führt. Der eigentliche Witz aber, die Überraschung, die Spitze, in der die ganze Erfindung gipfelt, beruht in der bitteren Ironie, mit welcher der „Kenner“ abgeführt wird, und um diese Spitze zu erreichen, hat der Dichter den schlaunen Kunstfälscher, den alten Maler Gulenböck, eingeführt, eine der genialsten Figuren, die unsre Novellenlitteratur aufzuweisen hat. Wie Tiedt es überhaupt liebte, eigne Erfahrungen und Bekanntschaften in seinen Dichtungen künstlerisch zu verwerten, so hat er auch diese originelle Gestalt der Wirklichkeit nachgezeichnet: der humoristisch-geniale Architekt Hans Genelli¹ aus Berlin, viele Jahre hindurch ein ausgezeichnetes Mitglied des

¹ 1763—1823; vgl. über ihn Warnhagen, „Galerie von Bildnissen aus Rahels Umgang“, Bd. 1, S. 187 ff.

hochgebildeten Gräflich-Finkensteinschen Familienkreises in Madlitz, dem Tiedt bekanntlich so lange angehörte, hat dem Dichter viele Züge zu seinem Eulenhöck liefern müssen. Mit Recht bewundert schon ein Rezensent der Jenaer „Allgemeinen Literaturzeitung“¹ „die Gewandtheit, mit welcher der Dichter über das Ganze den Zauber des Lebens verbreitet, indem er nicht aus der Eigentümlichkeit der handelnden Personen und den Schranken der Geschichtserzählung heraustritt“. In der lebensvollen Charakteristik scheint auch uns der Hauptreiz der Novelle weit mehr zu liegen als in der bis zum Überdruß oft gerühmten, wenn auch gewiß unleugbaren „Reinheit der Sprache, Fülle der Ideen, Vollendung der Form und Lebendigkeit der Darstellung“. „Tiedts Novellen“, schreibt Hebbel an einen Freund, „sind eigentlich durchaus didaktischer Natur, aber es ist bewundernswürdig, wie sehr bei ihm alles, was andern unter der Hand zu frostigem Räsonnement gefriert, in den farbigsten Lebenskristallen aufschießt. Auch das ist ihm eigentümlich, daß er nichts zusammenbringt, was nicht unbedingt zusammen gehört, was nicht zusammen kommen müßte, wenn es sich in seiner echten Wesenheit, in seiner Bedeutung für die Menschenwelt entwickeln soll. Und diese Prädestination, wie ich's nennen möchte, die man bei so äußerst wenigen findet, ... ist nur bei einer grenzenlos freien Übersicht, bei dem reinsten und ruhigsten Walten möglich.“ Ein Lob aus Dichtermunde, das vielleicht keiner Tiedtschen Novelle in höherm Grade und so ohne alle Einschränkung gilt als den „Gemälden“! Daß übrigens der Dichter, der es liebt, sich selbst in seinen Erfindungen zu ironisieren, der Hauptperson der Novelle auch einiges von seinem eignen Wesen verliehen hat, wird man erkennen, wenn man die hoch ergötlichen Tischreden Eulenhöcks neben folgende Notiz in Karl Försters „Tagebuch“² hält. „Tiedt“, heißt es daselbst, „war unendlich guter Laune, sein ganzes dramatisch-mimisch-geselliges Talent ist in Bewegung ... dann sprach er mit bewunderungswürdiger Kenntnis über die verschiedensten Weine, hielt der Leberwurst, wie sie in Berlin bereitet werde, eine Lobrede, und indem er eine Auster auf das anmutigste schlürfte, stellte er die Behauptung fest, daß das vielgenannte Linsengericht des Esau gewiß eine Schüssel mit Austern gewesen sei, 2c“

Eine durch ihre Form wie durch die Person des Verfassers merkwürdige Beurteilung der Novelle möge noch angeführt werden. Sie rührt von Theodor Hell, dem in unsrer allgemeinen Einleitung er-

¹ 1824, Ergänzungsblatt 132.

² 1. Januar 1822, S. 247.

wählten Hofrat Winkler in Dresden, her, der sich in der „Abendzeitung“ vom 24. Oktober 1821, in einer poetischen Revue über die Taschenbücher für 1822, folgendermaßen vernehmen ließ:

„Welchen Reichtum tiefverständigen, sinnigen Forschens
 Über die bildende Kunst, wie sie erschafft und kopiert,
 Eng verbunden mit hochaussprudelndem Sterneischen Humor,
 Bietet uns Ludwig Tied, wenn die Gemälde wir schaun,
 Die zur Novelle gereift er hier gar künstlich geordnet,
 Daß zur Galerie wurde die lehrende Schrift.
 Eduards frisches Gemüt, die zartere Neigung Sophiens,
 Walthers Liebe zur Kunst, Erichs geordneter Sinn,
 Überschätkend sich selbst der Blick des Prinzen, vor allen
 Aber du heitre Gestalt, die du mit köstlichem Wit
 Würzest das Ganze, du Schelm mit toll austobender Laune,
 Gulenböck! ihr erfreut alle, indem ihr belehrt.
 Und so treten die Nebenpersonen ins rechte Verhältnis,
 Daß für jeden der Raum gnüge, entwickelnd sich selbst.“



„Treten Sie nur indes hier in den Bildersaal“, sagte der Diener, indem er den jungen Eduard herein ließ; „der alte Herr wird gleich zu Ihnen kommen.“

Mit schwerem Herzen ging der junge Mann durch die Thüre. „Mit wie so andern Gefühlen“, dachte er bei sich selbst, „schritt ich sonst mit meinem würdigen Vater durch diese Zimmer! Das ist das erste Mal, daß ich mich zu dergleichen hergebe, und es soll auch das letzte sein. Wahrlich, das soll es! Und es ist Zeit, daß ich von mir und der Welt anders denke.“

Er trat weiter im Saale vor, indem er ein eingehülltes Gemälde an die Wand stellte. „Wie man nur so unter leblosen Bildern ausdauern kann und einzig in ihnen und für sie da sein!“ so setzte er seine stummen Betrachtungen fort. „Ist es nicht, als wenn diese Enthusiasten in einem verzauberten Reiche untergehen? Für sie ist nur die Kunst das Fenster, durch welches sie die Natur und die Welt erblicken; sie können beide nur erkennen, indem sie sie mit den Nachahmungen derselben vergleichen. Und so verträumte doch auch mein Vater seine Jahre; was nicht Bezug auf seine Sammlung hatte, war für ihn nicht bedeutender, als wenn es unter dem Pole vorfiel. Seltsam, wie jede Begeisterung so leicht dahin führt, unser Dasein und alle unsere Gefühle zu beschränken.“

Indem erhob er sein Auge und war fast geblendet oder erschrocken vor einem Gemälde, welches in der obern Region des hohen Saales ohne den Schmuck eines Rahmens hing. Ein blondes Mädchenkopf mit zierlich verwirrten Locken und mutwilligem Lächeln guckte herab, im leichten Nachtkleide, die eine Schulter etwas entblößt, die voll und glänzend schien; in langen, zierlichen Fingern hielt sie eine eben aufgeblühte Rose, die sie den glühend roten Lippen näherte. „Nun wahrlich“, rief Eduard laut, „wenn

dies Bild von Rubens¹ ist, wie es sein muß, so hat der herrliche Mann in dergleichen Gegenständen alle andern Meister übertroffen! Das lebt, das atmet! Wie die frische Rose den noch frischeren Lippen entgegenblüht! Wie sanft und zart die Röthe beider ineinander leuchtet und doch so sicher getrennt ist! Und dieser Glanz der vollen Schulter, darüber die Flachshaare in Unordnung gestreut! Wie kann der alte Walthar sein bestes Stück so hoch hinauf hängen und ohne Rahmen lassen, da all das andre Zeug in den kostbarsten Zierden glänzt?“

Er erhob wieder den Blick und fing an zu begreifen, welche gewaltige Kunst die der Malerei sei, denn das Bild wurde immer lebendiger. „Nein, diese Augen!“ sprach er wieder zu sich selbst, ganz im Anschauen verloren; „wie konnten Pinsel und Farbe dergleichen hervorbringen? Sieht man nicht den Busen atmen, die Finger und den runden Arm sich bewegen?“

Und so war es auch in der That: denn in diesem Augenblick erhob sich das reizende Bild und warf mit dem Ausdruck schelmischen Mutwillens die Rose herab, die dem jungen Mann ins Gesicht flog, trat dann zurück und verschloß klirrend das kleine Fenster.

Erschrocken und beschämt nahm Eduard die Rose vom Boden auf. Er erinnerte sich nun deutlich des schmalen Ganges, welcher oben neben dem Saale weglief und zu den höhern Zimmern des Hauses führte; die übrigen kleinen Fenster waren mit Bildern verhängen, nur dieses hatte man, um Licht zu gewinnen, in seinem Zustande gelassen, und der Hausherr selbst pflegte von dort oft die Gäste zu mustern, die seine Galerie besuchen wollten. „Ist es möglich“, sagte Eduard, nachdem er sich aller dieser Umstände erinnerte hatte, „daß die kleine Sophie in einem Zeitraume von vier Jahren zu einer solchen Schönheit hat erwachsen können?“ — Er drückte unbewußt und in sonderbarer Zerstreung die Rose an den Mund, stellte sich dann, starr auf den Boden sehend, an die Mauer und bemerkte nicht, daß der alte Walthar schon seit einigen Sekunden neben ihm stand, bis dieser ihn mit einem freund-

¹ Peter Paul Rubens (1577—1640), der große niederländische Historienmaler und Gründer der sogenannten Schule von Drabant.

lichen Schläge auf die Schulter aus seiner Träumerei erweckte. „Wo waren Sie, junger Mann?“ sagte er scherzend; „Sie sind wie einer, der eine Erscheinung gehabt hat.“

„So ist es mir selbst“, sagte Eduard; „vergeben Sie, daß ich Ihnen mit meinem Besuche lästig falle.“

„Wir sollten uns nicht so fremd sein, junger Freund“, sagte der Alte herzlich; „es ist nun schon länger als vier Jahre, daß Sie mein Haus nicht betreten haben. Ist es recht, den Freund Ihres Vaters, Ihren ehemaligen Vormund, der es gewiß immer gut mit Ihnen meinte, wenn wir gleich damals einige Differenzen miteinander hatten, so ganz zu vergessen?“

Eduard ward rot und wußte nicht gleich, was er antworten sollte. „Ich glaubte nicht, daß Sie mich vermissen würden“, stotterte er endlich. „Es könnte vieles, alles anders gewesen sein; allein die Irrtümer der Jugend —“

„Lassen wir das“, rief der Alte im frohen Mut; „was hindert uns, unsre ehemalige Bekanntschaft und Freundschaft zu erneuern? Was führt Sie jetzt zu mir?“

Eduard sah nieder, dann warf er einen eiligen, schnell abgleitenden Blick auf den alten Freund, zauderte noch und ging nun mit zögerndem Schritt nach dem Pfeiler, wo das Gemälde stand, das er aus seiner Verhüllung nahm. „Sehen Sie hier“, sagte er, „was ich noch unvermutet in der Verlassenschaft meines seligen Vaters gefunden habe, ein Bild, das in einem Bücherschränke aufbewahrt war, den ich seit Jahren nicht eröffnet hatte; Kenner wollen mir sagen, daß es ein trefflicher Salvator Rosa¹ sei.“

„So ist es“, rief der alte Walther mit begeisterten Blicken. „Ei, das ist ein herrlicher Fund! Ein Glück, daß Sie es so unvermutet entdeckt haben. Ja, mein verstorbener lieber Freund hatte Schätze in seinem Hause, und er wußte selber nicht, was er alles besaß.“

Er stellte das Bild in das rechte Licht, prüfte es mit leuchtenden Augen, ging näher und wieder zurück, begleitete aus der Ferne die Linien der Figuren mit einem Kennerfinger und sagte dann:

¹ Salvator Rosa (1615—73), ausgezeichnete Genre-, Landschafts- und Porträtmaler.

„Wollen Sie mir es ablassen? Nennen Sie mir den Preis, und das Bild ist mein, wenn es nicht zu teuer ist.“

Indem hatte sich ein Fremder herbei gemacht, der in einer andern Wendung des Saales nach einem Julio Romano¹ zeichnete. „Ein Salvator?“ fragte er mit etwas schneidendem Tone, „den Sie wirklich als einen alten Besitz in einer Verlassenschaft gefunden haben?“

„Allerdings“, sagte Eduard, den Fremden mit einem stolzen Blicke musternd, dessen schlichter Oberrock und einfaches Wesen etwa einen reisenden Künstler vermuten ließen.

„So sind Sie selbst hintergangen“, antwortete der Fremde mit einem stolzen, rauhen Tone, „im Fall Sie nicht hintergehen wollen; denn dieses Bild ist augenscheinlich ein ziemlich modernes, vielleicht ist es ganz neu, wenigstens gewiß nicht über zehn Jahre alt, eine Nachahmung der Manier des Meisters, gut genug, um auf einen Augenblick zu täuschen, das sich aber bei näherer Prüfung dem Kenner bald in seiner Blöße zeigt.“

„Ich muß mich sehr über diese Anmaßung verwundern“, rief Eduard aus, ganz außer Fassung gesetzt. „Im Nachlasse meines Vaters befanden sich lauter gute Bilder und Originale, denn er und der Herr Walther galten immer für die besten Kenner in der Stadt. Und was wollen Sie? Bei unserm berühmten Kunsthändler Erich hängt der Pendant zu diesem Salvator, für welchen vor einigen Tagen ein Reisender eine sehr große Summe geboten hat. Man halte beide zusammen, und man wird sehen, daß sie von einem Meister sind und zusammen gehören.“

„So?“ sagte der Fremde mit langgedehntem Tone. „Sie kennen also oder wissen um jenen Salvator auch? Freilich ist er von derselben Hand wie dieser hier, das leidet keinen Zweifel. In dieser Stadt sind die Originale dieses Meisters selten, und Herr Erich und Walther besitzen keines von ihm; aber ich bin mit dem Pinsel dieses großen Meisters vertraut und gebe Ihnen mein

¹ Giulio Romano, d. h. der Römer, eigentlich Pippi (1492—1546), Raffael's genialster Schüler, Meister in der Darstellung der üppigen Schönheit und leidenschaftlichen Bewegung.

Wort, daß er diese Bilder nicht berührte, sondern daß sie von einem Neuern herrühren, der Liebhaber mit ihnen hintergehen will.“

„Ihr Wort?“ rief Eduard in glühender Röthe; „Ihr Wort! Ich sollte denken, daß das meinige hier ebensoviel und noch mehr gölte!“

„Gewiß nicht“, sagte der Unbekannte, „und außerdem muß ich noch bedauern, daß Sie sich von Ihrer Hitze übereilen und verraten lassen. Sie wissen also um die Fabrikation dieses Nachwerks und kennen den nicht ungeschickten Nachahmer?“

„Nein!“ rief Eduard noch heftiger; „Sie sollen mir diese Beschimpfung beweisen, mein Herr! Diese Anmaßungen, diese Unwahrheiten, die Sie so dreist herausstoßen, kündigen einen mehr als gehässigen Charakter an.“

Der Geheimerat Waltherr war in der größten Verlegenheit, daß diese Szene in seinem Hause vorkommen mußte. Er stand prüfend vor dem Bilde und hatte sich schon überzeugt, daß es eine moderne, aber treffliche Nachahmung des berühmten Meisters sei, die wohl auch ein erfahrenes Auge hintergehen konnte. Ihn schmerzte es innig, daß der junge Eduard in diesen bösen Handel verwickelt war; die beiden Streitenden aber waren so heftig erzürnt, daß jede Vermittlung unmöglich wurde.

„Was Sie da sprechen, mein Herr!“ rief der Fremde jetzt auch in erhöhtem Tone, „Sie sind unter meinem Zorn, und ich bin erfreut, daß ein Zufall mich in diese Galerie geführt hat, um zu verhüten, daß ein würdiger Mann und Sammler hintergangen wurde.“

Eduard schäumte vor Wut. „So ist es nicht gemeint gewesen“, sagte begütigend der Alte.

„Wohl war das die Meinung“, fuhr der Fremde fort; „es ist ein altes, wiederholtes Spiel, bei dem man es nicht einmal der Mühe wert gefunden hat, eine neue Erfindung anzubringen. Ich sah in der Kunsthandlung jenen sogenannten Salvator Rosa; der Eigentümer hielt ihn für echt und wurde noch mehr darin bestärkt, als ein Reisender, der, der Kleidung nach, ein sehr vornehmer Mann sein konnte, einen hohen Preis für das Bildchen bot; er wollte bei der Rückkehr wieder zusprechen und bat sich vom

Kunsthändler aus, daß diejer das Gemälde wenigstens vier Wochen nicht aus den Händen geben sollte. — Und wer war dieser vornehme Herr? Der weggejagte Kammerdiener des Grafen Alten aus Wien. So ist es klar, daß das Spiel, von wem es auch herühre, auf Sie, Herr Walthcr, und Ihren Freund Erich abgewartet war.“

Eduard hatte indessen mit zitternden Händen sein Bild schon wieder eingewickelt; er knirschte mit den Zähnen, stampfte mit dem Fuße und schrie: „Der Teufel soll mir diesen Streich bezahlen!“ So stürzte er zur Thür hinaus und bemerkte nicht, daß das Mädchen wieder von oben in den Saal herabschaute, die durch das Geschrei der Streiter herbeigezogen worden war.

„Mein werter Herr“, so wandte sich jetzt der Alte zu dem Unbekannten, „Sie haben mir weh gethan; Sie sind zu rasch mit dem jungen Manne verfahren; er ist leichtsinnig und ausschweifend, aber ich habe bis jetzt noch keinen schlechten Streich von ihm gehört.“

„Einer muß immer der erste sein“, sagte der Fremde mit kalter Bitterkeit. „Er hat wenigstens heute Lehrgeld gegeben und kehrt entweder um, oder lernt so viel, daß man seine Sachen klüger anfangen und auf keinen Fall die Fassung verlieren muß.“

„Er ist gewiß selbst hintergangen“, sagte der alte Walthcr, „oder er hat wirklich das Bild, wie er sagt, gefunden, und sein Vater, der ein großer Kenner war, hat es schon deswegen, weil es nicht echt ist, beiseite geschafft.“

„Sie wollen es zum Besten kehren, alter Herr“, sagte der Fremde; „aber in diesem Falle wäre der junge Mensch nicht so unanständig heftig geworden. Wer ist er denn eigentlich?“

„Sein Vater“, erzählte der Alte, „war ein reicher Mann, der ein großes Vermögen hinterließ; er hatte eine so starke Leidenschaft für die Kunst, wie gewiß nur wenige Menschen ihrer fähig sind. Auf diese verwandte er einen großen Teil seines Vermögens, und seine Sammlung war unvergleichlich zu nennen. Darüber aber versäumte er wohl etwas zu sehr die Erziehung dieses seines einzigen Sohnes; sowie daher der Alte starb, war der junge Mensch nur darauf bedacht, Geld auszugeben, mit Schmarotzern und

schlechtem Volke Umgang zu haben, sich Mädchen und Equipagen zu halten. Als er majorenn wurde, waren ungeheure Schulden bei Bucherern und Wechsel zu bezahlen, aber er setzte seinen Stolz darein, nun noch mehr zu verschwenden; die Kunstwerke wurden verkauft, da er keinen Sinn für diese hat; ich nahm sie für billige Preise. Jetzt hat er wohl, außer dem schönen Hause, so ziemlich alles durchgebracht, und auch auf diesem mögen Schulden lasten; Kenntnisse hat er schwerlich erworben, Beschäftigung ist ihm unleidlich, und so muß man mit Bedauern sehen, wie er seinem Untergang entgegengeht.“

„Die alltägliche Geschichte von so vielen“, bemerkte der Unbekannte, „und der gewöhnliche Weg unwürdiger Eitelkeit, der die Menschen lustig in die Arme der Verachtung führt.“

„Wie haben Sie sich nur dieses sichere Auge erwerben können?“ fragte der Rat; „auch erstaune ich über die Art, mit der Sie dem Julio nachzeichnen, da Sie doch kein Künstler sind, wie Sie sagen.“

„Aber ich studiere seit lange die Kunst“, antwortete der Fremde; „ich habe die wichtigsten Galerien in Europa fleißig und nicht ohne Nutzen gesehen, mein Blick ist von Natur scharf und richtig und noch durch Übung gebildet und sicher gemacht, so daß ich mir schmeicheln darf, wohl nicht so leicht, am wenigsten über meine Lieblinge zu irren.“

Der Fremde empfahl sich jetzt, nachdem er dem Sammler hatte versprechen müssen, am folgenden Mittage bei ihm zu essen, denn der Alte hatte vor den Kenntnissen des Reisenden große Achtung gewonnen.

Mit unbeschreiblichem Borne ging Eduard nach Hause. Er trat wütend ein, warf alle Thüren heftig hinter sich zu und eilte durch die großen Gemächer nach einem kleinen Hinterstübchen, wo in der Dämmerung der alte Gulenböck bei einem Glase starken Weines seiner wartete. „Hier!“ schrie Eduard, „du alter, schiefnasiger, weinverbrannter Halunke, ist deine Schmiererei wieder; verkauf' sie an den Seifensieder drüben, der sie in die Lichte gießen kann, wenn ihm die Malerei nicht ansteht.“

„Wäre schade“, sagte der alte Maler, „um das gute Bildchen“, indem er sich mit größter Kaltblütigkeit ein neues Glas einschenkte. „Hast dich erhitzt, Freundchen; und der Alte hat von dem Kauf nichts wissen wollen?“

„Schelm!“ schrie Eduard, indem er das Bild heftig hintwarf; „und um deinetwillen bin ich auch zum Schelm geworden! Beschimpfst, gekränkt! O, und wie beschämt vor mir selber, glühend Kopf und Hals hinunter, daß ich mir aus Liebe zu dir solche Lüge erlaubte.“

„Ist keine Lüge, Liebes Männchen“, sagte der Maler, indem er das Bild auswickelte, „ist ein so veritabler Salvator Rosa, wie ich nur noch je einen gemalt habe. Hast mich ja nicht daran arbeiten sehen und kannst also nicht wissen, von wem das Bild herührt. Du hast kein Geschick, mein Hänschen; ich hätte dir die Sache nicht anvertrauen sollen.“

„Ich will ehrlich sein“, rief Eduard und schlug mit der Faust auf den Tisch; „ich will ein ordentlicher Mensch werden, daß andre und ich selber wieder Achtung vor mir haben! Ganz anders will ich werden, einen neuen Lebenswandel will ich anfangen!“

„Warum dich erbosen?“ sagte der Alte und trank. „Ich will dich nicht hindern; mich wird's freuen, wenn ich das erlebe. Ich habe ja immer an dir ermahnt und dir vorgepredigt, ich habe dich auch an Beschäftigung zu gewöhnen gesucht, ich habe dir das Restaurieren lehren wollen, Firnisse bereiten, Farben reiben, in Summa, ich habe es an nichts bei dir fehlen lassen.“

„Hund von Kerl!“ rief Eduard, „dein Junge, dein Farbenreiber sollt' ich werden? Aber freilich, ich bin ja heute noch tiefer gesunken, da ich mich zum Spitzbuben eines Spitzbuben habe gebrauchen lassen.“

„Was das Kind für ehrenrührige Ausdrücke braucht“, sagte der Maler und schmunzelte in sein Glas hinein. „Wenn ich mir so was zu Herzen nähme, so hätten wir die Schlägerei oder bittere Feindschaft hier zur Stelle. Er meint es aber gut in seinem Eifer; der Junge hat was Nobles in seinem ganzen Wesen, allein zum Bilderhändler taugt er freilich nicht.“

Eduard legte sich mit dem Kopfe auf den Tisch, und der Maler wischte schnell einen Weinstreck ab, damit der Jüngling nicht mit dem Armel hineinfahre. „Der gute, liebe Salvator“, sagte er dann bedächtig, „soll auch nicht das beste Leben geführt haben, sie geben ihm gar schuld, er sei Bandit gewesen. Als Rembrandt¹ sich bei lebendigem Leibe für tot ausgab, um den Preis seiner Werke zu erhöhen, war er auch nicht ganz der Wahrheit treu geblieben, ob er gleich wirklich einige Jahre später starb und sich also nur in der Jahreszahl etwas verrechnet hatte. So, wenn ich nun solch Bildchen in aller Liebe und Demut male, mich in den alten Meister und seine lieben Eigenheiten recht sanftselig und faunthunlich² hineindenke, daß mir immer ist, als führte des Verstorbenen Seelchen mir Hand und Pinsel, und das Ding ist dann fertig und nickt mir mit rechter Herzlichkeit seinen Dank zu, daß ich auch was vom alten Virtuosen geliefert habe, der doch nicht alles hat machen und nicht ewig hat leben können, und ich mich nun, vollends nach einem Glase Wein, indem ich es mit tieferer Prüfung beschau, rechtgläubig überzeuge, daß es vom alten Herrn wirklich herrührt, und ich übergebe es so einem andern Liebhaber des Seligen und verlange nur ein Billiges für die Mühe, daß ich mir die Hand habe führen, mein eignes Ingenium derzeit unterdrücken lassen, an der Verringerung meines eignen Künstlernamens zu arbeiten — ist denn das so himmelschreiende Sünde, Freundchen, wenn ich mich selbst auf solche kindliche Weise aufopfre?“

Er hob den Kopf des Liegenden auf, verwandelte aber seine grinsende Freundlichkeit in ebenso verzerrten Ernst, als er die Wangen des Jünglings voll Thränen sah, die in einem heißen Strome unaufhaltfam aus den Augen stürzten. „O meine verlorne Jugend!“ schluchzte Eduard; „o ihr goldnen Tage, ihr Wochen und Jahre! Wie seid ihr doch so sündlich verschleudert worden, als läge nicht in euern Stunden der Reim der Jugend, der Ehre und des Glücks; als sei dieser köstlichste Schatz der Zeit

¹ Paul Rembrandt Harmensz van Ryn (1606 – 69), Niederländer, am größten als Porträtmaler.

² Gemächlich.

jemals wieder zu gewinnen. Wie ein Glas abgestandenes Wasser hab' ich mein Leben und den Inhalt meines Herzens ausgegossen! Ach! welch Dasein hätte mir aufgehen können, welch Glück mir und andern, wenn ein böser Geist nicht meine Augen verblendete. Segensbäume wuchsen und schatteten um mich und über mir, in denen der Freund, die Gattin und die Bedrängten Hilfe, Trost, Heimat und Frieden fanden; und ich habe die Art im schwindelnden Übermut an diesen Hain gelegt und muß nun Frost, Sturm und Hitze dulden!“

Eulenböck wußte nicht, welch Gesicht er machen, noch weniger, was er sagen sollte, denn in dieser Stimmung, mit solchen Gefinnungen hatte er seinen jungen Freund noch niemals gesehen; er war endlich nur froh und beruhigt, daß dieser ihn nicht bemerkte, so daß er in behaglicher Heimlichkeit seinen Wein ausleerte.

„Tugendhaft also willst du werden, mein Sohn?“ fing er endlich an. „Auch gut. Wahrlich! wenige Menschen sind für die Tugend so portiert¹ als ich selber, denn es gehört schon ein scharfer Blick dazu, um nur zu wissen, was Tugend ist. Anaufsern, den Leuten abzwacken, sich und unserm Herrgott etwas vorlügen, ist gewiß keine. Wer aber das rechte Talent dazu hat, der findet's auch. Wenn ich einem verständigen Mann zu einem guten Salvator oder Julio Romano von meiner Hand ver helfe, und er freut sich dann, so habe ich immer noch besser gehandelt, als wenn ich einem Pinsel einen echten Raffael verkaufe, den der Gimpel nicht zu schätzen weiß, so daß ihm im Grunde seines Herzens ein geschniegelter Van der Werft² mehr Freude machen würde. Meinen großen Julio Romano muß ich nun wohl in eigner Person verkaufen, da du zu dergleichen weder Gaben noch Glück hast.“

„Diese armseligen Sophistereien“, sagte Eduard, „können auf mich nicht mehr wirken; diese Zeit ist vorüber, und du magst dich nur in acht nehmen, daß sie dich nicht ertappen; denn mit Laien mag es dir wohl gelingen, aber nicht mit Kennern, wie der alte Waltherr einer ist.“

¹ Eingekommen.

² Abrian van der Werff (1659 — 1712), Porträt- und Genremaler von „elßenbeinerer“ Blätte.

„Laß gut sein, mein Kindchen“, sagte der alte Maler, „die Kenner sind gerade am besten zu betrügen, und mit einem Unerfahrenen möcht' ich gar nicht einmal anfangen. O dieser gute, alte, liebe Walthar, dies feine Männchen! Hast du nicht den schönen Höllenbreughel¹ gesehen, der am dritten Pfeiler zwischen der Skizze von Rubens und dem Porträt von van Dyck² hängt? Der ist von mir. Ich kam zu dem Männchen mit dem Gemälde: „Wollen Sie nicht etwas Schönes kaufen?“ — „Was!“ rief er; „solche Tragen, Tollheiten? Das ist nicht meine Sache; zeigen Sie doch. Nun, ich nehme sonst dergleichen Unsinn bei mir nicht auf, in dessen weil in diesem Bilde doch etwas mehr Anmut und Zeichnung ist, als man sonst bei diesen Phantasien trifft, so will ich mit ihm einmal eine Ausnahme machen.“ In Summa, er hat's behalten und zeigt's den Leuten, um seinen vielseitigen Geschmack zu beurkunden.“

Eduard sagte: „Aber willst du denn nicht auch noch ein rechtlicher Mann werden? Es ist doch die höchste Zeit!“

„Mein junger Bethehrer“, rief der Alte, „ich bin es längst; du verstehst das Ding nicht, auch bist du mit deinem heißen Anlauf noch nicht durch. Stehst du am Ziel und bist glücklich allen Klippen, Halseisen, Leuchtpfählen³ vorüber, dann winke mir nur dreist, und ich steure dir vielleicht nach. Bis dahin laß mich ungechoren.“

„So trennt sich also unsre Laufbahn“, sagte Eduard, indem er ihn wieder freundlich anblickte; „ich habe viel versäumt, aber doch noch nicht alles, mir bleibt noch etwas von meinem Vermögen, mein Haus. Hier will ich mich einfach einrichten und beim Prinzen, der binnen kurzem hier ankommen wird, eine Stelle als Sekretär oder Bibliothekar suchen, vielleicht reise ich mit ihm; vielleicht daß anderstwo ein Glück — oder, wenn das

¹ Pieter Brueghel (Breughel, 1564—1638), Niederländer, zum Unterschied von seinem Vater (dem „Vauernbreughel“) und seinem jüngern Bruder (dem „Samtbreughel“) nach seinen phantastischen Teufels- und Spukszenen der „Höllensbreughel“ genannt.

² Antonis van Dyck aus Antwerpen (1599—1641), berühmter Porträt- und Historienmaler.

³ Scheiterhaufen.

nicht, so beschränke ich mich hier und suche Arbeit und Beschäftigung in meiner Vaterstadt.“

„Und wann soll das Tugendleben losgehen?“ fragte der Alte mit grinsendem Lachen.

„Gleich“, sagte der Jüngling, „morgen, heut', diese Stunde!“

„Narrenspoffen!“ sagte der Maler und schüttelte den greisen Kopf. „Zu allen guten Dingen muß man sich Zeit lassen, sich vorbereiten, einen Anlauf nehmen, die alte Periode mit einer Feierlichkeit beschließen und die neue ebenso beginnen. Das war eine herrliche Sitte, daß in manchen Gegenden unsere Vorfahren das Karneval mit rechter, echter Ausgelassenheit zu Grabe trugen, daß sie zuletzt noch einmal recht toll aufjubelten und sich in der Lust übernahmen, um nachher ungestört und ganz ohne Gewissensskrupel fromm sein zu können. Laß uns der verehrlichen Sitte nachfolgen; Brüderchen, sieh, ich bin dir so gut, gib uns und deinen Launen noch einmal so einen rechten ausgesuchten Weinschmaus, so einen hohen Valet- und Abschiedshymnus, daß wir, besonders ich, deiner gedenken; laß uns beim besten Wein bis in die tiefe Nacht hinein jubeln, dann gehst du rechts ab zur Tugend und Mäßigkeit, und wir andern bleiben links, wo wir sind.“

„Schlemmer!“ sagte Eduard lächelnd; „wenn du nur einen Vorwand findest, dich zu betrinken, so ist dir alles recht. Es sei also, am heiligen Dreikönigs-Abend.“

„Da ist ja noch vier Tage hin“, seufzte der Alte, indem er den letzten Rest ausschürfte und sich dann schweigend entfernte.

„Wir werden heut' eine kleine Tischgesellschaft haben“, sagte der Rat Waltherr zu seiner Tochter.

„So?“ fragte Sophie, „und wird der junge Eduard auch herkommen?“

„Nein“, antwortete der Vater, „wie fälltst du auf diesen?“

„Ich dachte nur“, sagte Sophie, „daß Sie ihm vielleicht durch eine Einladung die unangenehme Szene etwas vergüten wollten, die er ohne Ihren Willen in Ihrem Hause hat erleiden müssen.“

„Heute würde es am wenigsten passen“, erwiderte der Alte, „da gerade der Mann mit uns speisen wird, von dem der junge Mensch beleidigt ward.“

„So? der?“ sagte das Mädchen mit gedehntem Tone.

„Es scheint, der fremde Mann ist dir unangenehm.“

„Recht sehr“, rief Sophie; „denn erstlich, kann ich es von niemand leiden, wenn man nicht genau weiß, wer er ist; solch Inognito ist in der Fremde allerliebft, um für etwas Besonderes zu gelten, wenn hinter dem Menschen gerade gar nichts steckt, und so ist es gewiß mit diesem Unbekannten, der ganz das Wesen eines wazierenden Hofmeisters oder Sekretärs hat, der sich gestern in Ihrer Galerie ein Ansehen gab, als wenn er der oberste Direktor aller Heiden-Befehrungsanstalten wäre.“

„Du sagtest: erstens!“ fragte der Vater lächelnd; „nun also zweitens?“

„Zweitens ist er fatal“, sagte sie lachend, „und drittens ist er unausstehlich, und viertens hasse ich ihn wahrhaft.“

„Das ist freilich erstens und letztes bei euch“, sagte der Alte. „Übrigens erscheint noch mein Freund Erich und der junge Maler Dietrich sowie der wunderliche Gulenböck.“

„Da haben wir ja alle Zeitalter beisammen“, rief Sophie aus, „alle Arten von Geschmack und Gefinnung! Kommt nicht etwa auch noch der junge Herr von Eisenlicht, um mir das Leben recht sauer zu machen?“

Der Vater hob den Finger drohend auf, sie ließ sich aber nicht irren, sondern fuhr schnell und unwillig fort: „Es ist ja wahr, daß ich in dieser Gesellschaft meines Lebens niemals froh werde; das schwagt und guckt und ist artig und lügt und wird unausstehlich durcheinander, daß ich statt solcher Mahlzeiten lieber drei Tage hungern möchte. Solche verliebte Leute sind mir so zuwider wie unreife Johannisbeeren! Jedes Wort von ihnen schmeckt mir noch sauer nach acht Tagen und verdirbt mir auch die Zunge für alle bessere Früchte. Der alte krummnasige, kupfrige Sünder ist mir noch von allen der liebste, denn er denkt doch nicht daran, mich wie ein Möbel in seine Stuben hinzustellen.“

„Diese Art und Weise“, sagte der Vater, „ist mir an dir selbst

leid, ja recht verdrücklich, weil ich bei deinem starren Eigensinn noch gar nicht absehen kann, wie du dich je ändern möchtest. Du weißt nun, wie ich über die Ehe und die sogenannte Liebe denke, wie sehr du mich glücklich machen würdest, wenn du deinen Willen brechen wolltest —“

„Ich muß nach der Küche gehen“, rief sie plötzlich; „ich muß Ihnen heute Ehre machen; vergessen Sie nur nicht die guten Weine, damit der rötliche Eulenböck nicht Ihren Keller in schlechten Ruf bringt.“ So lief sie hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Alte ging an seine Geschäfte, indessen die Tochter Küche und Tisch besorgte. Sie hatte jenes Gespräch so plötzlich abgebrochen, weil es der Wunsch des Vaters, den sie nur gar zu gut kannte, war, sie mit seinem Freunde Erich zu verheiraten, der zwar nicht mehr jung, indessen auch noch nicht so sehr in Jahren vorgerückt war, daß ein solcher Plan lächerlich gewesen wäre. Erich hatte bei seinem Handel ein ansehnliches Vermögen erworben; in diesem Augenblicke besaß er eine Sammlung ganz vorzüglicher Bilder aus den italienischen Schulen, und Waltherr hatte den Gedanken, daß, falls seine Tochter sich noch zu dieser Heirat bereden ließe, Erich alsdann seinen Handel einstellen und diese vorzüglichen Gemälde seiner Galerie einverleiben solle, damit der Schwiegerjohn diese dann nach seinem Tode als eine recht ausgezeichnete besäße und erhielt. Denn es war ihm fürchterlich, sich diese treffliche Sammlung einst wieder zerstreut zu denken, vielleicht gar unter dem Preise verkauft und an Menschen veräußert, bei denen die Bilder durch Unverstand zu Grunde gehen könnten. Seine Leidenschaft für Malerei war so groß, daß er auf jeden Fall seines Freundes Bilder für eine sehr große Summe gekauft haben würde, wenn ihn nicht der Erwerb eines ansehnlichen Gutes und großen Gartens, die er seiner Tochter zurücklassen wollte, gehindert und ihm jetzt jede Auslage, vorzüglich aber eine so bedeutende, unmöglich gemacht hätte. Indem er seine Briefe schrieb, zerstreuten ihn diese Gedanken unaufhörlich. Er gedachte dann des jungen Malers Dietrich, eines hübschen, blonden Jünglings; und ob ihm gleich dessen Art, die Kunst auszuüben,

so wenig wie die, sich zu kleiden, recht war, so hätte er doch auch diesen gern als Schwiegersohn umarmt, weil er überzeugt sein konnte, daß der junge Mensch für sein Kunstvermögen die höchste Ehrerbietung hegen würde. Der alte Maler Gulenböck konnte ihm für seine Pläne nie in die Gedanken kommen; aber seit gestern hatte er den fremden Kunstkenner mit väterlichem Auge gemustert, und die schnippische Antwort der Tochter, mit der sie sich über diesen geäußert hatte, war ihm daher um so empfindlicher. Er mochte es sich nicht gestehen, aber er dachte, wenn er in die Zukunft schaute, weit mehr an das Heil seiner Sammlung als an das Glück seines Kindes. Selbst der junge Herr von Eisenlicht, der Sohn eines Wucherers, wäre ihm zum Eidam erwünscht gewesen, weil der junge Mensch auf Reisen sich ziemlich gebildet hatte; und da dieser zugleich die Neigungen seines Vaters besaß, so ließ sich wohl erwarten, daß er aus jeder Rücksicht eine so kostbare Sammlung in Ehren halten würde.

So war der Vormittag verstrichen, und die Gäste fanden sich nach und nach ein. Zuerst der jüngste, Dietrich, im sogenannten altdeutschen Rocke, die weißlichen Haare auf den Schultern hängend, und mit einem blonden Bärtchen, der sein rosenrotes, durchsichtiges Antlitz nicht entstellte. Er erkundigte sich sogleich angelegentlich nach der Tochter, und diese erschien, geschmückt, in einem grünseidenen Kleide, das den Glanz ihres Gesichts und Nackens wunderbar erhob. Der Jüngling begann sogleich ebenso verlegen als zudringlich ein Gespräch mit Sophien, das um so trockner wurde, um so mehr er es überschwenglich zu machen suchte. Gestört und getröstet wurden beide durch das Erscheinen des alten Gulenböck, der mit seinem braunroten Gesicht wunderbar aus einer hellgrünen Weste und weißlichem Frack herauschien, da er es, wie viele ausgemacht häßliche Menschen, liebte, sich in auffallende Farben zu kleiden. Die jungen Leute konnten kaum das Lachen unterdrücken, als sie ihn sich linksich hercindrehen, grimassierend grüßen und mit falscher Artigkeit stolpern sahen, wobei sich sein schiefes Gesicht, die kleinen grellen Augen und die seitwärts gedrehte Nase noch wunderlicher ausnahmen. Der Fremde ließ lange auf sich warten, und Sophie spöttelte wieder über die An-

maßung, den vornehmen Mann zu spielen, bis er endlich, schlicht gekleidet, erschien und es der Gesellschaft möglich machte, sich in das Speisezimmer zu begeben, in welchem sie Erich schon fanden, der dort ein Gemälde befestigt hatte, welches der Fremde und die Maler in Augenschein nehmen sollten.

Sophie saß zwischen Erich und dem Unbekannten, obgleich Dietrich einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich an ihre Seite einzuschieben. Gulenböck, der alles bemerkte, und der am liebsten seine Bosheit in das Gewand der Gutmütigkeit hüllte, drückte dem jungen Menschen die Hand und dankte ihm wie gerührt, daß er so lange herum gekreuzt sei, um nur neben einem alten Manne zu sitzen, der zwar auch die Kunst liebe und ausübe, indessen freilich mit seinen abnehmenden Kräften dem Fluge der neuern Schule nicht mehr nachstreben könne, an deren Enthusiasmus er aber doch sein altes Feuer wieder anzünde und seine schon kalten Lebensgeister erwärme. Dietrich, der noch jung genug war, um alles dies für Ernst zu halten, wußte nicht Dankbarkeit genug auszudrücken, noch hinlängliche Bescheidenheit aufzutreiben, um diese Demut aufzuwägen. Der alte Schelm freute sich, daß ihm seine Verstellung gelang, und machte den gutmütigen Jüngling immer treuherziger, der in diesem alten Knaben schon einen Schüler von sich zu sehen wähnte und dabei im stillen berechnete, wie er dessen praktische Kenntnisse zu höhern Zwecken brauchen wolle, ohne daß der Alte merken müsse, wie der neue Lehrer wieder zugleich sein Schüler sei.

Indessen diese beiden sich so zu täuschen suchten, war das Gespräch des Fremden und des Wirtes, zum Teil zufällig und von der andern Seite klug gelenkt, auf die Ehe gefallen; denn der alte Walthar ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, seine Gedanken über diesen Gegenstand auszusprechen. „Ich habe niemals“, sagte er, „mit den Ansichten übereinstimmen können, die nun etwa seit funfzig Jahren zur allgemeinen Mode geworden sind. Ich nenne sie Mode, weil ich mich nie, obgleich ich auch jung gewesen bin, habe überzeugen können, daß sie in der Natur gegründet sind. Kann man leugnen, daß einzelne Menschen zu gewissen Zeiten leidenschaftlichen Stimmungen und Verirrungen

ausgesetzt gewesen? Nur zu häufig haben wir die bösen Folgen des Zornes, der Trunkenheit, der Eifersucht und Wut wahrnehmen müssen. Ebenso ist auch nicht zu leugnen, daß vielfaches Unheil und seltsame Begebenheiten aus jenen gesteigerten Empfindungen, die man Liebe nennt, hervorgegangen sind. Es ist nur die Rede von jener Verkehrtheit, daß der Mensch zwar alle andere Verwirrungen vermeidet und sich der Überraschung der Leidenschaften zu entwöhnen suchte, alle aber sich seit einer gewissen Zeit damit brüsten, ja es für notwendig zum Leben halten, die Liebe und ihre wilden Zustände und leidenschaftlichen Verwirrungen erlebt zu haben.“

Der Unbekannte sah den Wirt ernsthaft an und nickte ihm zu, worauf der Alte mit erhöhter Stimme fortfuhr:

„Möchte man am Ende auch einer gewissen Billigkeit nachgeben und diese Zustände der sogenannten Liebenden, in denen, wie sie uns erzählen, die ganze Welt ihnen im schönern Lichte erscheint, und in welchen sie sich aller ihrer Seelenkräfte erhöht und vielfacher bewußt werden (obgleich sie in jenem Schlummerwachen in der Regel träge und zu keiner Arbeit zu bringen sind), natürlich finden: was thut, frag' ich nun, alles dies, auch noch so glücklich sich wendend, um eine vernünftige und gute Ehe zu schließen? Ich würde nie meine Einwilligung geben, wenn ich das Unglück hätte, an meiner Tochter einmal diese Verstandesverwirrung zu bemerken.“

Sophie lächelte; der junge Dietrich sah sie errötend an, und Gulenböck trank mit großem Wohlbehagen, indes der Fremde den Alten mit Ernst anhörte, der, seiner Sache gewiß, um so eifriger fortfuhr: „Nein, wohl dem Manne, der, mit dieser verkehrenden Leidenschaft völlig unbekannt, den vernünftigen Entschluß faßt, sich in den Stand der Ehe zu begeben, und Heil dem Mädchen, das züchtig den Gemahl findet, ohne jene Szenen des Wahnsinns je mit ihm gespielt zu haben, denn alsdann findet sich jene Zufriedenheit, jene Ruhe und jener Segen, der unsern Vorfahren nicht unbekannt war, und den die heutige Welt nicht mehr achten will. In diesen Ehen, welche nach vernünftiger Überlegung, in Demut und stiller Ergebenheit geschlossen wurden, fanden die

Menschen damals im wachsenden Vertrauen, in zunehmender Zärtlichkeit und im gegenseitigen Ertragen der Schwächen ein Glück, welches dem jetzigen hochfahrenden Geschlechte zu geringe erscheint, und das auch darum nur Glend und Noth, Unzufriedenheit und Mißverständnis, Zwietracht und Verachtung im Garten seines Lebens baut. Früh schon an den Rausch der Leidenschaft gewöhnt, suchen sie auch diesen in der Ehe und verachten die Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens, erneuern dann rechts und links in mannigfaltigen und immer geringeren Abwechslungen die Kunststücke ihres Liebeshandwerks und gehen so in Schleichheit und Selbstbetrug unter.“

„Sehr bitter, aber wahr“, sagte der Unbekannte mit nachdenklicher Miene.

„Es ist wie mit allen Bitterkeiten“, flüsterte Sophie ihrem Nachbar zu, „sie fallen zu schwer auf die Zunge; man kann nicht recht unterscheiden, ob es schmeckt oder nur allen Geschmack betäubt; dergleichen ist natürlich für den wahr, der Liebhaber davon ist.“

Eulenböck, der diesen Ausspruch auch gehört hatte, lachte, und der Vater, der die Sache nur halb verstanden, wandte sich mit Heiterkeit zu seinem fremden Gaste: „Wir sind also darüber einig, daß nur die sogenannten Konventionsheiraten glücklich sein können; ich werde auch niemals Anstand nehmen, meine einzige und nicht unbegabte oder arme Tochter einem Manne zu geben, sei er, von welchem Stande er wolle, dessen Charakter mir wert ist, und dessen Kenntnisse ich, vorzüglich in der Kunst, achten muß, damit auch meine Enkel noch die Früchte meines Fleißes ernten und nicht in alle Winde und in die Häuser der Unwissenden das verstreut werde, was Liebe, Aufopferung, Studium und unermüdeten Fleiß in dieser Wohnung versammelt haben.“

Er sah den Fremden mit gefälligem Lächeln an; doch dieser, der bis jetzt ihm freundlich erwidert hatte, machte eine fast finstere Miene und sagte nach einer kleinen Pause: „Die Sammlungen von Privatpersonen können niemals lange bestehen; wer die Kunst liebt, sollte, falls er gesammelt hat, seine Schätze um ein Williges Fürsten verkaufen oder sie größern Galerien durch Testa-

ment einberleiben. Darum kann ich auch den Plan mit Ihrer Tochter nicht billigen, wenn ich auch mit Ihren Ansichten von der Ehe einverstanden bin. Und überhaupt ist es in Ansehung jeder Heirat eine mißliche Sache. Wenn ich nicht versprochen wäre und tausend dringende Ursachen mich zwingen, mein Wort nicht zu brechen, so würde ich meiner Neigung nach immer unverheiratet bleiben.“

Der Alte wurde rot und sah vor sich nieder, dann fing er mit seinem Nachbar, nicht ohne Verlegenheit, ein anderes Gespräch an. „Die neuliche Auktion der Kupferstiche“, sagte der Gemäldehändler, „ist bei weitem nicht so ergiebig ausgefallen, als es der Eigentümer sich versprochen hatte.“ — „Das ist häufig mit Auktionen der Fall“, warf die Tochter mit schnippischem Tone dazwischen; „darum sollte sich kein Mensch damit einlassen, den nicht die äußerste Not dazu treibt.“

Dietrich war noch zu unerfahren, um den Zusammenhang dieser Gespräche einzusehen; er redete treuherzig und eifrig über die Barbarei der Auktionen, in denen oft die kostbarsten Seltenheiten übersehen, viele Kunstwerke durch die Gaffer und Handlanger beschädigt und der Ruhm großer Meister sowie das Gefühl echter Bewunderer schmerzlich verletzt würden. Dadurch gewann er die gute Meinung des Vaters, der die getrübe Miene erheiterte und ihm mit Freundlichkeit recht gab. Sophie, welche fürchten mochte, daß ein neuer Antrag im verdeckten Wege des Kunstenthusiasms vorgeschoben werden sollte, fragte schnell den jungen Maler, ob er mit seinem Marienbilde bald fertig sei, oder ob er vorher die Abnahme vom Kreuz vollenden wolle.

„Sie malen also auch dergleichen rührende Gegenstände?“ fragte der Unbekannte, indem er mit einem fast schielenden Blicke zum jungen Manne herüberblinzelte. „Mich wundert es immer von neuem, daß Menschen in ihren besten und heitersten Jahren mit dergleichen Gegenständen ihre Zeit und Imagination verderben können. Der heiligen Familien haben wir wohl, dünkte ich, in der Kunst genug; da ist nichts Neues anzubringen und zu erfinden, und jene Leichname und Verzerrungen des Schmerzes widerstreben so völlig allem Reiz und dem Genuß der Sinne, daß

ich mein Auge immer davon abwenden muß. Die Kunst soll unser Leben erhöhen und erheitern, alle Dürftigkeiten desselben und aller Jammer der Welt soll uns in ihrer Nähe verschwinden; nicht aber darf unsre Phantasie durch ihre Hervorbringungen geängstigt und gefoltert werden. Im heitern, frischen Licht soll die Sinnenwelt spielen und in freundlichem Reiz uns schmeicheln und auf diese Weise erheben. Schönheit ist Freude, Leben, Kraft. Der hat sie noch wenig verstanden, der Nacht und düstre Gefühle sucht. Oder gehören Sie auch etwa zu denen, die sich vor dergleichen Bildern mit erzwungener Gläubigkeit entzücken und verlangen, daß in uns eine Art von Andacht sich entzünden soll, um den Gegenstand zu verstehen und christlich zu würdigen?"

„Und wäre denn das“, rief Dietrich mit einer gewissen Eile und Festigkeit, „etwas so Unerhörtes oder nur Besonderes? Im Schönen, wenn es erscheint, wird der Reiz der Sinnenwelt zum Göttlichen erhöht, und so wird die stumme Ehrfurcht, die hilflose Nührung unbegeisterter Gemüter durch die Kunst zur himmlischen Andacht erhoben. Es ist, wenn auch verzeihlich, doch abgeschmackt, wenn bloß des frommen Gegenstandes wegen ein elendes Bild den gläubigen Beschauer entzückt, aber es ist mir völlig unbegreiflich, wenn sich ein fühlendes Herz vor der Sixtinischen Maria zu Dresden des Glaubens und der Andacht erwehren kann. Ich weiß es wohl, daß die neuen Bestrebungen jüngerer Künstler, zu denen ich mich auch bekennen muß, bei vielen trefflichen Leuten großes Argerniß erregt haben, aber man sollte sich doch endlich ohne Leidenschaft überzeugen, daß das alte, ganz ausgefahrene Geleise kein Weg mehr ist. Was haben diejenigen, die diese neue Lehre zuerst wieder aufbrachten, denn anders gewollt, als das Gemüt wieder erwecken, welches seit langer Zeit bei allen Kunstproduktionen als ganz überflüssig angesehen worden war? Und hat denn diese neue Schule nicht schon vieles Achtungswürdige hervorgebracht? Ein Geist offenbart sich, das ist nicht abzuleugnen, der sich kräftigen wird und ausbilden, ein neuer Weg ist gefunden, auf welchem freilich, wie bei jeder Begeisterung, mancher Unberufene auch das Übertriebene, Widerwärtige und ganz Tadelswürdige hervorbringen wird. Ist denn

aber das Schlechte dieser Zeit wirklich schlechter, als was weiland ein gefeierter Casanova¹ erschuf, oder das Leere leerer als jenes kalte Abschreiben der mißverstandenen Antike, das jene ganze frühere Zeit als einen großen Lückenbüßer in der Kunstgeschichte darstellt? Waren denn nicht bizarre Manieristen auch damals die tröstenden Erscheinungen? Und hat denn der Hülfverein für die Kunst, von verehrten Männern gestiftet, etwas Tüchtiges hervorbringen können?"

„Junger Mann“, sagte der Unbekannte mit der schneidendsten Kälte, „ich müßte zehn Jahre jünger oder Sie einige älter sein, wenn ich über so wichtigen Gegenstand mit Ihnen streiten sollte. Dieser neue phantastische Traum hat sich der Zeit bemächtigt, das ist freilich nicht zu leugnen, und muß nun bis zum Erwachen fortgeschlummert werden. Waren jene, die Sie tadeln wollen, zu nüchtern, so sind dafür die jetzt Gepriesenen in einem kränklichen Kausch befangen, indem ihnen ein wenig schwaches Getränk zu Kopse gestiegen ist.“

„Sie wollten nicht streiten“, rief der junge Maler, „und thun mehr, Sie sind bitter. In der Leidenschaft ist man wenigstens keines freien Urteils fähig. Ob die Partei, für die Sie mit solchen Waffen kämpfen, dadurch gewinnen kann, muß die Zukunft entscheiden.“

Sophie sah den Jüngling ermutigend mit einem schadenfrohen Blicke an, Walther war schon besorgt; doch nahm der Bilderhändler Erich das Gespräch beruhigend auf und sagte: „Sobald sich ein heftiger Widerstreit in der Zeit regt, so ist es ein Zeichen, daß etwas Wirkliches in der Mitte liegt, das den Streit wohl verdient, und welches der Mitlebende nicht ganz ignorieren darf, wenn er nicht unbillig sein will. Seit lange war die Kunst aus dem Leben getreten und nur ein Artikel des Luxus geworden; darüber vergaß man, daß sie jemals mit Kirche und Welt, mit Andacht und Begeisterung zusammengehangen hatte, und kalte Kennerchaft, Vorliebe für das Kleine und gemeine Nützlichkeits sowie ein erkünstelter Enthusiasmus mußten sie ex-

¹ Giovanni Casanova (1722—95), Schüler von Raphael Mengs, Vertreter des akademischen Klassizismus, Direktor der Dresdener Malerakademie.

zeugen. Weiß ich doch die Zeit noch, wo man in den Galerien die schönsten Werke eines Leonardo¹ nur als merkwürdige und sonderbare Altertümer vorwies, selbst Raffael wurde nur mit einschränkender Kritik bewundert, und über noch ältere große Meister suchte man die Achseln und betrachtete die Malereien der früheren Deutschen oder Niederländer niemals ohne Lachen. Diese Barbarei der Unwissenheit ist doch jetzt vorüber.“

„Wenn nur keine neue und schlimmere darüber entstände!“ rief Gulenböck, vom Weine hochrot erglühend, indem er dem Unbekannten einen feurigen Blick zuwarf. „Mir thut es immer weh, daß in unsern Tagen das Wort des echten Kenners fast nie mehr gehört wird; der Enthusiasmus übertönt die Einsicht, und doch ist für den Künstler nichts so lehrreich als ein Gespräch mit einem echten Kunstfreunde, das ihn belehre und erhebe, da es ihm oft in Jahren nicht so gut wird, dergleichen zu genießen.“

Der Fremde, welcher schon verstimmt und heftig zu werden schien, ward nach diesen Worten wieder heiter und freundlich. „Künstler und Freunde der Kunst“, erwiderte er, „sollten sich immer aufsuchen, um beständig voneinander zu lernen. So war es in voriger Zeit, und auch dies war eine der Ursachen, daß die Malerei gedieh. Die Phantasie eines jeden Schaffenden ist beschränkt und ermattet, wenn sie nicht von außen angefrischt und bereichert wird, und dies kann nur durch verständige, freundliche Mitteilungen geschehen; ohne zu erwähnen, was Korrektheit, Anmut der Behandlung und Auswahl der Gegenstände gewinnen.“

„Sie haben sich“, antwortete der alte Maler, „einen Künstler vorzüglich ausersehen, den ich auch gewissermaßen mehr als alle liebe.“

„Ich gestehe“, sagte der Fremde, „daß ich ihm mein Herz vielleicht etwas zu ausschließlich zugewendet habe. Es war mir früh vergönnt, einige ausgezeichnete Werke des Julio Romano kennen zu lernen und zu verstehen; in Mantua fand ich auf meinen Reisen Gelegenheit, ihn zu studieren, und seitdem glaube ich, meine Vorliebe auch rechtfertigen zu können.“

¹ Leonardo da Vinci (1452–1519), Maler, Bildhauer, Kunstschriststeller, Physiker, Baumeister, Ingenieur, Musiker und Dichter.

„Gewiß“, erwiderte der Alte, „wird Ihr Aufenthalt dort zu den schönsten Epochen Ihres Lebens gehören. Habe ich doch zu meinem innerlichen Verdruß in neueren Zeiten auch manchen Tadel dieses großen Geistes hören müssen, vorzüglich, daß er die geistlichen Gegenstände nicht mit der gehörigen Innigkeit behandle. Einem jeden ist nicht alles gegeben. Aber die Verklärung des frischen sinnlichen Lebens, die Herrlichkeit des freien Mutwillens, das Spiel der lebendigsten Phantasie waren ihm vorbehalten. Und ist dem jungen Wallfahrer sein Herz noch für den Reichthum dieses glänzenden Geistes verschlossen, so wandre er nur nach Mantua, um dort in dem Palast T kennen zu lernen, was Erd' und Himmel, möcht' ich fast sagen, Herrliches in sich fassen; wie in den Schrecken des Riesensturzes noch Lust und Scherz gaukeln, und in dem Saale des Amor und Psyche in der Trunkenheit des Entzückens die himmlische Erscheinung der vollendeten Schönheit sich verklärt.“¹

Der junge Dietrich sah seinen abtrünnigen Anhänger schon seit lange mit großen Augen an; er konnte diesen Abfall nicht begreifen und nahm sich vor, mit dem Alten in einer vertrauten Stunde darüber zu sprechen; denn wenn er auch die Bewunderung des Julius gelten ließ, so schien ihm doch die erste Hälfte des Gesprächs geradezu im Widerspruch mit der früheren Äußerung Eulenböcks zu stehen, der sich aber um dergleichen Nebendinge nicht kümmerte, sondern sich mit dem fremden Kunstfreunde in so lebhaften Enthusiasmus hineinschwakte, daß beide auf lange Zeit weder die übrigen hörten, noch sie zu Worte kommen ließen.

Erich wollte eine Ähnlichkeit des Fremden mit einem Verwandten Walthers bemerken; darüber kam man in das Kapitel der Ähnlichkeiten, und wie sonderbar sich in den Familien, oft in der fernsten Verzweigung am deutlichsten, gewisse Formen wiederholen. „Sonderbar ist es auch“, sagte der Wirt, „daß die Natur oft ganz wie die Kunst verfährt. Wenn ein Niederländer und ein Italiener aus der vorigen Zeit ein und dasselbe Bildnis

¹ Auf seiner italienischen Reise hatte Tied 1805 in Mantua die berühmten, den Gigantensturz und die Geschichte von Amor und Psyche darstellenden Fresken des Giulio Romano im Palazzo del Te (so genannt, weil sein erster Grundriß die Gestalt eines T zeigte) gesehen und ihnen eins seiner Reisegebichte gewidmet.

malen sollten, so würden beide die Ähnlichkeit auffassen, aber jeder ein ganz verschiedenes Porträt und eine ganz andere Ähnlichkeit hervorbringen. So kannte ich in meiner Jugend eine Familie, die aus vielen Kindern bestand, an denen allen die Physiognomie der Eltern und nur eine Hauptform, aber unter verschiedenen Bedingungen ausgeprägt war, so klar und sicher, als wenn die Kinder Bildnisse von demselben Gegenstande, von verschiedenen großen Malern gezeichnet, wären. Die älteste Tochter war wie von Correggio¹ gemalt, mit seinem Teint und zierlicher Form; die zweite war dasselbe Gesicht, aber größer, voller, wie aus der florentinischen Schule²; die dritte hatte das Ansehen, als habe Rubens das nämliche Porträt auf seine Art gemalt; die vierte wie ein Bild von Dürer³; die nächste wie aus der französischen Schule⁴, glänzend, voll, aber unbestimmt, und die jüngste wie ein flüchtig gemaltes Werk von Leonard⁵. Es war eine Freude, diese Gesichter unter sich zu vergleichen, die mit denselben Formen, in Ausdruck, Farbe und Lineamenten wieder so verschieden waren.“

„Erinnern Sie sich des wunderbaren Porträts“, fragte Erich, „welches Ihr alter Freund in seiner Sammlung besaß, und welches sich mit so vielen andern Sachen auf eine unerklärliche Weise verloren hat?“

„Jawohl!“ rief der alte Walthar aus, „wenn es nicht von Raffael's Händen war, wie einige behaupten wollen, so war es wenigstens von einem vorzüglichen Meister, der nach diesem Muster die Kunst mit Glück studiert hatte. Wenn einige Neuere von der Kunst des Porträtierens als von einer geringen Sache sprechen wollten, oder die gar den Maler erniedrige, so durfte man sie nur vor dieses wunderwürdige Bildnis führen, um sie zu beschämen.“

¹ Antonio Allegri, nach seinem Geburtsort Correggio genannt (1494 bis 1534), Tiefs erklärter Liebling.

² Gruppe höchst ausgezeichneter vorraffaelscher Maler Italiens (15. Jahrhundert), darunter Masaccio, Fra Filippo Lippi, Boticeili, Domenico Ghirlandajo u. a.

³ Albrecht Dürer (1471—1528).

⁴ Nicolas Poussin (1594—1665) und seine Schüler.

⁵ Es kann nur Leonardo da Vinci gemeint sein.

„Wie sagen Sie?“ so wandte sich der Fremde lebhaft zum alten Rat, „es sind außer diesem trefflichen Stück noch andere merkwürdige Gemälde verloren gegangen? Auf welche Weise?“

„Ob verloren“, sagte Walthar, „kann man so eigentlich nicht sagen; aber sie sind unsichtbar geworden und vielleicht ins ferne Ausland verkauft. Mein Freund, der Herr von Essen, der Vater des jungen Menschen, den Sie neulich in meinem Saale trafen, wurde mit zunehmendem Alter launenhaft und wunderbar. Die Liebe zur Kunst hatte uns befreundet, und ich kann sagen, daß ich sein ganzes Vertrauen besaß. Wir ergöhten uns an unsern Sammlungen, und die feinige übertraf damals bei weitem die meinige, die ich erst durch die Nachlässigkeit seines Sohnes so ansehnlich habe vermehren können. Wenn wir uns einmal ein rechtes Fest geben wollten, so setzten wir uns in sein Kabinett, in welchem die ausgesuchtesten seiner Werke versammelt waren. Diese hatte er mit vorzüglich prächtigen Rahmen einfassen lassen und sie sinnreich bei einer sehr vorteilhaften Erleuchtung geordnet. Außer jenem Porträt sah man dort eine so unvergleichliche Landschaft von Nicolas Poussin, wie mir noch nie eine vorgekommen ist. Im sanften Abendlicht fuhr Christus mit seinen Jüngern auf dem Wasser. Die Lieblichkeit des Widerscheins der Häuser und Bäume, die klare Luft, die Durchsichtigkeit der Wellen, der edle Charakter des Erlösers und die himmlische Ruhe, die über dem Ganzen schwebte und unser Gemüt wie in Wehmut und friedlicher Sehnsucht auflöste, ist nicht zu beschreiben. Daneben hing ein Christus mit der Dornenkrone von Guido Reni¹, von einem Ausdrücke, wie ich ihn seitdem auch nicht wieder gesehen habe. Der alte Freund wollte sonst in seinem Eigensinne den trefflichen Guido vielleicht zu wenig gelten lassen; aber vor diesem Bilde war er immer entzückt, und es ist wahr, man sah es, so oft man es sah, jedesmal von neuem; die vertraute Bekanntschaft mit ihm erhöhte nur den Genuß und ließ immer neue, noch geistigere Schönheiten entdecken. Dieser Ausdruck der Milde, des ergebenen Duldens, der himmlischen Güte und des Verzeihens

¹ Guido Reni (1572—1642), Schüler des Carracci zu Bologna.

mußte auch das starrste Herz durchdringen. Es war nicht jene gesteigerte Leidenschaftlichkeit, wie man wohl in andern ähnlichen Bildern des Guido wahrnimmt, und die uns bei trefflicher Behandlung des Gegenstandes doch eher zurückstößt als anzieht, sondern es war das süßeste, wie das schmerzlichste Gemälde. Durch die zarten Fleischpartien unter Wange, Kinn und Auge sah und fühlte man den ganzen Schädel, und dieser Ausdruck des Leidens erhöhte nur die Schönheit. Gegenüber war eine Lucretia von demselben Meister, die sich mit starkem vollen Arm den Dolch in den schönen Busen stieß. In diesem Bilde war der Ausdruck groß und kräftig, die Farbe unvergleichlich. Eine Mutter, die dem schlafenden Kinde das Tuch vom nackten Körper nimmt, und Joseph und Johannes, den Schläfer betrachtend, die Figuren lebensgroß, waren von einem alten römischen Meister so herrlich und grazios dargestellt, daß jede Beschreibung nur unzulänglich ist. Aber wohl möchte ich Worte suchen, um auch nur eine schwache Vorstellung von dem einzigen van Eyck¹ zu geben, einer Verkündigung, welche doch vielleicht die Krone der Sammlung war. Hat sich die Farbe je als eine Tochter des Himmels verherrlicht, ist mit Licht und Schatten jemals gespielt und im Spiel die edelste Nührung der Seele erweckt worden, haben Lust, Begeisterung, Poesie und Wahrheit und Adel sich je in Figuren und Färbung auf eine Tafel gelegt, so war es in diesem Bilde geschehen, welches mehr als Malerei und Zauber war. Ich muß abbrechen, um mich nicht selbst zu vergessen. Diese Bilder waren die vorzüglichsten; aber ein Hemling², ein herrlicher Annibal Carracci³, ein kleines Bild, Christus zwischen den Kriegsknechten, eine Venus, vielleicht von Titian⁴, wären wohl noch der Erwähnung wert, und kein Bild war in diesem Kabinett, das nicht jeden Freund der Kunst beglückt hätte. Und, denken Sie, fassen

¹ Es gibt zwei große Maler dieses Namens: Hubert (1366–1426), den Gründer der altniederländischen Schule, und Jan van Eyck (1396–1441), seinen jüngern Bruder und Schüler.

² Hans Memling (früher fälschlich meist Hemling genannt; ca. 1440–91), bedeutender Meister der altflandrischen Schule.

³ Annibal Carracci (1560–1609), berühmter Historienmaler.

⁴ Tiziano Vecellio da Cadore (1487–1576), Hauptmeister Venedigs.

Sie die Sonderbarkeit des Alten, kurz vor seinem Tode sind alle diese Stücke verschwunden, ohne Spur verschwunden. Hat er sie verkauft? Er hat nie diese Frage beantwortet, und seine Bücher hätten es nach seinem Tode ausweisen müssen, die aber nichts davon sagten. Hat er sie verschenkt? Aber wem? Man muß fürchten, und der Gedanke ist herzzerreißend, er hat sie in einer Art von wahnsinniger Schwermut, weil er sie wohl keinem andern Menschen auf Erden gönnen mochte, kurz vor seinem Tode vernichtet. Vernichtet! Fassen Sie es, begreift ein Mensch diese furchtbare Abwesenheit, wenn mein Verdacht gegründet ist?"

Der Alte war so erschüttert, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte, und Gulenböck zog ein ungeheures gelbseidenes Tuch aus der Tasche, um in auffallender Rührung sein dunkelrotes Gesicht abzutrocknen. „Erinnern Sie sich wohl noch“, hub er schluchzend an, „des sonderbaren Bildes von Quintin Messys¹, auf dem ein junger Schäfer und ein Mädchen in seltsamer Tracht abgebildet waren, beide herrlich ausgearbeitet, und wovon er behauptete, die Figuren sähen seinem Sohne und Ihrer Tochter ähnlich?"

„Die Ähnlichkeit war damals auffallend“, erwiderte Erich. „Sie haben aber noch den Johannes zu nennen vergessen, der wenigstens mit dem Guido wetteifern konnte. Dies Bild war vielleicht von Domenichino², wenigstens war es jenem berühmten äußerst ähnlich. Dieser Blick des Jünglings nach dem Himmel, die Begeisterung, die Sehnsucht, zugleich die Wehmut, daß er schon das Göttliche auf Erden gesehen, als Freund umarmt und als Lehrer verstanden hatte, dieser Widerschein einer entschundenen Vergangenheit im Spiegel des edeln Antlitzes war rührend und erhebend. O, wenige von diesen Bildern könnten den jungen Mann retten und wieder wohlhabend machen.“

„Wäre doch alles an ihm verloren“, rief Gulenböck aus. „Er würde es doch nur wieder vergeuden. Was habe ich nicht an ihm ermahnt! Aber er hört auf den ältern Freund und die Stimme der Erfahrung nicht. Nun endlich, da ihm das Wasser doch wohl

¹ Eigentlich *Matys* (1460–1530), niederländischer Historienmaler.

² Eigentlich *Domenico Campiari* (1581–1641), einer der bedeutendsten Schüler der Carracci, Historienmaler.

mag an die Seele gehen, ist er in sich geschlagen; er sah, daß ich über sein Unglück bis zu Thränen gerührt war, da hat er mir in meine Hand versprochen, sich von Stunde an zu bessern, zu arbeiten und ein ordentlicher Mensch zu werden. Wie ich ihn hierauf gerührt umarme, reißt er sich lachend los und ruft: „Aber erst vom heiligen Dreikönigs-Abend an soll dieser Vorsatz gelten, bis dahin will ich noch lustig sein und in der alten Bahn fortlaufen!“ Was ich auch sagen mochte, alles war umsonst; er drohte, wenn ich ihm nicht seinen Willen ließe, die ganze Besserung wieder aufzugeben. Ei nun, das Fest ist in einigen Tagen, die Frist ist nur kurz; Sie können aber wenigstens daraus sehen, wie wenig auf seine guten Vorsätze zu bauen ist.“

„Von jeher“, sagte Sophie, „ist er zu sehr mit frommen Leuten umgeben gewesen; aus Widerspruch hat er sich auf die andere Seite gewandt, und so hat freilich sein Eigensinn verhindert, daß der Umgang mit den Tugendhaften ihm hat nützlich werden können.“

„Sie haben gewissermaßen recht“, rief der alte Maler. „Hat er sich nicht von dem Pietisten, dem langweiligen alten Musikdirektor Henne, seit einiger Zeit wie belagern lassen? Aber ich versichere Sie, dessen trockne Predigten können unmöglich an ihm haften; auch wird der Alte beim dritten Glase betrunken, und so kommt er aus dem Text.“

„Er hat es zu arg getrieben“, bemerkte der Wirt; „dergleichen Menschen, wenn Unordnung und Verschwendung erst ihre Lebensweise geworden sind, können sich niemals wieder zurechtfinden. Das rechtliche, wahre Leben erscheint ihnen gering und bedeutungslos; sie sind verloren.“

„Sehr wahr“, sagte Gulenböck, „und um Ihnen nur ein auffallendes Beispiel seiner Raserei zu geben, so hören Sie, wie er es mit seiner Bibliothek anfang. Er erbte eine unvergleichliche Büchersammlung von seinem würdigen Vater; die herrlichsten Ausgaben der Klassiker, die größten Seltenheiten der italienischen Litteratur, die ersten Ausgaben des Dante und Petrarca¹, nach

¹ Dante Alighieri (1265—1321); die ersten Drucke der „Göttlichen Komödie“ sind vom Jahre 1472. Francesco Petrarca (1304—74); seine Sonette, Kanzenen und Triumphe zuerst gedruckt 1470.

denen man auch wohl in berühmten Städten umsonst fragt. Nun fällt es ihm ein, er müsse einen Sekretär haben, der zugleich diese Bibliothek in Ordnung halten solle, die neu angekauften Werke in das Verzeichniß eintragen, die Werke systematisch aufstellen und dergleichen mehr. Ein junger wüster Mensch meldet sich zu diesem wichtigen Amte und wird auch gleich angenommen, weil er zu schwätzen weiß. Zu schreiben ist nicht viel, aber trinken muß er lernen, und der Unterricht schlägt bei dem lockern Vogel an. Das wilde Leben nimmt gleich seinen Anfang; alle Tage toll und voll, Bälle, Maskeraden, Schlittenfahrten, die halbe Stadt freigehalten. So fehlt es denn nun schon nach einem halben Jahre, als der junge Gelehrte sich seinen Gehalt ausbittet, an barem Gelde. Man fällt auf den Ausweg, daß er für den Gehalt des ersten Jahres an Büchern nach einer billigen Taxe nehmen dürfe. Herr und Diener kennen aber den Wert der Sachen nicht, die auch nur für den Kenner kostbar sind, und deren finden sich nicht auf allen Gassen. Die teuersten Werke werden ihm also lächerlich wohlfeil überlassen, und da man die Auskunft einmal gefunden hat, so wiederholt sich das Spiel immer wieder und um so öfter, da der neue Günstling zuweilen Gelegenheit hat, für seinen Patron bare Auslagen zu machen, die ihm in Büchern wiedererstattet werden. So fürchte ich, sind von der Büchersammlung vielleicht nur noch die Schränke übriggeblieben.“

„Ich weiß am besten“, sagte der Rat, „wie unverantwortlich man mit den Büchern umgegangen ist.“

„Das sind ja alles erschreckliche Geschichten“, sagte Sophie; „wer möchte sie nur von seinem Feinde so wiedererzählen?“

„Das Schlimmste aber“, fuhr Gulenböck fort, „war denn doch seine Leidenschaft für die berühmte schöne Betty; denn diese that das im großen, was alle seine übrigen Thorheiten an seinem Wohlstand nur im kleinen vernichten konnten. Sie hat auch seinen Charakter zu Grunde gerichtet, der sich ursprünglich zum Guten neigte. Er ist gutherzig, aber schwach, so daß jeder, welcher sich seiner bemächtigt, aus ihm machen kann, was er will. Meine gutgemeinten Worte verschollen nur in den Wind. Bis in die tiefe Mitternacht hinein habe ich zuweilen auf die

eindringlichste Art gesprochen, aber es war nur schade um alle meine Ermahnungen. Sie hatte ihn so in Stricken, daß er selbst seine redlichsten und ältesten Freunde um ihrerwillen mißhandeln konnte.“

Indem erhob man sich von der Tafel, und während der gegenseitigen Begrüßungen nahm Sophie die Gelegenheit wahr, indem sie dem alten Maler die Hand reichte, der sie ihr zierlich küßte, ihm deutlich zuzuflüstern: „O Sie abscheulichster von allen abscheulichen Sündern, Sie undankbarer Heuchler! Wie kann es Ihr verkehrtes Herz über sich gewinnen, den öffentlich zu lästern, von dessen Wohlthaten Sie sich bereichert haben, dessen Leichtsinn Sie benutzen, um ihn mit andern Gehülfen elend zu machen? Bisher habe ich Sie nur für abgeschmact, aber gutmütig gehalten; ich sehe aber, daß Sie nicht ohne Ursache eine wahre Teufels-Physiognomie tragen! Ich verabscheue Sie!“ Sie stieß ihn mit Bewegung zurück und eilte dann aus dem Zimmer.

Die Gesellschaft ging in den Bildersaal, wo der Kaffee herumgereicht wurde. „Was war denn meiner Tochter?“ fragte der Rat den Maler; „sie schien so eilig und hatte Thränen im Auge.“

„Ein gutes, liebes Kind“, schmunzelte Gulenböck. „Sie sind recht glücklich, Herr Geheimer Rat, bei diesem empfindsamen Herzen Ihrer Tochter. Sie war so liebevoll um meine Gesundheit besorgt; sie findet meine Augen entzündet und meinte gar, ich könnte erblinden: darüber ist sie denn so gerührt worden.“

„Ein treffliches Kind!“ rief der Vater aus; „wenn ich sie nur erst gut versorgt sähe, daß ich in Frieden sterben könnte.“ Der Fremde war noch zurückgeblieben, um das neue Gemälde in Augenschein zu nehmen, welches Erich ihm im Speisezimmer zeigte; jetzt kam er mit diesem zur Gesellschaft, und Dietrich folgte. Sie waren alle im lebhaften Gespräch begriffen; der Fremde tadelte den Gegenstand, welchen Dietrich verteidigen wollte. „Wenn Teniers¹ und ähnliche Niederländer“, sagte der letztere, „die

¹ David Teniers „der Vater“ (1582—1649) oder dessen noch berühmterer gleichnamiger „Sohn“ (1610—90); von beiden sind „Versuchungen des heiligen Antonius“ in der Dresdener Galerie.

Versuchung des heiligen Antonius komisch und fragenhaft dargestellt haben, so ist diese Laune ihrer Stimmung zu vergeben sowie ihrem Talent nachzusehen, da sie das Würdige nicht zu erschaffen wußten. Der Gegenstand aber fordert eine ernste Behandlung, und dem alten deutschen Meister dort ist sie ohne Zweifel gelungen; wenn der Beschauer nur unparteiisch sein kann, so wird er sich von seinem Bilde angezogen und befriedigt fühlen.“

„Dieser Gegenstand“, nahm der Fremde das Wort, „ist keiner für die bildende Kunst. Die ängstigenden Träume eines wahnfinnigen Alten, die Gespenster, die er in seiner Einsamkeit sieht, und die ihn durch falschen Reiz oder Entsetzen von seiner melancholischen Beschaulichkeit abziehen wollen, können nur in das Gebiet fragenhafter Phantome fallen und auch nur phantastisch dargestellt werden, wenn es überhaupt erlaubt sein soll. Dagegen dort die weibliche Gestalt, welche sich edel zeigen will und zugleich reizend, eine enthüllte Schönheit in der Fülle der Jugend, und die doch nur ein verkleidetes Gespenst ist; die wilden Gestalten umher, die durch den grellen Kontrast sie noch mehr hervorheben, das Entsetzen des Alten, der sich im Vertrauen wieder zu finden sucht, diese Vermischung der widersprechendsten Gefühle ist durchaus widersinnig, und schade um Talent und Kunst, die sich an dergleichen abarbeitend verschwenden und vernichten.“

„Ihr Zorn“, sagte Dietrich, „enthält das schönste Lob des Bildes. Ist denn nicht alles, was den Menschen versucht, nur Gespenst, in die lockende Gestalt der Schönheit verhüllt oder sich scheinbar mit nichtigem Entsetzen verpanzernd? Sollte eine Darstellung, wie jene, nicht gerade in unsern neuesten Tagen eine doppelte Bedeutung erhalten? Allen kommt diese Versuchung, die sich noch ihres Herzens nicht ganz bewußt sind; aber in jenem Heiligen sehen wir den festen und reinen Blick, der über die Furcht erhaben ist und längst die wahre unsichtbare Schönheit kennt, um Grauen und geringe Küsternheit von sich zu weisen. Das wahre Schöne führt uns in keine Versuchung; das, was wir wirklich fürchten dürfen, erscheint nicht in Larve und Unform. Das Bestreben jenes alten Meisters läßt sich daher vor dem gebildeten Sinne rechtfertigen; nicht so Teniers und seinesgleichen.“

„Das Tolle, das Ueberne und Abgeschmackte ist ein Unendliches“, rief der Unbekannte; „es ist es eben dadurch, daß es sich in keine Grenze fassen läßt, denn durch die Schranke wird alles Vernünftige: das Schöne, Edle, Freie, Kunst und Enthusiasmus. Weil sich aber etwas Ueberirdisches, Unausprechliches beimischt, so meinen die Thoren, es sei das Unbedingte, und sündigen im angemakten Mystizismus in Natur und Phantasie hinein. Sehn Sie diesen tollen Höllenbreughel hier am Pfeiler? Weil sein Auge gar keinen Blick mehr hatte für Wahrheit und Sinn, weil er sich ganz von der Natur los sagte und Ueberwitz und Unsinn ihn als Begeisterung und Verständnis galten, so ist er mir vom ganzen Heere der Freskenmaler geradezu der liebste, da er ohne weiteres die Thüre zuschlug und den Verstand draußen ließ. Sehn Sie den Riesenaal von Julio Romano in Mantua, seine wunderlichen Aufzüge mit Tieren und Centauren und allen Wundern der Fabel, seine Bacchanalien, seine kühne Vermischung des Menschlichen, Schönen, Tierischen und Frechen; vertiefen Sie sich in diese Studien, dann werden Sie erst wissen, was ein wirklicher Poet aus diesen sonderbaren und unverstandenen Stimmungen unsers Gemütes machen kann und darf, und wie er im stande ist, auch in diesem aus Träumen geflochtenen Netz die Schönheit zu fangen.“

„Auf solchem Wege“, sagte Dietrich, „sind wir mit allen Dingen sehr bald fertig, wenn wir nur eine Norm und Regel annehmen, in leidenschaftlicher Verblendung alles Göttliche auf einen Namen übertragen und von dem einseitigen Erkennen seiner dann abweisen, was er nicht geleistet hat oder nicht leisten konnte, der doch auch nur ein Einzelner und ein Sterblicher war, dessen Blick nicht in alle Tiefen drang, und dem wenigstens der Tod die Palette aus der Hand nahm, wäre er selbst fähig gewesen, alle Erscheinungen aus seinen Fingern quellen zu lassen. chranke muß sein; wer bezweifelt das? Ueber so manche Utklugheit, die sich im Halten der Regel so groß dünkt, erinnert mich immer wieder an die sonderbare Eigenschaft des Hahns, der, wie unbändig und kriegerisch er auch thut, wenn er auf die Seite gelegt wird und man von seinem Schnabel aus einen Kreidestrich auf den Boden hinzieht, unbeweg-

lich und andächtig liegen bleibt, weil er sich, wer weiß von welcher Naturnotwendigkeit, philosophischen Regel oder unerlässlichen Kunstschranke gefesselt glaubt.“

„Sie werden unbescheiden, mein junger altdeutscher Herr“, sagte der Fremde in etwas hohem Tone. „Die gute Erziehung wird freilich bald zu den verlorenen Künsten gerechnet werden müssen.“

„Dafür ist aber wohl gesorgt“, versetzte Dietrich, „daß Übermut nicht ausstirbt und Dünkel bei frischen Kräften bleibt.“ Er verbeugte sich schnell gegen den Hausherrn und verließ die Gesellschaft.

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, so behandelt zu werden“, jagte der Fremde. „Scheint doch über diesem Saal ein Unheil zu walten, daß ich hier immer auf Riesen treffe, die mich in den Staub treten wollen.“

Der alte Walthar war sehr mißmutig, daß in seinem Hause solche Szenen vorfielen. So wie er den Fremden schon bei Tische hatte aufgeben müssen, so gab er nun auch den Gedanken auf, jemals den jungen Maler zum Schwiegersohn in Vorschlag zu bringen. Begütigend wendete er sich zu dem Fremden, der in seinem Zorn dem Höllenbreughel eine größere Aufmerksamkeit schenkte, als außerdem geschehen sein würde. „Nicht wahr“, fing er an, „ein in seiner Art treffliches Gemälde?“

„Das schönste von diesem Meister, das ich bisher gesehen“, erwiderte der verstimmte junge Mann. Er nahm sein Glas zu Hülfe, um es genauer zu prüfen. „Was ist das?“ rief er plötzlich; „sehen Sie, wo die Beine der beiden Teufel zusammenkommen und der feurige Schweiß des dritten, wird ein Gesicht, ein recht wunderbar ausdrucksvolles Profil gebildet, und, ich irre mich nicht, es gleicht auffallend hier Ihrem ältern Freunde, dem brauen Künstler.“

Alle drängten sich hinzu, keiner hatte diesen sonderbaren Einfall noch bemerkt. Gulenböck, der Schalk, spielte am meisten den Erstauten. „Daß mein Andenken“, sagte er, „sich in diesem seltsamen Stammbuche finden sollte, hätte ich mir nicht träumen lassen; sollte der böshafte Maler aber mein Profil schon in der

Vorzeit geahndet haben, so ist es doch zu ruchlos, daß dieser Feuerschweif gerade meine etwas rote Nase formieren muß.“

„Das Ding“, sagte Erich, „ist so sonderbar angebracht, daß man wirklich nicht ergründen kann, ob es Vorsatz oder bloßer Zufall ist.“ Walthers betrachtete das Profil im Bilde, dann musterte er die Physiognomie seines Freundes, schüttelte den Kopf, ward nachdenkend und nahm zerstreut Abschied, als der Fremde sich mit Gulenböck beurlaubte, der sich dessen Begleitung erbeten hatte, um ihm seine Kunstwerke zu zeigen.

„Was ist dir?“ fragte Erich, der mit dem Alten allein im Saale zurückgeblieben war. „Du scheinst über den sonderbaren Scherz des Zufalls verdrüßlich, der uns alle zum Lachen gezwungen hat; ist doch der Säufer hinlänglich dadurch bestraft, daß diese Teufelstompanie so artig sein Porträt zusammensetzen muß.“

„Hältst du es denn wirklich auch für Zufall?“ rief Walthers erzürnt aus; „siehst du denn nicht ein, daß der alte Schelm mir dies Bild betrügerisch aufgeheftet hat, daß es von ihm herrührt? Schau' nur hieher, ich habe ihn vor den andern nicht beschämen wollen; aber nicht genug an dieser Abschattung von sich selbst, hat er auch noch dem großen Teufel da oben, der die Seelen in einer Handmühle mahlt, in seinem ungeheuren Schnauzbart sein den Namen Gulenböck eingeschrieben. Ich entdeckte die Krizelei schon unlängst einmal; ich glaubte aber, da es nicht ganz deutlich war, es habe der Maler oder ein Anderer Höllenbreughel hineinschreiben wollen; so erklärte es mir der alte Schust auch selbst, der mir, wie ich es ihm zeigte, Ellenbröeg herauslas und hinzufügte, die Künstler hätten sich nie um die Orthographie viel gekümmert. Nun geht mir erst ein Licht auf, daß der verruchte Säufer auch nur den jungen Mann verführt hat, mir den Salvator zu verkaufen, daß du einen solchen von ihm ebenfalls erhalten hast; und dabei müssen wir noch fürchten, unsere Gesichter einmal, wer weiß unter welchen abscheulichen Gegenständen, irgendwo unanständig auf pasquillantische Weise angebracht zu sehen.“

Er war so zornig, daß er die Faust aufhob, um das Bild zu zerstören. Aber Erich hielt ihn zurück und sagte: „Vernichte nicht im Unmut ein merkwürdiges Produkt eines Virtuosen, das dich

in Zukunft wieder ergößen wird. Rührt es von unserm Gulenböck her, wie ich jetzt selber glauben muß, und sind gar noch die beiden Salvators von ihm, so muß ich die Geschicklichkeit des Mannes bewundern. Toll ist die Art, wie er sich selbst gezeichnet hat; indessen kann dieser Übermut nur ihm selber schädlich werden, da ich und du uns nun wohl hüten werden, von ihm zu kaufen, von denen er außerdem wohl noch manchen Thaler gelöst hätte. Aber dich wurmt noch etwas anderes, ich sehe es dir wohl an. Kann ich dir raten? Ist es vielleicht die alte Besorgnis um deine Tochter?"

„Ja, mein Freund“, sagte der Vater; „und wie ist es mit dir? Hast du selbst meinen Worten nachgedacht?“

„Viel und oft“, erwiderte Erich; „aber, lieber Grillenfänger, wenn es auch glückliche Ehen ohne Leidenschaft geben kann, so muß doch eine Art von Neigung da sein; die finde ich aber nicht, und ich kann es deiner Tochter nicht verdenken — wir sind uns zu ungleich. Schade wär' es auch, wenn das liebe Wesen mit seinen lebhaften Empfindungen nicht glücklich werden sollte.“

„Durch wen?“ rief der Vater, „es findet sich ja niemand, den sie mag, und der sich für sie paßt; du trittst völlig zurück, der fremde hochmütige Gast hat mich heut' mit seiner vornehmen Art recht empfindlich geärgert; aus dem jungen Herrn Dietrich würde nie ein gescheiter Ehemann werden, da er sich gar nicht in die Welt zu schicken weiß, wie ich gesehen habe, und vom jungen Eisenlicht darf ich ihr gar nicht einmal sprechen. Dazu ist mir aufs neue der Verlust der herrlichen Bilder auf das Herz gefallen. Wo der Satan sie nur hingeführt hat! Sieh, meinem ärgsten Feinde möchte ich sie gönnen, wenn sie nur da wären! — Und dann — hab' ich nicht auch noch eine Verschuldung gegen Eduard? Du weißt, zu welchen billigen Preisen ich nach und nach von ihm kaufte, was er noch im Nachlasse seines Vaters fand. Er kannte, er achtete die Sachen nicht; ich habe ihm nie abgedrungen, ich habe ihn nie angelockt — aber doch — wenn der junge Mensch ordentlich werden wollte, wenn er den bessern Weg einschläge — wüßte ich nur, daß es ihn nicht wieder schlecht machte, daß er es

nicht vergeudete, ich wollte ihm noch einen beträchtlichen Nachschuß gerne zahlen.“

„Brav!“ rief Erich und gab ihm die Hand. „Ich habe den jungen Menschen nicht aus den Augen gelassen; er ist nicht ganz so schlimm, als die Stadt von ihm spricht, er kann noch einmal ein rechter Mann werden. Wenn wir Besserung sehen und du dich ihm gewogen fühlst, vielleicht daß deine Tochter einmal auch gut von ihm dächte, kann sein, daß sie ihm gefiele; — wie wär's alsdann, wenn du durch dein Vermögen beiden ein glückliches Schicksal bereitetest, Enkel auf deinen Knien schaukeltest, ihnen die ersten Begriffe der Kunstgeschichte beibrächtest, daß sie hier in deinem Saale die berühmten Namen stammelten!“

„Nimmermehr!“ rief der Alte und stampfte mit dem Fuße. „Wie? einem solchen verderbten Taugenichts mein einziges Kind? Ihm diese Sammlung hier, daß er sie verprassen und für ein Spottgeld verkaufen könnte? Das rät mir kein Freund.“

„Doch“, sagte Erich; „sei nur gelassen, überdenke den Vorschlag ohne Leidenschaft und suche deine Tochter zu prüfen.“

„Nein, nein!“ wiederholte Walthers laut, „es kann, es darf nicht sein! Ja, könnte er noch ein einziges von jenen kostbaren, unvergleichlichen Bildern aufweisen, die aber nun auf ewig verloren sind, so ließe sich noch eher darüber sprechen. Aber so verschone mich in alle Zukunft mit dergleichen Vorschlägen. — Und der verdammte Breughel hier! Da oben, hoch, wo ich ihn nie wieder sehe, will ich ihn mit der Galgenphysiognomie des alten Sünders und allen seinen Teufeln hinauf hängen!“

Er sah empor, und wieder schaute aus dem offenen Fenster Sophie, lauschend auf ihr Gespräch, herab. Sie errötete, entfloh, ohne das Fenster zu schließen, und der Alte rief: „Das fehlte noch! Nun hat die eigensinnige Dirne alles mit angehört und setzt sich wohl gar dergleichen in den kleinen trozigen Kopf!“

Die alten Freunde trennten sich, Walthers mit sich und aller Welt unzufrieden.

Tief in der Nacht saß Eduard in seinem einsamen Zimmer, mit vielfachen Gedanken beschäftigt. Um ihn lagen unbezahlte Rechnungen, und er häufte die Summen daneben auf, um sie am folgenden Morgen zu tilgen. Es war ihm gelungen, unter billigen Bedingungen ein Kapital auf sein Haus aufzunehmen, und so arm er sich erschien, so war er doch schon in dem Gefühl zufrieden, welches ihm sein fester Vorsatz gab, künftig auf andre Weise zu leben. Er sah sich in Gedanken schon thätig, er machte Pläne, wie er von einem kleinen Ante zu einem wichtigern emporsteigen und sich in diesem zu einem noch ansehnlichern vorbereiten wolle. „Die Gewohnheit“, sagte er, „wird ja zu unserer Natur, so im Guten wie im Schlimmen, und wie mir Müßiggang bisher notwendig gewesen ist, um mich wohl zu befinden, so wird es in Zukunft die Arbeit nicht weniger sein. Aber wann, wann wird denn dies erwünschte goldne Zeitalter meines edlern Bewußtseins wirklich und wahrhaft in mir sein, daß ich mit Befriedigung und Wohlbehagen die Gegenstände vor mir und mich selbst werde betrachten können? Jetzt sind es doch nur noch Vorsätze und liebliche Hoffnungen, die blühen und locken; und ach! werde ich nicht auf halbem Wege, vielleicht schon auf dem Anfange meiner Bahn ermatten?“

Er sah die Rose zärtlich an, die im Wasserglase ihm glühend entgegenlachte. Er nahm sie und drückte mit zarter Berührung einen leisen Kuß in ihre Blätter und hauchte einen Seufzer in den Kelch. Dann stellte er sie behutsam in das nährende Element zurück. Er hatte sie neulich, schon verwelkt, in seinem Busen wiedergefunden; seit der Stunde, daß sie im Fluge sein Gesicht berührt hatte, war er ein anderer Mensch geworden, ohne daß er es sich selber gestehen wollte. Man ist nie so abergläubisch und merkt so gern auf Vorbedeutungen, als wenn das Herz recht erschüttert ist und aus dem Sturm der Gefühle ein neues Leben sich erzeugen will. Eduard merkte selbst nicht, wie sehr ihm die kleine Blume Sophien selbst gegenwärtig machte, und da er alles und sich selbst beinah' verloren hatte, so sollte die welke Pflanze sein Orakel sein, ob sie sich wieder erfrische und auch ihm ein neues Glück verkündigen wolle. Da sie aber nach einigen Stunden sich

im Wasser nicht entfaltete, so half er ihr und der weissagenden Kraft durch die gewöhnliche Kunst, den Stengel zu beschneiden, diesen dann einige Augenblicke in die Flamme des Lichtes zu halten und die Blume nachher in das kalte Element zurück zu setzen. Fast sichtlich erfrischte sie sich nach dieser gewaltsamen Nachhülfe und blühte so schnell und mächtig auf, daß Eduard fürchten mußte, sie würde binnen kurzem alle ihre Blätter verstreuen. Doch war er seitdem getröstet und traute seinen Sternen wieder.

Er blätterte in alten Papieren seines Vaters, schlug Briefe auseinander und fand so manche Erinnerungen aus seiner Kindheit sowie aus der Jugend des Erzeugers. Er hatte den Inhalt eines Schrankes vor sich ausgepackt, der Rechnungen, Nachweisungen, Prozeßakten und vieles ähnlicher Art enthielt. Indem rollte sich ein Blatt auf, welches das Verzeichniß der ehemaligen Galerie enthielt, die Geschichte der Bilder, ihre Preise und was dem Besitzer bei jedem Stücke merkwürdig gewesen war. Eduard, der von einer Reise zurückkam, als sein Vater auf dem Sterbebette lag, hatte nach dem Begräbnisse vielfach nach jenen verlorenen Bildern gesucht und manche vergebliche Nachforschung angestellt. Er konnte mit Recht erwarten, daß auch von jenen vermißten sich hier ein Wort finden möchte, und wirklich erschien ihm in einem andern Paket, zwischen Papieren versteckt, ein Blatt, welches genau jene Stücke nannte, die Namen der Meister sowie die vorigen Eigentümer. Die Schrift war augenscheinlich aus den letzten Tagen seines Vaters, und unten fanden sich die Worte: diese Stücke sind jetzt — —, weiter hatte die Hand nicht geschrieben, und selbst diese Zeile war wieder ausgestrichen worden.

Nun suchte Eduard noch eifriger; aber keine Spur. Das Licht war niedergebrannt, sein Blut war erhitzt; er warf die Bogen eilig im Zimmer umher, aber es zeigte sich nichts. Als er ein altes vergelbtes Papier auseinander schlug, sah er zu seinem Erstaunen einen Schein, der vor vielen Jahren ausgestellt war, in welchem sich sein Vater als der Schuldner Walthers mit einer namhaften Summe bekannte. Er war nicht quittiert, aber doch nicht in den Händen des Gläubigers. Wie war dieser Umstand zu erklären?

Er steckte ihn zu sich und rechnete aus, daß, wenn das Blatt gültig wäre, er von seinem Hause kaum noch etwas übrig behalten würde. Er betrachtete einen Beutel, den er in eine Ecke gestellt, und der dazu bestimmt war, ein für allemal noch den Familien, die er bisher im stillen unterstützt hatte, eine ansehnliche Hülfe zu geben. Denn wie er im Verschwenden leichtsinnig war, so war er es auch in seinen Wohlthaten; man hätte sie auch, wenn man strenge sein wollte, Verschwendung nennen können. „Wenn ich nur diese Summe nicht anrühren darf, damit die Elenden sich noch einmal freuen, so ist es nachher auch ebensogut, ganz von vorn anzufangen und nur meinen Kräften zu vertrauen.“ Dies war vor dem Einschlafen sein letzter Gedanke.

Eduard war vom Geheimrat Walthers eingeladen worden; es war lange nicht geschehen, und ob der Jüngling gleich nicht begriff, wie der alte Freund zu diesem erneuten Wohlwollen komme, so ging er doch mit frischem Mute hin, hauptsächlich in der frohen Erwartung, mit Sophien die ehemalige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Er nahm das aufgefundene Papier mit.

Es war ihm sehr verdrüßlich, dort den alten und den jungen Herrn von Eisenschlicht zu finden; indessen da er bei Tische Sophien gegenüber saß, so richtete er das Gespräch hauptsächlich an diese und bestrebte sich, heiter zu erscheinen, obgleich sein Gemüt auf vielfache Weise gereizt war; denn es entging ihm nicht, wie der alte Walthers dem jungen Eisenschlicht mit aller Artigkeit entgegenkam und ihn beinahe vernachlässigte; auch war es in der Stadt bekannt, daß sich der Rat den jungen reichen Mann zum Schwiegersohne wünsche. Dieser ließ sich die Freundlichkeit des Wirths gefallen mit einer Art, als wenn es nicht anders sein könne, und Erich, der es gut mit dem jungen Eduard meinte, suchte nur zu verhindern, daß der gereizte Jüngling nicht in Hestigkeit ausbräche. Sophie war die Munterkeit selbst; sie hatte sich mehr geschmückt als gewöhnlich, und der Vater mußte sie oft prüfend betrachten, denn ihr Anzug wich in einigen Stücken von dem ge-

bräuchlichen ab und erinnerte ihn heute lebhafter als je an jenes verlorene Bild von Messys, welches die beiden jungen Leute in einer gewissen Ähnlichkeit als Schäfer darstellte.

Man versammelte sich nach Tische im Bildersaal, und Erich mußte lächeln, als er bemerkte, daß sein Freund wirklich den falschen Höllenbreughel hoch in einen Winkel hinauf gehangen hatte, wo man ihn kaum noch bemerken konnte. Der junge Eisenlicht setzte sich neben Sophien und schien sehr angelegentlich mit ihr zu sprechen. Eduard ging unruhig hin und her und betrachtete die Bilder; Erich unterhielt sich mit dem Vater des jungen Freiverbers, und Walthar hatte ein prüfendes Auge auf alle gerichtet.

„Warum aber“, sagte Erich zu seinem Nachbar, „ist Ihnen hier das meiste aus der niederländischen Schule zuwider?“

„Weil sie so viel Lumpenvolk und Bettler darstellt“, antwortete der reiche Mann. „Mein Widerwille trifft auch nicht diese Niederländer allein, sondern vorzüglich ist mir deshalb der Spanier Murillo¹ verhaßt und auch so manche Italiener. Es ist schon traurig genug, daß man sich auf Markt und Straße, ja in den Häusern selbst nicht vor diesem Geschmeiße zu retten weiß; wenn aber ein Künstler verlangt, ich soll mich gar noch auf bunter Leinwand an dem lästigen Volke ergöhen, so heißt das meiner Geduld etwas zu viel anmuten.“

„Da würde Ihnen vielleicht“, sagte Eduard, „der Quintin Messys recht sein, der so häufig Wechsler an ihrem Tische mit Münzen und Rechnungsbüchern so treu und kräftig vor uns hinstellt.“

„Auch nicht, junger Herr“, sagte der alte Mann; „das können wir leicht und ohne Anstrengung in der Wirklichkeit sehn. Soll ich mich einmal an Malerei erfreuen, so verlange ich große königliche Aufzüge, viele schwere Seidenzeuge, Kronen und Purpurmäntel, Pagen und Mohren; das, vereinigt mit einem Anblick

¹ Bartolomé Estéban Murillo aus Sevilla (1617—82), der große spanische Historien- und Genremaler, Hauptvertreter der „Schule von Sevilla“; neben seinen hinreißenden religiösen Darstellungen schuf er bekanntlich auch meisterhafte Bauern, Gassenjungen u. a.

auf Paläste, große Plätze und in weite gerade Straßen hinein, erhebt die Seele, das macht mich oft auf lange munter, und ich werde nicht müde, es immer wieder von neuem zu beschauen.“

„Gewiß“, sagte Erich, „hat Paul Veronese¹ und manche andere Italiener auch darin viel Vorzügliches geleistet.“

„Was sagen Sie denn zu einer Hochzeit von Kana in dieser Manier?“ fragte Eduard.

„Alles Essen“, erwiderte der alte Herr, „wird auf Bildern langweilig, weil es doch nie von der Stelle rückt, und die gebratenen Pfauen und hoch aufgehobenen Pasteten sowie die halb umgedrehten Mundschinken sind auf allen solchen Darstellungen lästige Kreaturen. Aber ein anderes ist es, wenn sie den kleinen Moses aus dem Wasser ziehn, und dabei steht die Prinzessin in ihrem reichsten Schmuck und umher die geputzten Damen, die auch für Fürstinnen gelten könnten, Männer mit Helmbarden und Rüstungen, selbst Zwerge und Hunde; ich kann nicht sagen, wie es mich erfreut, wenn ich eine solche Geschichte, die ich in meiner frühen Jugend oft unter Beklemmungen in einer dunklen Schulstube lesen mußte, so herrlich ausgeschmückt wieder antreffe. Von dergleichen Sachen aber, lieber Herr Walthor, haben Sie zu wenig. Ihre meisten Bilder sind für die Empfindung, und ich will niemals, am wenigsten von Kunstwerken, gerührt sein. Ich werde es auch nicht, sondern ich ärgere mich nur.“

„Noch schlimmer“, fing der junge Eisenhüchler an, „ist es aber in unsern Komödien. Wenn wir aus einer angenehmen Gesellschaft und von einem glänzenden Diner in den erleuchteten Saal treten: wie kann man nur verlangen, daß wir uns für das mannigfaltige Glend und den kümmerlichen Mangel interessieren sollen, der uns hier aufgetischt wird? Könnte man nicht dieselbe polizeiliche Einrichtung treffen, die schon in den meisten Städten löblicherweise angeordnet ist, daß ich ein für allemal für die Armut etwas einlege und mich dann nicht weiter von den einzelnen Zerlumpten und Hungernden inkommodieren lasse?“

¹ Eigentlich Paolo Caliari aus Verona (1528—88), der größte unter den jüngern Meistern der venezianischen Schule; seine „Hochzeit zu Kana“ und „Aufsindung Moses“ befinden sich in der Dresdener Galerie.

„Bequem wäre es ohne Zweifel“, sagte Eduard; „ob aber durchaus zu loben, sei es als Polizei- oder Kunststeinrichtung, weiß ich noch nicht zu sagen. Ich kann mich wenigstens des Mitleids gegen den einzelnen nicht erwehren und mag es auch nicht, wenn man freilich oft zur Unzeit gestört, unverschämt bedrängt und zuweilen auch wohl arg betrogen wird.“

„Ich bin Ihrer Meinung“, rief Sophie aus; „ich kann die stummen, blinden Bücher nicht leiden, in die man sich einschreiben soll, um sich ruhig auf eine unsichtbare Verwaltung verlassen zu können, die dem Elende so viel als möglich abhelfen werde. In manchen Gegenden verlangt man sogar, man soll sich verpflichten, dem einzelnen nichts zu geben. Aber wie kann man nur dem Jammer widerstehn? Wenn ich dem gebe, der mir seine Not klagt, so sehe ich doch wenigstens seine augenblickliche Freude und kann hoffen, ihn getröstet zu haben.“

„Das ist es eben“, sagte der alte Kaufmann, „was in allen Ländern den Bettelstand erhält, daß wir uns nicht von dem kleinlichen Gefühl einer weichlichen Eitelkeit und eines süßlichen Wohlthuns frei machen können und wollen. Dies ist es zugleich, was die besseren Maßregeln der Staaten vereitelt und unmöglich macht.“

„Sie denken anders als jene Schweizer“, sagte Eduard. „Es war in einer katholischen Gegend, wo ein alter Bettler seit lange sein Almosen an gewissen Tagen einsassierte und in jedem Hause fast, da die ländliche Einsamkeit nicht viel Gewerbe und Umtrieb gestattete, mit zur Familie gerechnet wurde. Indessen traf es sich doch, daß man ihn in einer Hütte, als er zusprach, da man gerade mit einer Wöchnerin sehr beschäftigt war, in der Verwirrung und Besorgnis für die Kranke abwies. Als er wirklich nach wiederholter Forderung nichts erhielt, wandte er sich zornig und rief im Scheiden: „Nun, wahrlich, ihr sollt sehn, daß ich gar nicht wiederkomme, und so mögt ihr dann suchen, wo ihr wieder einen Bettler herkriegt!““

Alle lachten, nur Sophie nicht, welche diesen Ausspruch ganz vernünftig finden wollte und mit diesen Worten schloß: „Gewiß, wenn es uns unmöglich gemacht werden könnte, Wohlthaten zu

erzeigen, so möchte unser Leben selber arm genug werden. Könnte der Trieb des Mitleids in uns ersterben, so möchte es auch wohl um Lust und Freude traurig aussehen. Derjenige, der glücklich genug ist, mitteilen zu können, empfängt mehr als der arme Nehmende. Ach! das ist ja noch das einzige“, fügte sie mit großer Bewegung hinzu, „was das starre Eigentum, die Grausamkeit des Besitzes etwas entschuldigen und mildern kann, daß auf die Schwachtenden unten etwas von dem unbillig Aufgehäuften herabgeschüttet wird, damit es nicht ganz in Vergessenheit komme, daß wir alle Brüder sind.“

Der Vater sah sie mißbilligend an und wollte eben etwas sagen, als Eduard heftig einfiel, indem er seine feurigen Augen auf die feuchten des Mädchens heftete: „Dächte die Mehrzahl der Menschen so, so lebten wir in einer andern und bessern Welt. Wir entsetzen uns, wenn wir von dem Drangsal lesen, das in Wüsten und Einöden fremder Himmelsstriche dem harmlosen Wanderer aufslauert, oder von jenen Schrecknissen, die auf der unwirthbaren See das Schiffsvolk fürchterlich verzehren, wenn im höchsten Mangel kein Fahrzeug oder keine Küste sich auf der unermesslichen Fläche zeigen will; wir entsetzen uns, wenn Ungeheuer der Tiefe den Verunglückten zerfleischen — und doch — leben wir nicht in den großen Städten wie auf einem Vorgebirge, wo unmittelbar zu unsern Füßen aller dieser Jammer, dasselbe greuliche Schauspiel sich entwickelt, nur langsamer und desto grausamer? Aber wir sehen aus unsern Konzerten und Festen und aus dem sichern Gewahrjam des Wohlstandes nicht in diesen Abgrund hinein, wo die Gestalten des Glends sich in tausend fürchterlichen Gruppen, wie in Dantes Gebilden, zermartern und verzehren und gar nicht einmal mehr zu uns emporzuschauen wagen, weil sie schon wissen, welchem kalten Blick sie begegnen, wenn ihr Geschrei uns zuzeiten aus den Betäubungen unsrer kalten Ruhe weckt.“

„Diese Übertreibungen“, sagte der alte Eisenlicht, „sind jugendlich. Ich behaupte immer noch, der wirklich gute Bürger, der echte Patriot soll sich von augenblicklicher Nüchternheit nicht hinreißen lassen, die Bettelei zu unterstützen. Er teile jenen wohl-

thätigen Anstalten mit, soviel er mit Bequemlichkeit entbehren kann, aber vergeude nicht seine geringen Mittel, die auch hierin der Aufsicht des Staates zu gute kommen sollen. Denn was thut er im entgegengesetzten Fall? Er befördert durch seine Weichlichkeit, ja ich möchte es fast wollüstigen Fiksel des Herzens nennen, Betrug, Faulheit, Unverschämtheit und entzieht das Wenige der wahren Armut, die er doch nicht inuner antreffen oder erkennen kann. Wenn wir aber auch jene übertriebene Schilderung des Glends als richtig anerkennen wollten, was kann der einzelne auch selbst in diesem Falle Gutes stiften? Ist er denn im stande, die Lage des Verzweifelnden zu verbessern? Was hilft es, doch immer nur wieder einen Tag oder eine Stunde zu erleichtern? Der Unglückliche wird seine Schmach nur um so tiefer empfinden, wenn er nicht seinen Zustand in einen glücklichen verwandeln kann; er wird noch unzufriedener, noch elender werden, und ich schade ihm, anstatt ihm zu nützen.“

„O, sagen Sie das nicht“, rief Eduard aus, „wenn ich Sie nicht verkennen soll; denn es erscheint mir wie Lästerung! Was der Arme in einem solchen Augenblick des Sonnenscheins gewinnt? O mein Herr! er, der schon daran gewöhnt ist, von der Gesellschaft der Menschen ausgestoßen zu sein; er, für den es kein Fest, keinen Markt, keine Gesellschaft und kaum eine Kirche gibt, für den Zeremonie, Höflichkeit und alle die Rücksichten ausgestorben sind, die sonst jeder Mensch dem andern leistet; dieser Glende, dem auf Spaziergängen und in der Frühlingsnatur nur Verachtung grünt und blüht, er wendet oft das dürre Auge nach Himmel und Sternen über sich und sieht auch dort nur Leere und Zweifel; aber in solcher Stunde, die ihm unerhofft eine reichlichere Gabe spendet, daß er mit mehr als augenblicklichem Trost zu den verschmachteten Seinigen in die dunkle Hütte kehren kann, geht ihm plötzlich im Herzen wieder der Glaube an Gott, an seinen Vater auf; er wird wieder Mensch, er fühlt wieder die Nähe eines Bruders und darf diesen und sich wieder lieben. Wohl dem Reichen, der diesen Glauben fördern, der mit der sichtbaren Gabe das Unsichtbare schenken kann, und wehe dem Verschwender, der sich durch frevelnden Leichtsinns die Mittel beraubt, ein Mensch

unter den Menschen zu sein; denn das Gefühl wird ihn am härtesten strafen, daß er als herzloser Barbar in Strömen das Labfal in die Wüste geschüttet hat, wovon ein jeder Tropfen seine Brüder, unter der Last des mühseligen Lebens erliegend, erquicken könnte.“

Er konnte das letzte nur mit Thränen sagen, er verhüllte sein Angesicht und bemerkte nicht, daß die Fremden, auch Erich, vom Birte Abschied nahmen. Auch Sophie weinte, doch ermunterte sie sich zur Heiterkeit, als der Vater zurückkam.

Als sich in andern Gesprächen die Gefühle wieder beruhigt hatten, zog Eduard das Papier aus der Tasche und trug dem Räte die zweifelhafte Sache vor, und wie sehr er besorge, noch mit einer ansehnlichen Summe sein Schuldner zu sein, die er ihm durch ein Kapital abzutragen denke, welches er auf sein Haus zu bekommen suchen wolle.

Der Alte sah abwechselnd ihn und das vergelbte Papier mit großen Augen an, endlich faßte er die Hand des Jünglings und sagte mit gerührter Stimme: „Mein junger Freund, Sie sind viel besser, als ich und auch die Welt von Ihnen gedacht haben; Ihr Gefühl entzückt mich, und wenn Sie auch mit dem Herrn von Eisenschlicht nicht so heftig hätten sprechen sollen, so war ich doch bewegt; denn, wahrlich! ich denke wie Sie über diesen Punkt. Was dies Papier betrifft, so kann ich Ihnen darüber schwerlich eine entscheidende Antwort geben, ob es gültig sei oder nicht. Es rührt aus einer frühen Zeit her, in der ich mit Ihrem wackern Vater mancherlei und zuweilen verwickelte Geldgeschäfte hatte; wir halfen einander bei unsern Spekulationen und Reisen aus, und der alte Herr war dazumal in früher Jugend freilich zuweilen etwas locker und wild. Er bekennt hier, mir eine ansehnliche Summe schuldig zu sein; das Blatt muß sich unter seinen Papieren verloren haben; ich weiß nichts mehr davon, weil wir sehr viel miteinander zu berechnen hatten, und ich war denn damals auch nicht so ordentlich wie jetzt. Indes“ (und mit diesen Worten zerriß er das Blatt) „sei diese anscheinende Forderung zerichtet; denn auf keinen Fall, auch wenn die Schuld klar wäre, könnte ich von dir, mein Sohn, diese Summe annehmen; wenig-

stens sollte ich dir so viel nachzahlen für jene Gemälde, die du mir zu wohlfeil verkauft hast. Kann ich dir überhaupt helfen, mein gutes Kind, so rechne auf mich, und alles kann vielleicht noch gut werden.“

Eduard beugte sich über seine Hand und rief: „Ja, sein Sie mir Vater, ersetzen Sie mir den, den ich zu früh verloren habe! Ich verspreche es Ihnen, es ist mein fester Vorsatz, ich will ein andrer Mensch werden, ich will meine versäumte Zeit wieder einbringen; ich hoffe, der menschlichen Gesellschaft noch einmal nützlich zu werden. Aber väterlicher Rat, wohlwollende Aufmunterung muß mich leiten, damit ich wieder Vertrauen zu mir fasse.“

„So gut“, sagte der Alte, „hätte es uns schon seit manchem Jahre werden können, aber du hast es dazumal verschmäht. Worin ich dir nur irgend helfen kann, darfst du sicher auf mich rechnen. Jetzt aber will ich doch, Neugierde halber, noch einmal meine Papiere ansehen, ob ich denn doch von dieser Schuld gar keine Nachricht finden sollte.“

Er ließ die beiden jungen Leute allein, die sich erst eine Weile stillschweigend ansahen und sich dann in die Arme flogen. Sie hielten sich lange umschlossen, dann machte sich Sophie gelinde los, entfernte den Jüngling und sagte, indem sie ihn mit Munterkeit ins Auge sah: „Wie widerfährt mir denn das? Eduard, was soll uns denn das bedeuten?“

„Liebe“, rief Eduard, „Glück und ewige Treue! Sieh, liebste Kind, ich fühle mich wie von einem schweren Traum erwacht. Das Glück, das mir so nahe vor den Füßen lag, das mir mein redlicher Vater schon an deiner Wiege zgedacht hatte, stieß ich wie ein ungezogener Knabe von mir, um mich der Welt und mir selbst verächtlich zu machen. Hast du mir denn vergeben, holdseliges Wesen? Kannst du mich denn lieben?“

„Ich bin dir recht von Herzen gut, du mein alter Spielkamerad“, sagte Sophie; „aber glücklich sind wir darum noch nicht.“

„Was kann uns noch im Wege sein!“ rief Eduard aus. „O, wie tief beschämt es mich, daß ich deinen edlen Vater so sehr habe verkennen mögen! Wie gütig er mir entgegenkommt! Wie herzlich er mich als Sohn an seine Brust drückt!“

„Ja, du wunderlicher Kauz“, lachte Sophie auf, „das ist ja aber nicht so gemeint. Aber der bleibt zeitlebens unbesonnen und hat gleich die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Davon wird der Papa, so gut er auch sein mag, nicht eine Silbe hören wollen. Auch müssen wir beide uns ja erst näher kennen lernen. Freund, das sind Sachen, die sich noch in die Jahre hinaus verziehen können. Und während der Zeit sattelst du auch vielleicht wieder um und lachst dann in deiner lustigen Gesellschaft über meinen Gram und meine Thränen.“

„Nein!“ rief Eduard und warf sich vor ihr nieder; „erkenne mich nicht, sei so gut und lieb, wie dein Auge verspricht! Und ich fühle es, dein Vater wird sich unsers Glückes freuen, er wird unsern Bund segnen!“ Er umfaßte sie heftig, ohne zu bemerken, daß der Vater schon wieder hinter ihm stand. „Was ist das, junger Herr?“ rief der Alte erzürnt aus; „den Bund segnen? Nein, vertreiben, aus seinem Hause verbannen wird er den lockern Zeisig, der so sein Vertrauen und seine Neigung zu ihm mißbrauchen will.“

Eduard war aufgestanden und sah ihm ernst ins Auge. „Sie sind nicht gesonnen, mir Ihre Tochter zur Frau zu geben?“ fragte er mit ruhigem Tone.

„Was!“ rief der Alte mit der größten Ungeduld, „seid Ihr rasend, Patron? Einem Menschen, der den Nachlaß seines Vaters, die kostbarsten Bilder verkauft und verschleudert hat? Und wenn Ihr ein Millionär wäret, ein so gefühlloser Mensch erhielte sie niemals! Ei, da würde es nach meinem Tode, vielleicht schon während meinen letzten Tagen an ein herrliches Ausbieten meiner Schätze gehen, da würden die Bilder in alle vier Ecken der Welt fliegen, daß ich keine Ruhe in meinem Grabe hätte. Klug ist er aber, der saubre Herr. Macht mich erst recht treuherzig, bringt mir mit herrlicher Großmut ein altes Schuldblatt seines Vaters, das er mir noch bezahlen will, kirt mich in die Rührung hinein, damit ich nur noch großmütiger, noch edler und heroischer werden und ihm meine Tochter an den Hals werfen soll. Nein, nein, mein junger Herr, so leicht hat Er das Spiel bei mir nicht gewonnen. Die Schuld ist kassiert, ich finde keine Spur davon in meinen Büchern, und selbst, wie ich schon sagte, wenn es wäre. Auch

will ich Ihm helfen, wie ich versprach, mit Rat und That, mit Freundschaft und Geld, soviel Er nur billigerweise verlangen kann. Aber mein Kind laß Er aus dem Spiele, und darum verbitt' ich mir in Zukunft Seine Gegenwart in meinem Hause. Auch mag sie Ihn gar nicht, so wie ich sie kenne. Sprich, Sophie, wärst du wohl im stande, dich mit einem solchen Thunichtgut einzulassen?"

„Ich mag gar noch nicht heiraten“, sagte Sophie, „und diesen wohl am wenigsten, der zu allen Dingen in der Welt besser als zu einem Ehemann paßt.“ Halb schmerzhaft und doch lächelnd warf sie dem Jüngling einen scheidenden Blick zu und verließ den Saal. „Sophie!“ rief Eduard aus und wollte ihr nachhelfen; „wie kannst du diese Worte sprechen?“ Der Alte hielt ihn am Kleide fest und machte Miene, ihm noch eine lange Ermahnung zu halten; doch Eduard, der nun die Geduld völlig verloren hatte, nahm seinen Hut, stellte sich vor den Vater und sagte mit einer Stimme, die von Born und Schluchzen unterdrückt war: „Ich gehe, alter Herr, und komme nicht, merken Sie sich das! in Ihr Haus zurück, bis Sie mich rufen lassen, bis Sie mich selber wieder hieher zurückrufen! Ja, bis Sie mich inständig bitten, Ihre Wohnung nicht zu verschmähen! Es kann mir nicht fehlen; Talente, gute Ausführung, Kenntnisse, sie bahnen mir den Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Dem Prinzen bin ich schon empfohlen. Das ist aber nur die erste und kleinste Staffel meines Glücks! Ganz andre Wege müssen sich mir eröffnen. Und wenn dann die Stadt es sich zur Ehre rechnet, mich geboren zu haben, wenn ich diese jetzige Stunde ganz vergessen habe, dann sende ich irgend einen Vertrauten von Ansehn zu Ihnen und lasse unter der Hand anfragen, wie es um Ihre Tochter steht: dann fallen Sie aus den Wolken, daß ich noch an Sie denke, Sie falten andächtig die Hände, daß sich Ihnen die Möglichkeit zeigt, einen solchen Schwiegersohn zu erhalten — und so, gerade so wird es kommen, und auf diese Weise werde ich Sie zwingen, mir Ihre Tochter zu geben.“

Er stürzte fort, und der Vater sah ihm mit zweifelndem Blicke nach und murmelte: „Nun ist er gar verrückt geworden.“

Im Freien, als dem jungen Manne ein heftiges Schneegestöber entgegenschlug, verkühlte sich seine sonderbare Hitze; er mußte über seine Festigkeit und jene unsinnigen Reden erst lächeln, dann laut lachen, und als er sich in seiner Wohnung befand, kam er beim Umkleiden völlig zur Besinnung. Dieser Tag war für ihn von der höchsten Wichtigkeit, denn die Stunde war jetzt da, in welcher er sich dem Prinzen, der unterdessen, wie man ihm gesagt hatte, angelangt war, vorstellen sollte. Die Kleider, welche er jetzt anlegte, hatte er lange nicht getragen, mit solcher Aufmerksamkeit hatte er sich noch nie im Spiegel betrachtet. Er musterte seine Gestalt und konnte sich nicht verhehlen, daß er gut gewachsen, daß sein Auge feurig, sein Gesicht anmutig und die Stirn edel sei. „Mein erster Anblick“, sagte er zu sich selbst, „wird ihm wenigstens nicht mißfallen. Alle Menschen, selbst diejenigen, die mich nicht leiden können, loben mein gewandtes und feines Betragen; ich habe manche Talente und Kenntnisse, und was mir mangelt, kann ich bei meiner Jugend, bei meinem trefflichen Gedächtnisse leicht nachholen. Er wird mich lieb gewinnen, und bald werde ich ihm unentbehrlich sein. Der Umgang mit der großen Welt wird nach und nach alles das wegschleifen, was mir noch von schlechten Gesellschaften anhängen mag. Reise ich nun auch mit ihm und muß mich etwa ein Jahr oder selbst noch länger von hiesiger Gegend entfernen, so dient dies auch in fremden Ländern nur um so mehr dazu, mich in seiner Gunst recht festzusetzen. Wir kommen dann zurück; meiner Bildung, meinen Ansprüchen kommen durch seine Protektion die ansehnlichsten Stellen hier oder auch im Auslande entgegen, und ich werde gewiß alsdann nicht vergessen haben, daß es doch Sophie eigentlich war, die mein besseres Selbst zuerst aus seinem Schlaf erweckte.“

Er war nun angekleidet und so trunken von seinen Hoffnungen, daß er es nicht merkte, wie er wieder die nämlichen Worte vor sich selber aussprach, über welche er sich vorhin verlacht hatte. Er nahm die ganz erblühte Monatsrose aus dem Glase und drückte sie, um sich zu seinem Gange zu stärken, an den Mund, aber zugleich fielen ihm alle ihre Blätter vor die Füße. „Eine üble

Vorbedeutung!“ seufzte er und ging aus dem Hause, um in den Wagen zu steigen.

Als er im Palast angelangt war, gab er dem Bedienten den Brief, welcher ihn dem Prinzen empfehlen sollte. Indem er den Spiegelwänden vorüber spazierte, kam zu seiner Verwunderung der junge Dietrich aus einem Seitenzimmer in verstörter Eile und bemerkte anfangs seinen Befreundeten nicht. „Wie kommen Sie hieher?“ fragte Eduard hastig. „Kennen Sie den Prinzen?“ — „Ja — nein“ — stotterte Dietrich, „es ist eine sonderbare Sache — die wohl — ich will es Ihnen erzählen, aber freilich wird hier keine Zeit dazu sein.“

Dies war in der That der Fall, denn eine geschmückte, in Juwelen prangende Dame schritt mit vornehmem Anstande herein und vertrieb den jungen Maler, der sich mit ungeschickten Verbeugungen entfernte. Eduard stand still, als die glänzende Erscheinung ihm näher kam; er wollte sich verneigen, aber sein Erstaunen lähmte seine Bewegung, als er in ihr jene Schöne plötzlich erkannte, die zum Nachteil seines Rufes so lange in seinem Hause gewohnt und mehr als alle seine Verirrungen sein Vermögen verringert hatte. „Wie!“ rief er aus — „du selbst — Sie, hier in diesen Zimmern?“

„Und warum nicht?“ sagte sie lachend. „Es wohnt sich gut hier. Du merkst doch wohl, mein Freund, daß ich, wie einst deine Freundin, so jetzt die Freundin des Fürsten bin, und wenn du etwas bei ihm suchst, so kann ich dir Ungetreuem vielleicht beförderlich sein, denn er hat mehr Gemüt als du, und auf seine fort-dauernde Gunst kann ich sicherer zählen, als es mir mit deinem Flattersinn gelingen wollte.“

Eduard mochte die freundliche Schöne in dieser Stunde nicht daran erinnern, daß sie sich zuerst von ihm entfernt hatte, als sie gesehen, daß sein Vermögen verschwendet war; er entdeckte ihr seine Lage und seine Hoffnungen, und sie versprach, sich mit dem besten Eifer für ihn zu verwenden. „Sei nur ruhig, mein Freund“, so beschloß sie ihre Versicherungen, „es kann und soll dir nicht fehlen, und dann wird es sich ja zeigen, ob du noch ein Fünkchen Liebe in deinem kalten Herzen für mich aufbewahrt hast. Nur mußt du

vorsichtig sein und in seiner Gegenwart fremd gegen mich thun, damit er nie erfährt oder merkt, daß wir uns schon sonst gekannt haben."

Mit einem flüchtigen Ruß, wobei die geschminkte Wange ihm einen lebhaften Widerwillen erregte, verließ sie ihn, und Eduard ging mit dem größten Mißbehagen im Saale auf und ab, da sich alles so ganz anders gestaltete, als er es sich vorgebildet hatte. Dieses Wesen, welches er hassen mußte, in seiner neuen Umgebung zu finden, schlug alle seine Hoffnungen nieder, und er nahm sich fest vor, ihren Nezen und Lockungen zu entgehen, und wenn diese seine Tugend ihm auch die größten Nachteile bringen sollte.

Indem öffnete sich die Thüre, und jener ihm so widerwärtige Unbekannte trat mit seinem hoffärtigen Gange und stolzer Gebärde herein.

Eduard ging ihm entgegen und sagte: „Vielleicht gehören Sie zum Gefolge Seiner Durchlaucht und können mir melden, ob ich jetzt die Ehre haben kann, ihm meine Aufwartung zu machen.“

Der Fremde stand still, sah ihn an, und nach einer Pause antwortete er in kaltem Tone: „Das kann ich Ihnen freilich sagen, keiner besser als ich.“ Eduard erschrak, da er den Empfehlungsbrief in seinen Händen bemerkte. „Will mich der Prinz nicht sprechen?“ fragte er bestürzt. „Er spricht mit Ihnen“, antwortete jener und mit so höhnnendem und wegwerfendem Tone, daß der junge Mann alle Fassung verlor. „Ich halte mich schon seit einiger Zeit in dieser Stadt auf“, fuhr der vornehme Fremde fort, „und habe Gelegenheit gefunden, Menschen und Verhältnisse durch mein Inkognito kennen zu lernen. Wir sind uns auf eine etwas sonderbare Art nahe gekommen, und wenn ich auch jenen Schritt, von dem Sie wohl selbst wissen, daß er kein ganz unschuldiger war, entschuldigen könnte, so hat er mir doch ein gerechtes Mißtrauen gegen Ihren Charakter eingeflößt, so daß ich unmöglich Ihnen eine Stelle einräumen kann, die uns in eine vertrauliche Nähe rücken würde. Ich gebe Ihnen also diesen Brief zurück, den ich, trotz seiner warmen Empfehlung, und obwohl er aus höchst achtungswürdigen Händen kommt, nicht berücksichtigen

kann. Insofern Sie mich persönlich beleidigt haben, ist Ihnen, da Sie mich nicht kannten, völlig vergeben, und Ihre jetzige Beschämung und Verwirrung ist mehr als hinfällige Strafe. Ein junger Mann verließ mich eben, von dem ich ein ziemlich wohlgerathenes Bild gekauft habe, und welchem ich auch einige Warnungen und gute Lehren für seine Zukunft mitgegeben habe. Ich sehe, daß unser Zusammentreffen Sie etwas zu sehr erschüttert, und da Sie vielleicht auf jene Stelle schon mit zu großer Sicherheit gerechnet hatten und wohl in augenblicklicher dringender Verlegenheit sind, so empfangen Sie diesen Ring zu meinem Andenken und zum Zeichen, daß ich ohne allen Groll von Ihnen scheide.“

Eduard, welcher indes Zeit gehabt hatte, sich wieder zu sammeln, trat mit Bescheidenheit einen Schritt zurück, indem er sagte: „Rechnen Sie es mir, durchlauchtiger Prinz, nicht als Stolz und Übermut an, wenn ich dieses Geschenk, welches mir unter andern Umständen höchst ehrenvoll sein würde, in dieser Stunde ausschlage. Ich kann Ihre Art nicht mißbilligen, und Sie erlauben mir gewiß, ebenfalls meinem Gefühle zu folgen.“

„Junger Mann“, sagte der Prinz, „ich will Sie nicht verletzen, und da Sie mir Achtung abzwingen, so muß ich Ihnen auch noch sagen, daß wir uns, ungeachtet der sonderbaren Art, unsre Bekanntschaft zu machen, vereinigt hätten, wenn nicht eine Person, die ich achten und der ich glauben muß, und welche Sie vorhin in diesem Saale traf, mir so viel Nachtheiliges von Ihnen gesagt und mich dringend ersucht hätte, auf den Brief keine Rücksicht zu nehmen.“

„Ich werde“, sagte Eduard wieder ganz heiter, „dem Beispiele dieser Dame nicht folgen und sie wieder anklagen, noch mich über sie beklagen, da sie gewiß nur ihrer Überzeugung gemäß gesprochen hat. Wenn mir aber Ihre Durchlaucht die Gnade erzeigen wollen, das Bild des jungen Dietrich sowie einige Ihrer andern Gemälde zu zeigen, so werde ich mit der größten Dankbarkeit von Ihnen scheiden.“

„Es freut mich“, antwortete der Prinz, „wenn Sie Interesse an der Kunst nehmen; ich habe zwar nur wenig hier, aber ein

Bild, das ich vor einigen Tagen so glücklich war, zu dem meinigen zu machen, wiegt allein eine gewöhnliche Sammlung auf."

Sie traten in ein reich verziertes Kabinett, wo an den Wänden und auf einigen Staffeleien ältere und neuere Bilder sich zeigten. „Hier ist der Versuch des jungen Mannes“, sagte der Prinz, „welcher allerdings etwas verspricht, und ob ich gleich dem Gegenstande keinen Geschmack abgewinnen kann, so ist doch die Behandlung desselben zu loben. Die Färbung ist gut, wenn auch etwas grell, die Zeichnung ist sicher und der Ausdruck rührend. Nur sollte man die Marien mit dem Kinde endlich zu malen aufhören.“

Der Prinz zog einen Vorhang auf, stellte Eduard in das rechte Licht und rief: „Sehn Sie aber hier dies gelungene, herrliche Werk meines Lieblings, des Julio Romano, und erstaunen Sie und entzücken Sie sich!“

Mit einem lauten Ausrufe und mit einem höchst freudigen, ja lachenden Gesicht mußte Eduard in der That dies große Bild begrüßen; denn es war das wohlbekannte Machwerk seines alten Freundes, an welchem dieser schon seit einem Jahre gearbeitet hatte. Es war Psyche und der schlafende Amor. Der Prinz stellte sich zu ihm und rief: „Daß ich diesen Fund gethan habe, bezahlt mir allein schon die Reise hieher! Und bei jenem alten, unscheinbaren Manne habe ich dies Kleinod angetroffen! Ein Mann, welcher selbst als Künstler keine unbedeutende Rolle spielt, aber doch bei weitem nicht so erkannt wird, wie er sollte. Er besaß das Gemälde schon lange und wußte, daß es vom Julio sei; indessen da er nicht alles gesehen hat, so waren ihm immer noch einige Zweifel geblieben, und er war erfreut, von mir so viele nähere Umstände von diesem Meister und seinen Werken zu erfahren. Denn freilich hat er Sinn, der Alte, und weiß wohl ein solches Juwel zu würdigen; aber er ist nicht in alle Trefflichkeiten des Malers eingedrungen. Ich würde mich geschämt haben, seine Unkenntnis zu benutzen, denn er forderte für diese herrliche Arbeit, zu der er auf sonderbare Weise gekommen ist, einen zu mäßigen Preis; ich habe diesen erhöht, um die Zierde meiner Galerie auch auf eine würdige Art bezahlt zu haben.“

„Er ist glücklich“, sagte Eduard, „der verkannte alte Mann, einen solchen Kenner und edlen Beschützer zum Freunde gewonnen zu haben; vielleicht ist er im Stande, die Galerie Curer Durchlaucht noch mit einigen Seltenheiten zu vermehren, denn er besitzt in seiner dunklen Wohnung manches, was er selbst nicht kennt oder würdigt, und ist eigensinnig genug, seine eigenen Arbeiten oft allen älteren vorzuziehen.“

Eduard empfahl sich, ging aber nicht sogleich nach Hause, sondern eilte, so leicht bekleidet er auch war, nach dem Park, rannte lustig durch die abgelegenen, mit Schnee bedeckten Gänge, lachte laut und rief: „O Welt! Welt! Lauter Fragen und Athernheiten! O Thorheit, du buntes, wunderliches Kind, wie führst du deine Lieblinge so zierlich an deinem glänzenden Gängelbände! Lange lebe der große Gulenböck, er, der trefflicher als Julio Romano oder Raffael ist! Habe ich doch nun auch einmal einen Kenner kennen gelernt.“

Eduard hatte nun Anstalten zu dem lustigen Abend gemacht, welchen er mit Gulenböck verabredet hatte. Vor kurzem war ihm dieser Tag als ein lästiger erschienen, den er nur bald hinter sich zu haben wünschte; jetzt aber war seine Stimmung so, daß er sich auf diese Stunden der Betäubung freute, weil er meinte, daß sie für lange Zeit seine letzten vergnügten sein würden. Gegen Abend erschien der Alte und schleppte mit einem Diener zwei Körbe mit Wein herbei. „Was soll das?“ fragte Eduard; „ist es denn nicht ausgemacht, daß ich Euch bewirten soll?“ — „Das sollst du auch“, sagte der Alte, „nur bringe ich einigen Vorrat zum Suffkurs, weil du die Sache doch eigentlich nicht verstehst, und weil ich auch an diesem Abend recht ausgelassen sein will.“

„Ein trauriger Vorsatz“, erwiderte Eduard, „lustig sein zu wollen, und dennoch habe ich ihn auch gefaßt, mir und meinem Schicksal zum Troß.“

„Sieh da“, sagte Gulenböck lachend, „hast du auch ein Schicksal? Das hab' ich gar nicht einmal gewußt, junger Bursche; mir schien das Wesen sich immer höchstens zum Verhängnis hin zu

neigen. Aber vornehmer ist das andere ohne Zweifel, und vielleicht wird es noch zum Geschick, wenn du erst etwas klüger geworden bist. Ja, ja, Freund, Geschick, das ist es, was den meisten Menschen fehlt, Verstand, Umstände zu nutzen oder sie hervorzubringen, und darüber geraten sie ins Schicksal oder gar in das noch fatalere Verhängnis, wo sich dann nicht immer eine christliche Hand findet, sie wieder los zu schneiden."

"Du bist unverschämt", rief Eduard aus, „und glaubst wigig zu sein, oder du hast dir gar schon einen Rausch getrunken."

"Kann sein, mein Kind", schmunzelte jener, „und wir wollen bald die Anstalten treffen, mich wieder nüchtern zu machen. Unser gutes Prinzchen hat mich in eine Art von Wohlstand versetzt, der, wenn ich Vernunft habe, ein dauernder sein kann; denn er protegirt mich trefflich, wird mir noch mehr abkaufen und auch Sachen von meinem eignen Pinsel malen lassen. Er meint, ich wäre hier in dieser Stadt nicht an meiner Stelle, man erkenne mich nicht genug an, und es mangle mir an Aufmunterung. Vielleicht nimmt er mich mit und bildet mich noch zum echten Künstler aus, denn er hat den besten Willen dazu und ich gerade Sinn und Talent genug, um ihn zu verstehen und mir von ihm raten zu lassen."

"Schelm, der du bist!" sagte sein junger Freund; „ich habe lachen müssen, daß du deinen Julio Romano so vorteilhaft verkauft hast; aber ich möchte denn doch nicht an deiner Stelle sein."

Der Alte ging auf ihn zu, sah ihn starr an und sagte: „Und warum nicht, Kleiner? Wenn du nur die Gabe dazu hättest! Jeder Mensch malt und pinselt an sich herum, um sich für besser auszugeben, als er in der That ist, und für ein wunderbares, köstliches Original zu gelten, da die meisten doch nur geschmierte Kopieen von Kopieen sind. Hättest du meinen Gönner das Bild nur analysieren hören, da hättest du etwas lernen können! Nun verstehe ich erst alle die Kunstabsichten des Julio Romano; du glaubst nicht, wie viel Treffliches ich an dem Bilde übersehen hatte, wie viele Stellen seines markigen Pinsels. Ja, es ist eine Freude, einen solchen Künstler so recht zu durchdringen, und wenn man ihn ganz und in allen seinen Theilen zugleich faßt, so über-

schleicht uns im vollständigen Gefühl seines hohen Wertes eine wohlthätige Empfindung, als hätten wir auch an seiner Herrlichkeit einigen Anteil; denn ein Kunstwerk ganz verstehen, heißt, es gewissermaßen erschaffen. Wie großen Dank bin ich meinem erlauchten Gönner und Kenner schuldig, daß er mir auch außer dem Gelde noch eine solche Fülle von Künstlerweihe zufließen läßt.“

„Wenn ich ihn nicht an der Tafel hätte malen sehen“, rief Eduard lächelnd aus, „so könnte er mich glauben machen, das Bild sei ein echtes!“

„Was hast du gesehen?“ antwortete im Eifer der Alte; „was verstehst du von der Magie der Kunst und jenen unsichtbaren Geistern, die sich durch die Farbe und Zeichnung herbeiziehn und verkörpern lassen? Das sind eben Geheimnisse für den Laien. Glaubst du denn, man malt nur, um zu malen, und daß es mit Palette, Pinsel und dem guten Vorsatze genug sei? O teurer Gelbschnabel, da müssen noch gar wunderbare Konjunkturen, astralische Einflüsse¹ und Wohlwollen mannigfaltiger Geister zusammentreffen, um etwas Rechtschaffenes zu stande zu bringen! Hast du es noch niemals erlebt, daß ein feinsinniger, tiefdenkender Künstler sein Tuch und Netz ausspannt und seine Pinsel in die besten Farben taucht, um das schönste Ideal in sein Netz zu locken und hinein zu kitzeln? Er hat sich redlich vorgenommen, einen Apollo zu malen, er streicht und tuscht und wischt und bürstet und lächelt verliebt und mit süßester Freundlichkeit die Kreatur an, die aus dem Nichts und Nebel hervorgehen soll, und wenn es nun fertig ist, siehe da, so hat sich in alle die künstlichen Netze ein wahrer Lümmel eingefangen, der aus der arkadischen Landschaft uns zähnefletschend entgegengrinst! Nun kommen die Unverständigen und schreien und toben: der Malerkerl hat kein Talent, er hat die Antike nicht gehörig verstanden, er hat statt eines Ideals ein Schmierial hervorgebracht, und was dergleichen unverdaute Urteile mehr ausgestoßen werden. So wird alsdann das gerührte Herz des Künstlers verkannt, dem sich ein wahrer Teufel, eine Höllenbrut statt eines Himmelsengels in seiner künst-

¹ Einflüsse der Gestirne.

lichen Krebsreufe¹ gefangen hat. Denn auch diese Geister streifen herum und lauern nur darauf, wo sie sich verkörpern können. Bildwerke, die etwa untergehn, treiben sich oft lange geängstigt im leeren Raume um, bis ein freundlicher und der Sache gewachsener Mann ihnen wieder Gelegenheit verschafft, sichtlich herabzusteigen. Es hat mich Mühe genug gekostet, dieses Gedichts des trefflichen römischen Malers wieder habhaft zu werden; es erfordert mehr Studium, als du daran wandtest, wenn du in der Jugend dem Nachbar seine Tauben weggingst. Wenn du der Meinung bist, daß der Mensch, um eine heilige Geschichte zu malen, nicht seine ganze Andacht dem Gegenstande entgegenbringen muß, so bist du sehr im Irrtum, aus dem dich unser junger Freund, der talentvolle Dietrich, am ersten reißen könnte.“

Dietrich, welcher eingetreten war und nur die letzte Äußerung gehört hatte, nahm sogleich Gelegenheit, diesen letzten Satz weitläufiger auszuführen. Indessen ließ Gulenböck decken und stellte die Weine in die Ordnung, nach welcher sie genossen werden sollten; nachher wandte er sich mit der Frage an Eduard: „Und was denkst du nun in Zukunft anzufangen?“

„Fürs erste nicht viel“, antwortete dieser; „indessen will ich meine vernachlässigten Studien wieder anknüpfen und fortsetzen und mich vorzüglich mit Geschichte und den neuern Sprachen beschäftigen. Ich schränke mich ein, vermiete die übrigen Teile meines Hauses, welches mir doch ohne Nutzen leer steht, und behalte nur diesen kleinen Saal und die angrenzenden Zimmer. So hoffe ich, ohne Sorgen, bei einer vernünftigen Lebensart, über die ersten Jahre hinüber zu kommen und mich indes zu irgend einem Amte tauglich gemacht zu haben.“

„Hier also wird dein Museum sein?“ sagte Gulenböck, indem er mit dem Kopfe schüttelte. „Diese Einrichtung will mir gar nicht gefallen, denn ich glaube nicht, daß diese Wände dazu geeignet sind, um hier gehörig studieren zu lassen, denn sie haben nicht die gehörige Resonanz, das Zimmer selbst hat nicht die wahre Quadratur, die Gedanken schlagen zu heftig zurück und

¹ Reufe, eine Art Netz, aus Rohr geflochten.

verschwirren, und wenn du einmal eine rechte Tuge denken willst, so klappert gewiß alles durcheinander. Dein seliger Papa war auch darin wunderbar, noch in seinen letzten Jahren diesen schönen Saal durch seinen Eigensinn so zu verderben. Sonst sah man die Straße auf der einen Seite, und hier auf der andern über den Garten und den Park hinweg in die Hügel und fernen Berge hinein. Diese schöne Aussicht hat er nicht nur zumauern lassen, sondern auch noch die Fensteröffnungen mit Bohlen und Täfelung weit herein verbaut und so das Ebenmaß des Zimmers gestört. An deiner Stelle riss' ich das Wesen, Tapeten und Bertäfelung, wieder auf und ließe, wenn doch einmal Fenster fehlen sollen, jene nach der Straße vermauern."

„Es war kein Eigensinn“, sagte Eduard, „es geschah, da er hier am liebsten wohnte, seiner Gesundheit wegen; der Morgenwind von hier schadete ihm und erregte ihm Gichtschmerzen. Konnte er doch in den andern Zimmern die grüne Aussicht genießen.“

„Wäre nur der alte Walthar kein Narr“, fuhr Eulenböck fort, „so wäre dir leicht geholfen. Er könnte dir das Mädchen geben, die ja doch versorgt werden muß, und alles wäre wieder in Ordnung!“

„Schweig!“ rief Eduard mit der größten Heftigkeit aus; „nur heute laß mich vergessen, was ich hoffte und träumte. Ich mag nicht mehr an sie denken, seit ich zu meinem Entsetzen fühlte, daß ich sie liebe. Ich will es mir nicht wiederholen, wie albern und thöricht ich mich gegen den Vater betrug; nichts soll mir heut' einfallen, auch ihre unbegreifliche Aufführung nicht. Nein, es gab ein herrliches Glück für mich, ich habe es zu spät erkannt; das ist die Strafe meines Leichtsinns, daß ich auf ewig darauf verzichten muß! Wie ich aber ohne sie leben soll, muß ich erst von der Zukunft lernen.“

Indem trat der junge Mensch herein, der bis jetzt Eduards Bibliothekar vorgestellt hatte. „Hier ist der Katalog, welchen Sie befohlen hatten“, sagte er, indem er dem beschämten Jünglinge einige Blätter überreichte. „Wie?“ rief dieser aus, „nicht mehr als nur etwa sechshundert Bände sind noch von der schönen

Sammlung übrig? Und unter diesen nur die gewöhnlichsten Werke?" Der Bibliothekar zuckte mit den Achseln. „Da Sie mir gleich vom Anbeginn“, erwiderte er, „meinen Gehalt in Büchern ausgezahlt haben, so mußte ich diejenigen nehmen, die am ersten Käufer fanden; auch bin ich nicht genug Kenner von Seltenheiten und habe diese wohl nicht genug gewürdigt; außerdem haben Bücher, vorzüglich Raritäten, zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Wert, und ist der Verkäufer gedrängt, um eine Summe zu erhalten, so muß er fast nehmen, was ihm geboten wird.“

„So hätt' ich also“, sagte Eduard halb in Wehmut, halb mit Lachen, „gewiß besser gethan, gar keinen Bibliothekar anzunehmen oder die Sammlung gleich anfangs zu verkaufen, dann hätte ich Geld dafür gehabt oder die Bücher behalten. Und welche Sammlung! Mit welcher Liebe hat sie mein Vater gehegt! Welche Freude war es ihm, als er den seltenen Petrarck, die erste Ausgabe des Dante und Boccac¹ erhielt! Wie konnt' ich es vergessen, daß sich in den meisten Büchern Nachweisungen von seiner Hand finden! Wie wollt' ich diese Werke ehren, wenn ich sie noch besäße! Übrigens, da ich keine Bibliothek mehr habe, werden Sie ermessen, wie ich Ihnen auch schon neulich meldete, daß ich keines Bibliothekars mehr bedarf. Indessen wollen wir heut' noch miteinander fröhlich sein.“

Jetzt trat auch der Mann herein, der oft an den wilden Gelagen teilgenommen hatte, und den sie wegen seiner Gesinnungen immer nur den Pietisten nannten. Sie hatten ihm diesen Namen beigelegt, weil er nie in die heitern Scherze oder ausgelassene Fröhlichkeit der andern stimmte, sondern unter Murren und moralischen Betrachtungen seinen Anteil am Mahle verzehrte. „Nun fehlt nur noch das Krokodil“, rief Gulenböck aus, „so sind wir beisammen.“ Dies war ein kleiner hypochondrischer Buchhalter, blaß und eingeschrumpft, aber einer der größten Trinker. Den sonderbaren Namen hatten sie ihm beigelegt, weil er alsbald, sowie ihn der kleinste Rausch anwandelte, in Thränen ausbrach und diese um so reichlicher vergoß, je länger das Gelag dauerte

¹ Giovanni Boccaccio (1313—1375); seine Novellensammlung „Decamerone“ wurde zuerst gedruckt in Venedig 1471.

und je ausgelassener die übrigen waren. Die Thüre öffnete sich, und die Jammergestalt machte den wunderlichen Kreis der Gäste vollständig.

Die Tafel war mit Trüffelpasteten, Austern und andern Seeerbissen bedeckt; man setzte sich, und Gulenböck, dessen purpurrotes Gesicht zwischen den Kerzen einen ehrwürdigen Schein von sich gab, begann auf feierliche Weise also: „Meine versammelten Freunde! Ein Unwissender, der plötzlich in diesen Saal träte, könnte von diesen Anstalten, die den Schein eines Festes haben, verleitet werden, im Fall er die Mitglieder dieser Gesellschaft nicht näher kennen sollte, die Meinung zu fassen, es sei hier auf Schwelgerei, Trinken, Tumult und ausgelassene Lustigkeit, die nur der rohen Menge ziemt, angelegt worden. Selbst ein junger Künstler, Dietrich mit Namen, der zum erstenmal unter uns an diesem Tische sitzt, läßt verwundernde Blicke auf die Menge dieser Flaschen und Gerichte, auf diese Gansleberpastete, auf diese Austern und Muscheln und auf den ganzen Apparat einer Feierlichkeit schießen, der ihm hier einen übertriebenen sinnlichen Genuß zu versprechen scheint, und auch er wird sich wundern, wenn er erfährt, wie alles dies so ganz anders und im entgegengesetzten Sinne gemeint sei. Meine Herren, ich bitte, acht zu geben und meine Worte nicht zu leicht in das Ohr fallen zu lassen. Wenn Länder die Geburt eines Prinzen feierlich begehren, wenn in Arabien ein ganzer Stamm sich festlich freut, indem sich ein Dichter in ihm gezeigt und hervorgethan hat, wenn die Installation des Lord-Mayor mit einem Schmause verherrlicht wird, ja wenn man die Geburtsstunde der Pferde von echter Rasse nicht unbillig auf nachdenkliche Weise auszeichnet: so liegt es uns ja wohl noch näher (um nicht mit einem Antiklimax¹ zu schließen), aufzuschauen, gerührt zu sein und etwa mit Gläsern anzustoßen, wenn das Unsterbliche sich uns zeigt, wenn die Tugend uns würdigt, körperlich vor uns zu erscheinen. Ja, meine Freunde, gerührten Herzens spreche ich es aus, ein junger angehender Tugendhafter ist unter uns, der noch

¹ Die Klimax ist in der Rhetorik eine steigende Anordnung der Begriffe, Antiklimax gewissermaßen das Gegenteil davon, so daß die Begriffe in absteigender Weise geordnet sind.

heut' Abend sich als eingepuppter Schmetterling durchbeißen und seine Schwingen im neuen Leben entfalten wird. Es ist niemand anders als unser edler Wirt, der uns so manchen Schmaus gegönnt, so manches Glas eingeschenkt hat. Aber ein feuriger Vorsatz, abgerechnet, daß er selbst auf dem Trodnen sitzt, jener Impetus der Begeisterung, von dem schon die Alten sangen, reißt ihn nun von uns in lichte Höhen hinauf, und wir, von diesem Tische und Flaschen und Schüsseln, seiner irdischen Grabesstätte, schauen ihm schwindelnd nach, staunend, welchen fremden Regionen er nun zusteuern wird. Ich sage euch, Teuerste, er wälzt unendlich viele und treffliche Entschlüsse in seinem Busen; und was kann der Mensch, selbst der schwächste und unansehnlichste, nicht entschließen! Habt ihr es wohl je schon erwogen (aber in euerm Leichtsinn denkt ihr nicht an dergleichen), daß in einer unscheinbaren Mappe, wenn sie nur etwa hundert gezeichnete Landschaften enthält, sich eine Strecke von tausend Meilen verbergen kann, und daß sie selbst doch nicht mehr Raum einnimmt als ein mäßiger Foliant? Denn Perspektive liegt dort neben Perspektive, und Berg und Thal und Fluß und weite, unendliche Ausichten. So mit den Vorsätzen! So schwächlich unser Pietist oder Herr Dietrich aussieht, so können sie doch gewiß an guten Entschlüssen mehr als zehn Elefanten oder zwanzig Kamele tragen. Wie schwach ich selbst in dieser Tugend bin, weiß ich am besten und daher meine Verehrung vor denen, an welchen ich diese Kräfte wahrnehme.

„Da wir nun nicht alle der Begeisterung fähig sind, so sitzen wir hier an diesem Tische wie an einem Kreuzwege, an welchem sich viele Straßen in mannigfaltigen und entgegengesetzten Richtungen scheiden. Auf dergleichen Hauptstationen pflegen auf pyramidalischer Säule die Entfernungen der Städte nach allen vier Weltgegenden verzeichnet zu stehn. So mag es auch hier, in einem nicht unerfreulichen Bilde, gelten. Diese Austerne führen, übermäßig genossen, zur Krankheit, dieser Burgunder nach einigen Stationen zu roten Nasen, diese Trüffel und was ihnen anhängt zu Wassersucht, Magenkrampf und ähnlichen Übeln. Unser Eduard aber, alles dies verschmähend, wandelt zur Tugend. So fahre

denn wohl auf deinem einsamen Pfade, und wir, die wir entzündete Gesichter, dicke Bäuche und kurzen Atem nicht so sehr scheuen, gehn unsre Straße fort. Aber auch ich werde euch bald verlassen, Feuerste; ein edler Unbekannter, den ich euch noch nicht nennen darf, wird mein Kunstgenie zu den höchsten Leistungen begeistern, er wird mich in fernen Regionen einer idealischen Weihe empfänglich machen und sozusagen vergeistigen. Unser frommer, gemüthlicher Dietrich, den wir kaum kennen lernten, wandelt den Kunstdom entlang und schmückt die vaterländischen Altäre. Was soll ich von dir sagen, Bibliothekar, der du vor den leeren Bücher-schränken stehst und die Werke nicht bloß gelesen, sondern buchstäblich verschlungen hast? O du verlesener Mensch, du von der Sekte des muselmännischen Omar, Kienraupe der Bibliotheken¹, Verwüster der Schriften, der du eine neue alexandrinische Sammlung bloß durch die treffliche neue Erfindung, dein Salar nicht geistig, sondern wirklich aus den Schriften zu ziehn, vernichten könntest! Alle Buchhändler des römischen Reiches sollten dich umhersenden, um mit deiner zerstörenden Kraft die Sammlungen zu zerstoßen und neue Werke notwendig zu machen. Du, mehr als Rezensent und schlimmer als Saturnus², der doch nur verzehrte, was er selbst erzeugt: wo sind sie, deine Untergebenen, deine Mündel, die mit goldnem Rücken und Schnitt dich so freundlich anlachten? Versilbert hast du sie alle und schon nach wenigen Jahren deine silberne Hochzeit mit ihnen gefeiert. Lebe denn wohl, auch du, Pietist, redlichster unter den Sterblichen, du Hasser aller Poesie und Lüge! Reich' mir die Hand zum Abschied, armes Krokodil, das schon in Thränen schwimmt; im Sumpf einer Taberne mußt du künftig heulen. In einem bessern Leben sehn wir uns alle wieder."

Da Eduard nachdenkend war und Dietrich in der Gesellschaft noch fremd, der Bibliothekar und Pietist keine Miene verzogen,

¹ Amru, Feldherr des Kalifen Omar, soll (wie früher fälschlich behauptet wurde) die Schuld am Brande der berühmten Bibliothek von Alexandria (641) tragen. — Kienraupe, Raupe des Kieferspinners, die ganze Wälbungen durch ihre Gefräßigkeit vernichtet.

² Saturnus (Kronos) verschlang nach dem Mythos seine eignen Kinder aus Furcht, sie würden ihm die Weltherrschaft rauben.

so herrschte während und nach der Rede ein tiefes Stillschweigen, welches dadurch noch feierlicher wurde, daß der Buchhalter, der schon manches Glas geleert hatte, schluchzte und jammerte.

„Heut' ist der Abend der heiligen drei Könige“, sagte Eduard, „und wie es noch in manchen Gegenden Sitte ist, sich an diesem Tage zu beschenken, so wünsche ich, daß meine bisherigen Genossen und Freunde auch diese Nacht in froher Geselligkeit mit mir verbringen.“

„An diesem Abend“, fuhr Eulenböck fort, „ist es nicht ungeschicklich, einmal anders als gewöhnlich zu leben; daher waren sonst Glücksspiele gebräuchlich, wenn sie auch übrigens verboten waren. Und wie gut wäre es für dich, Freund Eduard, wenn heute auch dein Glückstern von neuem erwachte, daß dem verarmten Verschwender ein neues Vermögen beschert würde. Man hat wunderliche Erzählungen, wie verzweifelte Jünglinge sich in der Armut haben in ihrem väterlichen Hause erhängen wollen, und siehe da, der Nagel fällt mit dem Balken der Decke herab und mit beiden zugleich viele tausend Goldstücke, die der vorsorgende Vater dorthin versteckt hatte. Beim Lichte besehen, eine dumme Geschichte. Konnte der Vater denn wissen, daß der Sohn für das Hängen eine besondere Vorliebe haben würde? Konnte er wohl berechnen, daß der Körper des Desperaten noch schwer genug bleibe, den verborgenen Schatz durch sein Gewicht aufzudecken und herabzuziehen? Konnte der verlorene Sohn nicht schon früher einen Kronenleuchter dort anbringen wollen und das Geld finden? Kurz, tausend gegründete Einwürfe kann die vernünftige Kritik diesem schlecht erfundenen Märchen machen.“

„Ohne daß du immer wieder auf diesen Vorwurf zurückkommst“, sagte Eduard empfindlich, „schilt mein eignes Gewissen meinen Leichtfinn und thörichte Verschwendung. Wären die Leidenschaften nicht unbändig, die ihren Stolz darein setzen, die Vernunft zu verhöhnen, so hätten die Moralprediger nur leichte Arbeit. Es ist ganz begreiflich, wenn die armen Menschen glauben, von bösen Geistern besessen zu sein. Denn wie soll man es erklären, daß man dem Schlimmen folgt, indem man das Bessere einfieht, ja daß wir oft zum Icktern selbst in unsern wildesten

Stunden mehr Trieb als zum Unrecht empfinden und dennoch, uns selbst zum Trog, jeder Einsicht den Rücken kehren und schon vor der begangenen That von unserm Gewissen gequält werden? Es muß eine tiefgewurzelte Verderbnis in der menschlichen Natur sein, die sich auch nie ganz zum Edeln erziehen oder durch Pfropfreifer der Tugend umwandeln läßt."

„So ist es“, sagte der Pietist; „der Mensch an sich taugt nichts, er ist gleich in der Schöpfung mißraten. Er kann nur gestiftet werden, und die Lappen bleiben immer auf dem alten schäbigen Tuche sichtbar.“

„Jawohl“, seufzte das Prokodik, „es ist zu bejammern und immer wieder zu bejammern.“ Die Thränen flossen ihm dicht aus den weinglühenden Augen.

„Als du mich zum erstenmal in jene Weinschenke führtest“, fuhr Eduard zum alten Maler gewendet fort, „machte es mir denn Freude, mich in dem Kreise dieser rohen und langweiligen Menschen zu sehn? Ich war beschämt, als der Herr der Schenke mir mit einer Ehrfurcht entgegenkam, als sei ich einer der Götter, vom Olymp herabgestiegen. Dergleichen Ehre war seinem Hause noch niemals widerfahren. Bald gewöhnte man sich an die Gegenwart meiner Herrlichkeit, und immer zog es mich wider meinen Willen in den Weindust des Zimmers, in das schreiende Gespräch und an meine Wand hin, wie ein Zauber, der auch nicht riß, als die Gesichter des Wirtes und seiner Leute kälter, ja verdrossen wurden, als man mein Wort nicht mehr beachtete und geringere Gäste anständiger behandelte; denn durch meine Nachlässigkeit war ich schon in eine bedeutende Schuld geraten, um welche man mich mit grober Zudringlichkeit mahnte. Noch schlimmer ging es einem armen Lumpen, einem täglichen Gast, auf den man fast nie hörte, der oft verdorbenen Essig erhielt und sich doch nicht beschweren durfte; er war die Zielscheibe des wüthigen Gefindes, der Gegenstand des Hohns und Mitleids der übrigen Fremden sowie seiner eignen furchtsamen Verachtung. Und so schlecht man ihn behandelte, mußte er doch teurer als alle bezahlen und ward betrogen, ohne klagen zu dürfen, indes sein Gewerbe veräümt ward und Frau und Kinder zu Hause schmach-

teten. In diesem Spiegel sah ich nun mein eignes Glend, und als einmal ein redlicher Handwerker von unbescholtenem Wandel dort zufällig einkehrte und von allen als eine seltene Erscheinung mit Hochachtung begrüßt wurde, erwachte ich endlich aus dem Schlummer meiner Ohnmacht, bezahlte, was nur meine Trägheit versäumt hatte, und suchte auch jenen Glenden zu retten, daß er nicht ganz versank. Aber so ist es, daß selbst diejenigen, die sich vom Leichtsinrigen und Taugenichts bereichern, diesen verachten und dem Würdigen, der ihnen aus dem Wege geht, ihre Ehrfurcht nicht versagen können. So habe ich meine Zeit und mein Vermögen unwürdig verschleudert, um Verachtung einzukaufen."

„Sei still, Sohn“, rief Gulenböck, „du hast auch mancher armen Familie Gutes gethan.“

„Daß uns davon schweigen“, antwortete Eduard in Unmut; „auch das geschah ohne Sinn, sowie ich ohne Sinn Aufwand machte, ohne Sinn reisete, spielte und Wein trank und weder mir noch andern eine gute Stunde zuzubereiten verstand.“

„Das ist freilich schlimm“, sagte der Alte, „und was den lieblichen Wein betrifft, eine Sünde. Aber seid munter und trinkt, ihr wackern Gehülfsen, damit auch der Wirt in die Stimmung komme, die ihm geziemt.“

Es bedurfte aber dieser Aufmunterung nicht, denn die Tischgesellschaft war unermüdet. Selbst der junge Dietrich trank fleißig, und Gulenböck ordnete an, wie die Weine aufeinander folgen sollten. „Heute gilt es!“ rief er aus, „die Schlacht muß gewonnen werden, und der Sieger erzeigt den Besiegten keine Gnade. Seht in mein kriegerisches Antlitz, ihr jüngern Helden, hier hab' ich die rote Blutfahne dräuend ausgehängt, zum Zeichen, daß kein Erbarmen stattfinden soll! Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Aktus, den die Menschen so obenhin Trinken nennen, und keine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdigt als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so mücht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die trefflichen

Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es gibt nur wenige Unglückselige, die das mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehn, wie sie trinken, ohne alle Applikation¹, ohne Stil, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet; höchstens Kolorit, was die Übermütigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen.“

„Und wie muß man es eigentlich anfangen?“ fragte Dietrich.

„Anfangs“, erwiderte der Alte, „muß man durch stille Demut und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spürendes, naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauensvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständnis. Nur nicht die Übung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.“

„O wie wahr!“ seufzte der Buchhalter, indem er seinen Thränen keinen Einhalt that. „Worte“, sagte der Pietist, „die der gemeine Haufe goldne nennen würde.“

„Wäre das Trinken“, fuhr Eulenhöck fort, „keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, so wie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmutige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe und läßt sich im wundersamen Ringen kelttern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen und dort aus altem Chaos alle glänzende Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. ‚Seht, da geht der Säuser!‘ O meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen, die die Eleusijnische Weihe² nicht empfangen hatten. Mit dieser goldnen und

¹ Das kunstmäßige Auftragen der Farben.

² Sie allein berechnigte zur Teilnahme an dem Geheimgottesdienst der Demeter (Ceres) in Eleusis bei Athen.

purpurnen Flut ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohl laut aus, und dem aufgehenden Morgenrot erklingt das alte Memnon's-Bild¹, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Bogen und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallinen Gliederchen und stürzen sich zum Bade in die Weinflut und plätschern und ringen und steigen schwebend wieder heraus und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gefäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander und küssen frohes Leben einer von des andern Lippen. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schar, immer wohl lautender ihr Gestammel: da führen sie gekränzt und hoch triumphierend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervorschauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einem nachrufen: ‚Seht! der Kerl ist besoffen.‘ Was meinst du, rebliches Krokodil?“

Der blasse Weinende reichte ihm die Hand und sagte: „Ach! Lieber, die Leute haben recht, und Ihr habt recht, und die ganze Welt hat recht. Was Ihr so prophetisch daher gekugelt habt, geht über mein Verständnis, aber ich bin selig in meiner tiefen Rührung. Wenn Leute in die Komödie gehn, um für ihr Geld zu weinen, so kommt mir das ganz abgeschmackt vor; mag es andern vergönnt sein, sich an hohen Gefinnungen und Thaten zu erheben und darüber Thränen zu vergießen, aber ich verstehe es nicht; doch, wenn solch guter Wein in mich hineingeht, so wirkt

¹ Memnon, nach griechischer Sage Sohn der Morgenröthe, fällt als Freund der Trojaner durch Achilleus. Die beiden sogenannten Memnonssäulen beim alten Theben in Aegypten sind Bildsäulen des Königs Amenophis III. (ca. 1500 v. Chr.). Eine derselben hat einen Sprung durch den ganzen Körper, in dem vor Sonnenaufgang, vielleicht durch das Zuströmen der warmen und das Ausströmen der kalten Luft, zitternde Töne entstehen. Die Griechen verbanden diese Erscheinung mit der Sage vom jungen Memnon, der seine Mutter Cos (Aurora) allmorgendlich begrüßte.

er wunderbar, daß mir dann alles, alles, mag man sprechen, was man will, mag man schweigen oder lachen, in der schönsten Rührung aufgeht. Seht, mein Herz möchte vor Wonne brechen, ich könnte alles, und wär' es Euer lahmer Pudel, in die Arme schließen. Aber meine Augen leiden darunter, und der Doktor hat mir deshalb das Trinken ganz verboten wollen. Aber dieser Gedanke ist mir eben die rührendste von allen Vorstellungen, darüber könnte ich tagelang weinen, und deshalb hat er auch diese Verordnung wieder zurücknehmen müssen."

"Je mehr ich trinke", sagte der Pietist, "je mehr hasse ich das, was Ihr, Gulenböck, da schwadroniert habt, je unvernünftiger kommt es mir vor. Lug und Trug! Es ist beinah' ebenso dumm, als beim Trinken die Lieder zu singen, die dazu gemacht sind. Jedes Wort darin ist gelogen. Wenn der Mensch nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht, so lügt er schon. 'Das Morgenrot streut Rosen.' Gibt es etwas Dümmeres? 'Die Sonne taucht sich in das Meer.' Fragen! 'Der Wein glüht purpurn.' Narrenspoffen! 'Der Morgen erwacht.' Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O, dürft' ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht säubern und ausfegen! O, verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen."

"Laßt's Euch nicht irren, ehrlicher Mann", sagte Gulenböck, "Eure Tugend meint es gut, und wenn Ihr die Sache anders ansieht als ich, so trinkt Ihr wenigstens denselben Wein und fast ebensoviel als ich selber. Die That vereinigt uns, wenn uns das System auseinander führt. Wer versteht sich heutzutage? Davon ist auch gar nicht die Rede mehr. Ich wollte nur noch bemerken, wenn es auch mit dem vorigen gar nicht zusammenhängt, daß mir die Art, wie Menschen und Ärzte den Nahrungsprozeß und die sogenannte Assimilation ansehen, höchst einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Samenkorne eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor, und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht

eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachstum, bringt sie aber nicht hervor; sie gibt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhn. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte platonische Idee nicht von neuem vorzutragen.¹ Raffael und Correggio und Titian regen nur mein eignes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinne können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geistigen Genüssen, die sonst nicht löblich sein würde; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzu- bringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntnis in uns, diesen weis sagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Saufbrüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.“

„Und welchen ziehen Sie vor?“ fragte Dietrich. „Gibt es hier nicht auch das Klassische und Vollendete, das Moderne und Triviale, das Manierierte und Gesuchte, das Lieblich=Alte und Fromm=Schlichte, das Gemütliche und leer Renommierende?“

¹ „Die Ideen sind bei Plato [wirklich existierende] Urbilder der Dinge selbst. . . Nach seiner Meinung flossen sie aus der höchsten Vernunft [der Gottheit] aus, von wo sie der menschlichen zu teil geworden, die sich aber jetzt nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande befindet, sondern mit Mühe die alten, jetzt sehr verdunkelten Ideen durch Erinnerung (welche Philosophie heißt) zurückrufen muß.“ So Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“; „Transcendentale Dialektik“, I, 1.

„Jüngling“, sagte der Alte, „diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Überblick, abgelegtes Vorurteil und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdlisches Studium sowie die Mittel dazu, die nicht in jedermanns Händen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyclopädische wird dir hinreichen. Fast jeder Wein hat sein Gutes, fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserm Vaterlande der Acker fast nur, den Durst zu löschen, da, so erhebt sich der Würzburger schon zum Edeln, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins lassen sich nicht in der Eile charakterisieren. Ihr habt sie hier vor euch stehn gehabt und genossen. Diese trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum starken Nierensteiner, gewaltigen Rudesheimer und tiefsinnigen Hochheimer mit allen ihren verwandten Fluten gehörig zu preisen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Kedi¹, der in seinem toscanischen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaselt hat. Diese Geister gehn rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinunter. Soll ich es vergleichen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftsteller, Gemüt und Fülle ohne Phantasterei oder schwärmerische Allegorie. Was ist nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeisterung fällt er in uns hinab, schwer, blutig, heftig erweckt er unsre Geister. Die Rebe von Bourdeaux dagegen ist heiter, geschwäbig, ermuntert, aber begeistert nicht. Doch schon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetische Languedoc. Dann das heiße Spanien im Xeres² und echten Malaga und den glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt sich der Weinstrom, indem wir ihn genießen, schon an unserm Gaumen in Kugelgestalt, die sich weit und weiter ausbreitet und uns im Totayer und St. Georgen-Ausbruch³ noch weit inniger und sinniger

¹ Francesco Kedi aus Arezzo (1626—98), Dichter und Naturforscher, verfaßte den Dithyrambus „Bacchus in Toscana“ zur Verherrlichung des Weines von Monte Pulciano.

² Der Xeres (englisch Sherry), so genannt nach der Stadt Xeres de la Frontera bei Cadix.

³ Der St. Georgen-Ausbruch, nach der Stadt Szent György im Komitat Breßburg so genannt, ist dem Totayer ähnlich.

so erscheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn des Gefälls nur ein Tropfen des edelsten Kap-Weins¹. Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln und nicht mehr trinken wie unsern braven Rhein. Was sag' ich von euch, ihr lieblichsten Gewächse Italiens und namentlich Toscanas, du geistreichster Monte Fiascone, du wahrhaft rührender Monte Pulciano?² Nun, so kostet denn, Freunde, und versteht mich! Aber nicht konnt' ich dich aufsehen, dich, König aller Weine, dich, rosenrötlicher Aleatico³, Blume und Ausbund alles Weingeistes, Milch und Wein, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergesellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht; sondern dem Beseligten erschließt sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt." — Hier brach er gerührt ab und trocknete die Augen.

„So hatte meine Ahnung ja doch recht“, rief Dietrich begeistert aus; „dieser ist denn im Weinreich, was der alte Eych oder Hemling, vielleicht auch der Bruder Johann von Fiesole⁴ unter den Malern sind. So schmeckt ja auch diese lieblich rührende und tiefe Farbe, die ohne Schatten doch so wahr, ohne Weiße so blendend und überzeugend ist. So sättigt und berauscht der Purpur des Gewandes, und so mildert und säusigt das Feuer das milde Blau, das schwärmende Violett. Alles ist eins und klingt in unserm Geist zusammen!“

„Ausgenommen Eulenböcks Nase“, rief der ganz trunkene Bibliothekar aus; „die hat keinen Scharlach mehr, keine Übergänge in den Tönen, um sie mit dem Gesicht in Verbindung zu sehen, sondern jenes violette Dunkelrot bratet in ihrer Zauberfüche, wie unterirdisch in den Reichen der feuchten Nacht die rote

¹ Vom Kap der Guten Hoffnung; die edelsten die Konstantia-Weine.

² Monte Fiascone vom „Flaschenberg“ am See von Bolsena, der berühmteste Wein des frühern Kirchenstaats, auch Est-Est genannt, durch Wilhelm Müllers Gedicht auch bei uns populär. Monte Pulciano (so genannt von einem Jesuitenkloster nicht weit westlich vom Trasimenischen See), „der König aller italienischen Weine“ (Hamn).

³ Berühmter Florentiner Lilörwein.

⁴ Fra Giovanni Angelico (1387–1455), nach seinem Geburtsort da Fiesole genannt.

Rübe gerinnt, aller Sonne abgewandt. Soll dies Gewächs wohl dem Leben angehören? Soll der Weingott es so aufgefüttert haben? Nimmermehr! Es ist ein ungeschlachtetes Gehäuse, ein widerwärtiges Stui für Bosheit und Lüge."

„Leerer Schwulst“, rief der Buchhalter, „morscher Glanz, hin-fällige Sterblichkeit! Und krumm, haufällig steht sie auch noch in dem unterminierten Gesicht, so daß sie mit ihrer Wucht bald den ganzen Mann in Trümmer drücken kann. Kerl! wo hast du die unverschämt schiefe Nase her?“

„Ruhig, Protodil!“ schrie Gulenböck, indem er heftig auf den Tisch schlug; „will das Geziefer die Welt reformieren? Jede Nase hat ihre Geschichte, ihr Naseweise. Meint das dumme Volk denn, daß nicht auch das Kleinste sich als Ring an die Notwendigkeit ewiger Gesetze fügt? Meine Nase, wie sie da ist, habe ich meinem Barbier zu verdanken.“

„Erzähle, Alter!“ riefen die jungen Leute.

„Geduld!“ sprach der Maler. „Die Physiognomik wird immer eine trügliche Wissenschaft bleiben, eben weil sie auf Barbieri, Weinschenken und sonstige historische Umstände zu wenig Rücksicht nimmt. Freilich ist das Gesicht der Ausdruck des Geistes; aber es leidet unter der Art, wie man damit hantiert, auffallend. Die Stirn hat es ihrer Festigkeit nach am besten, wenn sich der Mensch nicht gewöhnt, alle kleine Leidenschaften, Verdruß und Mißbehagen durch Faltenziehen darauf zu malen. Seht, wie edel ist die unsers Eduard, und wie viel schöner würde sie noch sein, wenn der junge Bursche mehr gedacht und sich beschäftigt hätte! Die Augen, ihrer Beweglichkeit nach, hin und her rennend, konservieren sich in ihrem Spiel auch noch leidlich, man müßte sie denn ausweinen, wie unser krokodilischer Freund dort. Schlimmer ist es schon mit dem Munde; der schleift sich bald durch Schwagen und fades Lächeln ab, wie bei unserm werten Bibliothekar; wischt einer nun gar nach Essen und Trinken übermäßig daran, so wird er bald unkenntlich, besonders, wenn man aus falscher Scham etwa die Lippen immer nach innen kneipt, wie unser trefflicher Pietist, der die Röte derselben wohl für Lüge und

unnützen Schwulst erklärt. Aber die Nase, die arme, die von allen Theilen am meisten sich hervorarbeitet, uns Unglückliche von allen Tieren unterscheidet, bei denen Maul und Schnauze so freundlich eins werden, und die beim Menschen als Höcker und Blockberg der Tummelplatz aller Hexen und bösen Geister wird: wird sie nicht schon der kalten Luft und des Schnupfens wegen bei den meisten Menschen zum Sauserwind und zur klingenden Trompete und Schlachtposaune ausgereckt, gezogen, gedehnt und gehudelt? Wird ihre Nachgiebigkeit, ihre Entwicklungsfähigkeit nicht gemißbraucht, um fast Elefantenrüssel und Truthahnschnäbel heraus zu arbeiten? Frommere Seelen drücken sie wieder nieder und plätschen¹ den Hochmut in jammervolle Unformen zusammen. Alles dieses sah ich früh, schonte meine Nase und konnte meinem Schicksal doch nicht entgehen. Ich bin mit meinem Barbier, einem meiner innigsten Freunde, aufgewachsen und alt geworden. Dieser Künstler, indem er sich von einer Seite meines Antlitzes zur andern wandte, pflegte bei diesem Wechsel, um einen Stützpunkt zu haben, mir die Schneide des Messers unten an die Kehle zu setzen und, darauf drückend und sich lehrend, schnell die andre Seite zu gewinnen. Dies schien mir bedenklich. Er durfte ausgleiten, sich stoßen, so schnitt er höchst wahrscheinlich mit dem Gestützten in das Stützende, und mein Angesicht lag unrasirt zu seinen Füßen. Dem mußte abgeholfen werden. Er dachte nach, und als wahres Genie war es ihm nicht so gar schwer, sein System und seine Manier zu ändern. Er packte nämlich mit seinen Fingern meine Nase, was ihm den Vorteil gewährte, sich stützen und viel länger auf sie lehnen zu können, und zog sie gewaltsam in die Höhe, vorzüglich, indem er die Oberlippe barbierte, und so beschauten wir uns Auge in Auge, ein Herz dem andern nahe, und das Schermesser arbeitete in besonnener und sicherer Thätigkeit. Es traf sich aber, daß mein Freund von jeher eins der auffallendsten Gesichter an sich trug, die der gemeine Haufe abscheulich, verzerrt und garstig zu nennen pflegt; dabei hatte er die Gewohnheit zu grimassieren und liebäugelte mir so herzlich entgegen, daß ich es in jeder Sitzung

¹ (platt) schlagen.

ihm erwidern und in dieser Nähe auch seine übrigen Fragen unwillkürlich nachahmen mußte. Riß er die Nase unbillig hinauf, so zerrte er dafür, um mit seiner Kunst in die Mundwinkel zu gelangen, die Lippen und den Mund zu gewaltsam in die Breite. Hatte er auf diese mechanische Weise in meinem Antlitz ein scheinbares Lächeln erzwungen, so kam mir sein Lachen so liebreich, freundlich, herzinnig und rührend entgegen, daß mir oft aus schmerzlicher Theilnahme, und um nur ein boshaftes Lachen zu vermeiden, die Thränen in die Augen traten. ‚Mensch! barbierender Freund!‘ rief ich aus: ‚stelle dein menschenfreundliches Anlachen ein, ich lächle ja gar nicht, du ziehst mir ja nur die Mundwinkel wie einen Schwamm auseinander‘. — ‚Thut nichts‘, antwortete die redliche Seele, ‚dein Liebreiz in diesem Lächeln zwingt mich zur Erwidern‘. Seht, so grinnten wir uns denn wie die Affen minutenlang an. Ich bemerkte nach zwölf Wochen etwa eine auffallende Veränderung in meiner Physiognomie. Die Nase stieg und bäumte sich so auffallend nach oben, als wenn sie den Augen und der Stirn den Krieg ankündigen wollte, die wirklich häßlichen Verzerrungen der Wangen und Lippen ungerechnet, die ich aber schon nicht mehr lassen konnte, weil ich sie wie ein Andenken von meinem Freunde empfangen hatte. Ich drückte die aufstrebende Nase wieder nieder und trug dem Edeln meine Wünsche noch einmal vor. Nun schien aber guter Rat teuer und eine Auskunst kaum möglich. Doch entschloß er sich, ein zweiter Raffael, eine dritte, untadelige Manier anzunehmen, und nach einigen Kämpfen gelang es ihm, indem er vorher bedächtig auskundschaftete, nach welcher Seite es am vorteilhaftesten sei, mir die Nase beim Auflehnen hin zu drehen: und dabei sind wir denn auch stehen geblieben, und diese Notwendigkeit hat sie mir gebogen; das nahe Gesicht, nach dem ich mich instinkartig bilden mußte, hat mir diese Falten eingegraben, und tiefes Forschen und Denken, flammende Begeisterung und glühende Liebe zum Guten und Besten haben endlich diesen roten Teppich über das Ganze gewoben.“

Lautes Lachen hatte diese Erzählung begleitet; jetzt forderte der Bibliothekar ungestüm Champagner, und der Buchhalter schrie

nach Punsch. Eulenböck aber rief: „O ihr gemeinen Seelen! Nach dieser Himmelsleiter, die ich euch habe hinaufklettern lassen, um in das Paradies zu schauen, kann euch ein so unedler, manierterter, moderner und witzloser Geist wie dieser sogenannte Punsch auch nur in den fernsten Winkel eures Gedächtnisses kommen? Dies elende Gebräu aus heißem Wasser, schlechtem Branntwein und Zitronensäure? Und was soll dies diplomatische, nüchterne Getränk, der Champagner, in unserm Kreise, der nicht Herz und Geist aufschließt und nach dem halben Rausche höchstens dazu dienen kann, wieder nüchtern zu machen? ¹ O ihr Profanen!“

Er schlug auf den Tisch; aber die übrigen, Eduard ausgenommen, erwiderten diese Gebärde so heftig, daß von der Erschütterung die Flaschen tanzten und mehrere Gläser zerschmetternd auf den Boden stürzten. Hierüber ward Gelächter und Tumult noch lauter, man sprang auf, andere Gläser zu holen, und Dietrich rief: „Es ist so kalt, eiskalt hier geworden, und dagegen würde der Punsch helfen.“

Es war tief in der Nacht, die Diener hatten sich entfernt, man wußte nicht, wie man den Ofen wieder heizen sollte; auch gestand Eduard, daß sein Holzvorrat völlig zu Ende sei und er morgen mit der Frühe erst neuen wieder herbeifahren lasse. „Was meint Ihr?“ rief der ganz berauschte Dietrich, „unser Wirt hat doch beschlossen, dies Zimmer auf neue Art einzurichten; wenn wir diese unnütze Vertäfelung, diese Bretter, welche die Fenster bedecken, herausbrächen und in dem großen altfränkischen Kamin hier ein herrliches deutsches Feuer anzündeten?“ Dieser tolle Vorschlag fand bei den verwilderten Gästen sogleich Gehör und lauten Beifall, und Eduard, der den ganzen Abend in einer Art von Betäubung gewesen war, widersetzte sich nicht. Man hob den Schirm vom Kamin hinweg und lief dann mit Kerzen nach der Küche, um Beile, Stangen und andere Instrumente herbeizuholen. Im Vorfaal fand Eulenböck ein altes verdorbenes Wald-

¹ Das spricht Eulenböck nicht aus dem Sinn des Dichters, der den Champagner besonders liebte.

horn, und darauf blasend, marschirten sie wie Soldaten unter Schreien und abscheulicher Musik in den Saal zurück. Der Tisch, welcher im Wege stand, ward umgeworfen, und sogleich begann ein Hauen, Brechen und Hämmern gegen die hohle Wand. Jeder suchte den andern in Emsigkeit zu übertreffen; um die Arbeitenden zu ermuntern, stimmte der Maler den Schlachtruf auf dem Horne wieder an, und beim Gepolter riefen alle wie besessen: „Holz! Holz! Feuer! Feuer!“ so daß diese Geschrei, die Musik, das Schlagen der Axte, das Krachen der brechenden und auspringenden Bretter den Wirt des Hauses in eine so dumpfe Betäubung warf, daß er sich stumm in eine Ecke des Zimmers zurückzog.

Plötzlich wurde die Gesellschaft noch auf eine ebenso unerwartete als unangenehme Art vermehrt. Die Nachbarschaft war unruhig geworden, und die Wache, welche ebenfalls das ungeheure Getümmel vernommen hatte, trat jetzt, einen Offizier an ihrer Spitze, herein, da sie das Haus unverschlossen gefunden hatten. Sie forschten nach der Ursache des Getöses und weshalb man Feuer geschrien habe. Eduard, der ziemlich nüchtern geblieben war, suchte ihnen alles zu erklären, um seine Freunde zu entschuldigen. Diese aber, aufgeregt und keines vernünftigen Gedankens mehr fähig, behandelten diesen Besuch als einen gewaltsamen Einbruch in ihre unveräußerlichsten Rechte; jeder schrie auf den Offizier ein, Gulenböck drohte, der Buchhalter fluchte und weinte, der Bibliothekar holte mit der Brechstange aus, und Dietrich, welcher am meisten begeistert war, wollte sich mit dem Beile über den Lieutenant hermachen. Dieser, ebenfalls ein junger, hitziger Mann, nahm es von der ernsthaften Seite und fand seine Ehre verletzt, und so war das Ende der Szene, daß jene unter Geschrei und Lärmen, Drohungen und Freiheitsdeklamationen nach der Hauptwache abgeführt wurden. So endigte das Fest, und Eduard, der allein im Saal zurückgeblieben war, ging völlig verstimmt auf und nieder und betrachtete die Verwüstung, welche seine begeisterten Freunde angerichtet hatten. Unter dem umgeworfenen Tische lagen zertrümmerte Flaschen, Gläser, Teller und Schüsseln nebst allem, was von den Lederbissen übriggeblieben war; der

kostbarste Wein floß über den Boden; die Leuchter waren zer-
schlagen; von denen, welche stehen geblieben waren, waren alle
Lichter, bis auf eine Wachskerze, niedergebrannt und ausgelöscht.
Er nahm das Licht und betrachtete die Wand, von der die Tapete
abgerissen und einige starke Bretter herausgebrochen waren; ein
Balken stand davor, der den Zutritt in die Nische hemmte. Ein
sonderbares Gelüft befiel den Jüngling, noch in der Nacht das
angefangene Werk seiner wilden Gesellen fortzusetzen; um aber
kein übermäßiges Geräusch zu erregen und doch noch vielleicht
ihr Schicksal zu teilen, nahm er eine feine Säge und durchschnitt
oben vorsichtig den Balken; er wiederholte dies unten und nahm
dann den Kloben heraus. Hierauf war es nicht so gar schwer,
noch eine innere leichte Vertäfelung wegzubrechen; das dünne
Brett fiel nieder, und Eduard leuchtete in die Nische hinein. Er
konnte aber kaum den breiten Raum übersehen und etwas, das
ihm wie Gold entgegenlänzte, wahrnehmen, als alles plötzlich
verschwand; denn er hatte mit dem Lichte oben angestoßen und
es ausgelöscht. Erschreckt und in der größten Bewegung tappte
er durch den finstern Saal, aus der Thüre, über einen langen
Gang, dann über den Hof nach einem kleinen Hintergebäude.
Wie zürnte er über sich selbst, daß er keine Anstalt in der Nähe
habe, Feuer zu machen. Aus festem Schlafe ermunterte er den
eisgrauen Thürhüter, der sich lange nicht besinnen konnte, ließ
sich von ihm, nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Licht wie-
der anzünden und kehrte dann mit behutsam vorgehaltner Hand,
an allen Gliedern zitternd und mit klopfendem Herzen über die
Gänge nach dem Zimmer zurück. Er wußte nicht, was er gesehen
hatte, er wollte noch nicht glauben, was er ahndete. Im Saale
setzte er sich erst in den Lehnstuhl, um sich zu sammeln, dann
zündete er noch einige Kerzen an und begab sich nun gebückt
in die Nische. Der weite Raum der Fenster erglänzte von oben
bis unten wie in goldnem Brand; denn Rahmen drängte sich
an Rahmen, einer kostbarer als der andere und in ihnen alle jene
verloren gewählten Gemälde seines Vaters, um die der alte Wal-
ther und Erich so oft gejammert hatten. Der Erlöser Guidos,
der Johannes von Domenichino, sie alle schauten ihn an, und er

fühlte sich selbst gerührt, andächtig, erstaunt, wie in einer bezau-
berten Welt. Als er sich besann, flossen seine Thränen, und er
blieb dort, die Kälte nicht achtend, unter seinen neugefundenen
Schätzen sitzend, bis der Morgen herauf dämmerte.

Walther war eben vom Tisch aufgestanden, als Erich eilig
zu ihm in den Gemäldefaal trat. „Was ist dir, mein Freund?“
rief der Rat aus; „hast du Geistergesehen?“ — „Wie du es nimmst“,
erwiderte Erich; „mache dich auf eine außerordentliche Nachricht
gefaßt.“ — „Nun?“ — „Was gäbest du wohl, was thätest du
wohl dafür, wenn alle die verlorenen Malereien deines seligen
Freundes, jene unschätzbaren Kostbarkeiten wieder da wären und
dein werden könnten?“

„Himmel!“ rief der Rat aus und verfärbte sich, „ich habe
keinen Atem. Was sagst du?“ — „Sie sind da“, rief jener, „und
können dein Eigentum werden.“ — „Ich habe kein Vermögen,
sie zu kaufen“, sagte der Rat; „aber alles, alles würde ich geben,
sie zu erhalten, meine Galerie und Vermögen, aber ich bin zu
arm dazu.“ — „Wenn man sie dir nun überlassen wollte“, sagte
Erich, „und der Eigentümer forderte bloß die Gunst dafür, dein
Schwiegersohn zu werden?“

Ohne Antwort rannte der Alte hinaus und zur Tochter hin-
über. Im Streit mit dieser kam er zurück. „Du mußt mein
Glück machen, geliebtes Kind“, rief er aus, indem er mit ihr herein-
trat; „von dir hängt nun die Seligkeit meines Lebens ab.“ Die
erschrockene Tochter wollte immer noch widersprechen, aber auf
einen heimlichen Wink Erichs, den sie zu verstehen glaubte, schien
sie endlich nachzugeben. Sie ging fort, sich umzukleiden; denn
bei Erich warteten, wie dieser erklärte, die Bilder und der Frei-
werber auf sie. Unter welchen sonderbaren Gedanken und Er-
wartungen suchte sie ihren besten Schmutz hervor; konnte sie sich
in Erich nicht irren? Hatte er denn auch sie verstanden? Hatte
sie ihn richtig gedeutet? Walther war ungeduldig und zählte die
Augenblicke; endlich kam Sophie zurück.

In Erichs Hause waren alle jene Gemälde im besten Lichte aufgehangen, und es wäre vergeblich, des Vaters Erstaunen, Freude und Entzücken beschreiben zu wollen. Die Bilder waren, so behauptete er, bei weitem schöner, als er sie in seiner Erinnerung gesehen hatte. „Du sagst, der Liebhaber meiner Tochter sei jung, wohlgezogen, von gutem Stande, du gibst mir dein Wort darauf, daß er ein ordentlicher Mann sein wird und niemals nach meinem Tode diese Bilder wieder veräußern? Wenn dies alles so ist, so braucht er kein anderes Vermögen zu besitzen als diese Bilder, denn er ist überreich. Aber wo ist er?“

Eine Seitenthüre öffnete sich, und Eduard trat ungefähr so gekleidet herein, wie der ihm ähnliche Schäfer auf dem alten Gemälde von Quintin Messys stand. — „Dieser?“ schrie Walther; „woher haben Sie die Gemälde?“ Als ihm Eduard den sonderbaren Vorfall erzählt hatte, nahm der Alte die Hand der Tochter und legte sie in die des Jünglings, indem er sagte: „Sophie wagt viel, aber sie thut es aus Liebe zu ihrem Vater; ich denke, mein Sohn, du wirst nun klug und gut geworden sein. Doch, eine Bedingung: Ihr wohnt bei mir, und Eulenböck kommt nie über meine Schwelle, auch siehst du ihn mit keinem Auge wieder.“ — „Gewiß nicht“, antwortete Eduard; „überdies reiset er mit dem fremden Prinzen von hier fort.“

Man ging nach dem Hause des Vaters. Dieser führte den Jüngling in seine Bibliothek. „Hier, junger Mensch“, sagte er, „findest du auch deine Seltenheiten wieder, die dein lustiger Bibliothekar mir für ein Spottgeld verkauft hat. Du wirst diese Schätze deines Vaters künftig heiliger halten.“

Die Liebenden waren glücklich. Als sie allein waren, schloß Sophie den Jüngling herzlich in die Arme. „Ich liebe dich innigst, mein Freund“, flüsterte sie ihm zu, „aber ich mußte neulich dem Eigensinne meines Vaters nachgeben und mich damals und heute stellen, als gehorchte ich ihm unbedingt, um erst nicht alle Hoffnung aufzugeben und heute ohne Widerspruch dein zu sein; denn hätte er meine Liebe gemerkt, so hätte er nimmermehr so schnell eingewilligt.“

Nach wenigen Wochen waren sie vermählt. Es ward dem Jüngling nun nicht schwer, ein ordentlicher und glücklicher Mann zu werden; an seine wilde Jugend dachte er im Arme seiner Frau und im Kreise seiner Kinder nur wie an einen schweren Traum zurück. Gulenböck hatte mit dem Prinzen die Stadt verlassen und mit ihm zugleich der sogenannte Bibliothekar, der jene Stelle als Sekretär beim Prinzen erhielt, um welche Eduard sich bemüht hatte, und nach einigen Jahren die lockre Schöne heiratete, die unserm jungen Freunde einen so übeln Ruf in seiner Vaterstadt verursachte und fast die Veranlassung seines Unglücks geworden war.



Der Geheimnisvolle.



Einleitung des Herausgebers.

In demselben Jahre wie „Die Gemälde“ (1821) entstand auch Tieck's zweite Novelle: „Der Geheimnißvolle“, die zuerst in dem von Ferdinand Philippi herausgegebenen Dresdener „Merkur“ für 1822¹ erschien. Sie beginnt in Nr. 1 und schließt in Nr. 25, in der Zeit vom 3. Januar bis 28. Februar. Nach Köpke's chronologischem Verzeichniß wäre sie erst 1823 nach der „Verlobung“, den „Reisenden“ und den „Musikalischen Leiden und Freuden“ geschrieben und demnach den Novellen an fünfter Stelle einzureihen, eine Angabe, die auf einem Irrtum beruht: wie sich aus der Erscheinungszeit der betreffenden Nummern des „Merkurs“ ergibt, muß „Der Geheimnißvolle“ schon im Spätjahr 1821 verfaßt worden sein; „Die Reisenden“ fallen in die Zeit von April bis nach Pfingsten 1822². „Die Verlobung“ ist auch 1822, aber nach (nicht vor, wie Köpke angibt) den „Reisenden“ geschrieben.³ Im Einzeldruck erschien „Der Geheimnißvolle“ 1823⁴; in den „Schriften“ steht er im 14. Bande (1829), in den „Gesammelten Novellen“ im ersten (1852). Sehr bald wurde er ins Dänische übersezt.⁵

Wie Steffens⁶ erzählt, erschien im Jahre 1804 eine Schrift unter dem Titel: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulat“. „Sie enthielt eine überaus kühne und in ihrer Art schlagende Auseinandersetzung der machiavellistischen Künste, die Napoleon angewandt hatte, um die höchste Gewalt zu erringen, und setzte eine äußerst genaue Kenntniß der innern Verhältnisse voraus. Die Schrift erschien anonym, mit dem Druckort ‚Germanien‘ und erregte eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit; der Verleger war Hoffmann in

¹ Dresden, bei Gilscher.

² Vgl. Malsburg in den „Briefen an Tieck“, Bd. 2, S. 308 – 310.

³ Vgl. „Briefe an Tieck“, Bd. 2, S. 318.

⁴ Dresden, bei Gilscher.

⁵ Vgl. „Briefe an Tieck“, Bd. 3, S. 9.

⁶ „Was ich erlebte“, Bd. 5, S. 202 ff.

Hamburg. In England fand diese Schrift so viel Beifall, daß ein deutscher Buchhändler sich mit der englischen Übersetzung in London niederließ. Es erschienen dort schnell hintereinander sieben Auflagen. Diese Schrift ward Johann Friedrich Reichardt [dessen zweite Gattin bekanntlich eine ältere Schwester von Tieck's Frau war] zugeschrieben, und der im höchsten Grade erbitterte Napoleon forderte seine Bestrafung. Nachdem diese Forderung sich wiederholt hatte, entging Reichardt nur dadurch einer für ihn gefährlichen Untersuchung, daß der Staatskanzler Graf Hardenberg erklärte, er wisse, daß Reichardt nicht der Verfasser sei.“ Der eigentliche Urheber der Schrift war der Graf Gustav von Schlabrendorf (1750—1824), der Reichardt 1802 in Paris die Materialien anvertraut hatte. „Aber obgleich Reichardt nach seiner Gewohnheit und nach der Leichtfertigkeit, mit der er überhaupt zu Schriftstellern pflegte, ganze Stellen unverändert hatte abdrucken lassen, so war er doch nicht allein der Herausgeber, sondern auch Bearbeiter des ihm mitgetheilten Materials. Die letzte Hälfte der Schrift ist vollkommen auf seine Weise geschrieben.“ Napoleon maß der Versicherung des Staatskanzlers keinen Glauben bei, und Reichardt, um der drohenden Gefahr zu entgehen, entwich — ein bedenklicher Schritt! — mit seiner Familie aus Halle, gleich nach der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806).

Dies ist der historische Keim, aus dem Tieck's Novelle „Der Geheimnißvolle“ erwachsen ist, eine Erzählung, die, wie zur Beleuchtung der damaligen Kritik erwähnt sei, ein Rezensent der „Allgemeinen Literaturzeitung“ „langweilig, flach und nichts sagend“ fand, „wiehundert andre Fabrikgeschichten für Tageblätter“. Die Novelle, deren letztem Drittel man an dem dramatisch belebten Vortrag noch anmerkt, daß Tieck den Stoff anfangs als Lustspiel zu gestalten vorhatte¹, darf in Wahrheit für ein kleines Meisterstück erklärt werden. In ihr handelt es sich nicht darum, eine vorübergehende Thorheit, die, vergänglich, bloß dem oder jenem Zeitalter angehört, zu geißeln, sondern einen sittlichen Schaden bloßzulegen, an dem die ganze moderne Kulturwelt krankt. Ein ernstes, tiefgegriffenes Problem, die Verderblichkeit der Lüge nachzuweisen, wird in geistvoller, fesselnder Weise durchgeführt. Der Held der Erzählung ist durch Eitelkeit und Hang zur Geheimnißkrämerei so tief in die Schlingen der Unwahrheit verstrickt, daß er trotz der Erkenntnis seiner eignen Verächtlichkeit die Kraft nicht mehr hat, noch zur rechten Zeit der Wahrheit die Ehre zu geben, und dadurch die schwerste

¹ Tieck's „Schriften“, Bb. 11, S. LXXXIV.

Gefahr für sein Leben heraufbeschwört. Mit bitterer Ironie läßt der Dichter den verlogenen Kronenberg, dem er keine Demütigung erspart, bei andern die Fehler der Lügenhaftigkeit auf's treffendste tabeln und sich dabei, ohne es zu wissen, sein Schicksal voraussagen. Die didaktische Absicht des Verfassers tritt klar und doch nicht störend hervor; ein schöner sittlicher Ernst und eine fein abgestufte Charakteristik heben die Novelle weit über das Niveau einiger stofflich nahe verwandter Straußfederngeschichten, um von der vornehmen Haltung des Vortrags und der überlegenen Ironie, die wie ein feiner geistiger Duft über dem Ganzen schwebt, völlig zu schweigen. Einer Reihe von Personen, die mehr oder weniger der oder jener Spielart der Lüge ergeben sind, steht freilich, von der sympathischen Erscheinung der Cäcilie und einigen Nebenpersonen abgesehen, nur ein unerschrockener und begeisterter Vertreter der Wahrheit gegenüber, der junge, edle Emmerich, dessen patriotische Auslassungen von tiefem und echtem Pathos getragen sind. Wenn es einem Leser fraglich sein sollte, ob Emmerichs Gefühle und politische Überzeugungen im Grunde die des Dichters selbst seien, so werden ihm folgende Stellen, die wir hier mitzuteilen für passend halten, diesen Zweifel benehmen. Vom 31. Mai 1821 berichtet Karl Förster¹ über Tieck: „Mit tief empfundenem Unwillen gedenkt er der Napoleonischen Unterdrückung, mit Jünglingswärme spricht er von der Begeisterung, welche Deutschland aus dem Scheintode erweckte, und in den Hoffnungen wie in den Befürchtungen, die er der Zukunft zuteilt, liegen die edlen und geläuterten Gesinnungen eines Mannes, der über Großes zu denken gewohnt ist.“ Vier Jahre früher schrieb Tieck²: „Wie glücklich sind wir, daß wir als Deutsche geboren sind und in Deutschland leben: der wahre Geist, Freiheit und Gemüt ist nur bei uns zu finden.“ Der gleiche Sinn spricht aus den trüben Worten, die er am 1. April 1816 an denselben Freund richtete³: „Mit dem politischen Vaterlande hatten wir längst auch das geistige verloren und . . . vielleicht muß es so sein . . . damit wir im vollen Sinne, im Guten und Bösen, Deutsche bleiben können. Sie sehen hier meine Hypochondrie, die doch eins mit meinem Aberglauben ist und die mich seit 20 Jahren dahin bringt, den Verächtern der Deutschen als ein Enthusiast und fanatischer Germane, und den leeren vaterländischen Sanguinikern und blinden Patrioten, den wahren blinden Hefsen, als ein kalter un-

¹ „Biographische und litterarische Skizzen“, S. 209.

² An Solger, 26. Juli 1817; Solgers „Nachgelassene Schriften und Briefwechsel“, Bd. 1, S. 353.

³ Ebenba, S. 392 f.

entschlossener Mensch zu erscheinen, der nicht fähig ist, der guten Sache beizutreten. So stehe ich seit 1806 in meinem Hasse gegen die Franzosen und in meiner Vorliebe für Deutschland sehr einzeln, weil ich mich den Unruhigen nie habe deutlich machen können.“ Er durfte sich den Maulpatrioten gegenüber rühmen¹: „Hab' ich doch fast zuerst mit Liebe von der deutschen Zeit gesprochen, als die meisten noch gar nicht an ihr Vaterland dachten oder es schalten.“ Wie tief das dichterische Gefühl bei ihm im vaterländischen wurzelte, bei ihm, der außer dem schönen Sonett „An Stella“ und etwa noch den Versen „An einen Liebenden, Frühling 1814“ nie ein „patriotisches“ Gedicht geschrieben, beweist der Ausruf: „Ohne Vaterland kein Dichter! Sich von diesem losreißen wollen, heißt die Musen verleugnen!“² Und dieser „wahren und wackern Gesinnung“ (Hettner) ist Tieck sein lebenslang treu geblieben. Wie Emmerich im „Geheimnißvollen“, so spricht der „Schreiber“ (Shakespeare) im „Dichterleben“ nichts anderes als des Dichters innerste Überzeugung aus, die schöne Überzeugung, der er noch am Ende seines Lebens³ den herrschenden kosmopolitischen Ideen gegenüber den kräftigen Ausdruck verlieh: „Zimmerdar habe ich das wirkliche Vaterland für das Erste und Nächste gehalten, auf das der Mensch angewiesen sei und an das er sich halten müsse.“

¹ An Solger, 1. Februar 1813; Solgers „Nachgelassene Schriften und Briefwechsel“, Bd 1, S. 269.

² An Solger, 16. Dezember 1816; ebenda, S. 488.

³ Köpfe, „Ludwig Tieck“, Bd. 2, S. 247.



Es war schon Abend, und ein Schneegestöber verdunkelte die Luft noch mehr, als die Wirtin des Gasthofes dem Aufwärter befahl, das Thor des Hauses zu verriegeln. „Bei dem Wetter“, rief sie, „kömmt doch keine Herrschaft mehr; der große Wagen ist in die Stadt gefahren, wie es immer geschieht.“

„Wer weiß“, antwortete der Diener, „die Thore der Festung werden nun geschlossen, und da ist manchem vornehmen Herrn schon mit unserm Hause gebient gewesen. — Sieh da!“ rief er lebhaft, als sich jetzt wirklich ein Posthorn vernehmen ließ und die Pferde auch schon im starken Trabe herbeisprangen und vor dem Hause stille standen.

„Kann ich ein geheitztes Zimmer haben?“ sagte ein junger Mann, indem er, sich schüttelnd, herabstieg, das Haus und die Wirtin vornehm musterte und zugleich dem Postillon befahl, seinen kleinen Mantelfack in das untere Gemach zu tragen, welches ihm die dienstfertige Wirtin vorerst als ein durchwärmtes angewiesen hatte.

„Das muß ein vornehmer Mann sein“, sagte die Magd zur Wirtin, als der Postillon mit seinem Wagen wieder weggefahren war. „Wieso?“ fragte diese. „Er hat sich schon erkundigt“, fuhr jene geschwägig fort, „ob nicht eine Equipage angekommen sei, ihn von hier weiter zu bringen.“ Indem trat der junge Mann heraus und befahl, das Thor zu öffnen, weil er sich noch ein wenig im Freien umschauen wollte. Zugleich bestellte er ein gutes und reichliches Abendessen und ließ sich die Namen der vorrätigen Weine hersagen. Die Wirtin lief ängstlich in die Küche, stellte die Mägde an und vermehrte das schon große Feuer, damit nachher der gnädige Herr nicht warten dürfe.

Es war völlig finster geworden, als der junge Reisende zurückkehrte. Indem er in das Thor wieder eintreten wollte, sah er

in der Ferne einige dunkle Gestalten näher schleichen; aber ehe er sie noch unterscheiden konnte, stürzte mit ihm zugleich und vor ihm vorbei ein Unbekannter herein, der hastig das Hausthor zuschlug und sich in demselben Augenblick knieend und flehend vor ihm hinwarf. Der junge Mann trat verwundert zurück, jener aber sprach geläufig und gebildet in einer fremden Sprache: „Machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr; Ihre Großmuth flehe ich an; Sie können mich retten, wenn Sie mir nur erlauben, hier im Hause zu bleiben, und wenn Sie das Wenige, was meine Schlafstelle kosten kann, gütigst bezahlen. Verweigern Sie mir diese geringe Hülfe, so machen Sie einen Unglücklichen völlig elend, der mit seiner ganzen Familie Ihnen gern als einem vom Himmel Gesandten sein ganzes Glück zu danken haben möchte.“

Die auf den Steinen des Thorweges hingeworfene Gestalt, der gute Ausdruck des Bittenden, das Plöbliche der Begebenheit hatten den Jüngling erschreckt und erschüttert. „Stehn Sie auf“, rief er ihm ebenfalls französisch zu; „wenn ich Ihnen helfen kann, müssen die Hausgenossen Sie nicht hier so finden. Erheben Sie sich.“

Der Aufwärter kam mit Licht, da er das Thor hatte zuwerfen hören, und der Schein fiel auf eine der sonderbarsten Physiognomien, die es dem Reisenden fast verleidete, daß er dem Bittenden seine Hülfe zugesagt hatte. Blaß und zitternd lehnte dieser an der Mauer und wehrte mit einem dunkeln Tuche so viel als möglich den Schein vom Gesichte ab; er war mit einem schlechten Oberrock bekleidet, und eine Thräne, die jetzt aus einem klaren blauen Auge trat und ganz die Angst und Verlegenheit des Armen ausdrückte, vermochte über den jungen Mann so viel, daß er von seinem ersten Versprechen der Überraschung nicht wieder abging. „Hier ist noch“, sagte er zu der herbeieilenden Wirtin, „ein Mann, der mir angehört, und den ich Ihnen empfehle; er ist mir mit Briefen nachgeschickt. Geben Sie ihm ein gutes Zimmer und Bett, Wein und Abendessen; ich werde alles bezahlen.“

Der Fremde, der alles zu verstehen schien, verneigte sich anständig; seine Lippen zitterten, er schien noch etwas sagen zu

wollen, aber plötzlich wandte er sich schweigend um und folgte der Magd, die ihm nach dem Hintergebäude leuchtete.

Der junge Mann war in das Speisezimmer zur ebenen Erde getreten. Er ging unruhig hin und her und konnte sich von der Erschütterung, die er verbergen wollte, nicht erholen. „Ist der Kutscher und die Equipage immer noch nicht da?“ fragte er die Wirtin, die jetzt mit dem Aufwärter den Tisch deckte und Speisen und Wein auftrug. „Nein, Ihr' Gnaden“, antwortete diese, „der Schnee hindert wohl jetzt das schnelle Reisen.“

„Sehen Sie sich zu mir“, sagte der junge Mann, „es ist mir verdrüßlich, allein zu essen.“ Die Wirtin, geschmeichelt und verlegen zugleich, verbeugte und krümmte sich, schätzte sich einer solchen Ehre unwürdig, behauptete, sie würde dergleichen Unhöflichkeit nimmermehr wagen, und setzte sich doch endlich selbstgefällig lächelnd ihm gegenüber. Sie suchte ihre besten Gaben der Unterhaltung hervor und erboste sich über den tölpischen Aufwärter, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er sie so ungeschickt sich gebärden und so vieles Unnötige breit und umständlich erzählen hörte.

Sie war ebenso neugierig als redselig, und der junge Mann, vom Wein erheitert, ließ sie auch nicht lange darüber in Ungewißheit, wohin er wolle, und weshalb er sich von dem ungünstigen Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen.

„Ich reise zu meiner Braut nach Franken“, fing er an zu erzählen; „ein Freund hat mir seine Equipage entgegenschicken wollen, und es ist mir ein Rätsel, weshalb sie nicht kommt. Einige dringende Geschäfte, in Sachen meines Monarchen, die ich durchaus nicht aufschieben konnte, haben bis jetzt meine Reise immer noch verzögert; der alte Graf aber, mein künftiger Schwiegervater, hat nun so stark gemahnt, daß ich alles beiseite geschoben, einiges selbst unbeeidigt habe liegen lassen, um mich nur meiner jungen reizenden Braut nicht länger zu entziehen. Der Mann, den Sie dort einquartiert haben, ist mir noch in größter Eile nachgesandt, um mir einige wichtige Nachrichten mitzuteilen, die ich unterwegs gewiß auch nicht unbenuzt lassen werde.“

Es ging die Glocke, und nachdem das Thor geöffnet war, trat,

ganz weiß beschneiet, in Mütze und weißem Schafpelz ein untersehter alter Mann herein, der sich gleich laut schreiend und ziemlich vertraut an den Fremden wandte: „Da sind Sie ja, Herr von Kronenberg; ei! welchen mühseligen Weg habe ich die letzte Meile herüber machen müssen.“ Er überreichte einen Brief, den der Reisende hastig aufbrach, und aus dem ihm zehn oder zwölf Goldstücke, die nicht weiter eingepackt waren, entgegenfielen.

Der Brief enthielt folgendes: „Der alte Herr trägt Bedenken, in diesem bösen Wetter seine Pferde den schlimmen Weg gehn zu lassen, noch mehr aber ängstet er sich um den neuen schönen Wagen. Du mußt also schon verzeihen, daß ich Dir, da ich meinen Vater, der schon nicht sonderlich gut gestimmt ist, nicht noch mehr aufbringen will, durch unsern alten Christoph die Einlage übersende, damit Du mit der Post die Strecke über die Berge reisen kannst. Auf der letzten Station findest Du die Equipage, und morgen abends hofft Dich zu umarmen Dein Karl v. Wildhauen.“

Die Wirtin betrachtete den bäurischen Boten etwas verwundert; doch der Herr von Kronenberg sandte den Alten gleich hinaus, um ihn nach seiner mühseligen Wanderung verpflegen zu lassen. Dann nahm er eins der Goldstücke und winkte den Aufwärter herbei, indem er sagte: „Bringt dies dem Fremden im Hintergebäude, damit er morgen seine Rückreise antreten kann; zugleich soll für mich auf morgen früh die Post bestellt werden.“

Das Gespräch stockte, so lebhaft und vertraulich es auch erst gewesen war; auch konnte es nicht in den Gang kommen, als der Diener den herzlichsten Dank des Fremden meldete und die Frau sich nach diesem etwas näher erkundigte. Die Verlegenheit stieg aber noch höher, als mit dem von der Post zurückkehrenden Aufwärter zugleich ein Fremder hereintrat, dem sich der Reisende mit dem Ausrufe: „Mein Freimund!“ in die Arme warf.

„Ich wollte meinen Augen nicht trauen“, sagte dieser; „ich zweifelte, als ich dem erleuchteten Fenster vorüberging, daß du es sein könntest. Wie in aller Welt —“

Er sah jetzt die am Tische sitzende Wirtin, die er mit erstauntem Auge musterte. Der junge Kronenberg wußte nicht, was er

sagen sollte; die ältliche Frau zwang sich, die Fassung nicht zu verlieren, um den Platz zu behaupten, zu dem sie erst mit Höflichkeit war gezwungen worden; doch nahm sich endlich der Reisende aus Noth so viel zusammen, daß er sie bat, nach dem Fremden und zugleich nach dem hergesandten Hausknecht zu sehn, ob beiden auch nichts abgehn möchte. Die Frau erhob sich langsam und verließ nicht ohne Zeichen der Empfindlichkeit das Zimmer.

„Sonderbarer Mensch!“ sagte Freimund, „du scheinst die Frau zu deiner Gesellschaft eingeladen zu haben und sendest sie nun meinetwegen wieder fort! Wie kommst du überhaupt hieher? Zehn Meilen von deiner Heimat? Da ich dich dort verheiratet und glücklich glauben mußte?“

Kronenberg verriegelte die Thür und lehnte die Läden der Fenster an; dann sagte er leise: „Verrate mich gegen niemand, daß du mich hier angetroffen hast, denn es könnte mir vielen Schaden thun. Ich heirate nicht, die Verbindung ist völlig aufgehoben.“

„Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte“, rief der Freund aus, „dennoch wahr? Und Fräulein Cäcilie —“

„Sie findet sich, sie wünscht es im Grunde selbst. — Aber wie kommst du hieher?“

„Ich war“, sagte jener, „zwei Meilen von hier auf der Jagd und bin im Begriff, nach Hause zu reiten. Ich wollte binnen wenigen Tagen dich besuchen, um dich als Ehemann kennen zu lernen.“

„Lassen wir dies Gespräch“, sagte Kronenberg, mit empfindlichem Tone abbrechend, „ich und Cäcilie wären unglücklich geworden, wahrhaft elend, — ich kann aber unmöglich so plötzlich und in Eil' das ganze Gewebe von Empfindungen, Verhältnissen und Mißverständnissen auseinanderfalten, das diesen Schritt, wenn er auch auffallend ist, notwendig machte.“

„Unglück — Elend —“, sagte der Freund, „ja, dies sind freilich zwei schwerwiegende Worte, die im Leben meistens weit mehr Sinn als ‚Glück‘ und ‚Wonne‘ haben. — Und wohin gehst du von hier?“

„Auch das darf ich dir nicht sagen“, antwortete der Verstimmte, „und keinem meiner Freunde.“

„Sieh da“, nahm Freimund das Wort, um dem Gespräch eine völlig entgegengesetzte Wendung zu geben, „du führst ja das Werk mit dir, von welchem jetzt in allen Gesellschaften die Rede ist. Findet man größtenteils die Beobachtungen wahr und scharfsinnig, so erschreckt doch viele der feste Ton und die harte Anklage eines Mannes, der jetzt einen Teil von Europa regiert. Die größte Neugier ist aber darauf gespannt, wer wohl der Autor sein möchte. Man rät auf Bekannte und Unbekannte. Daß dies Buch dir nur nicht, wenn du vielleicht weit reisen solltest, gefährlich wird.“

„Mir?“ sagte Kronenberg mit Lächeln. „Und von wem glaubst du es geschrieben?“

„Ich bin hierüber ganz unwissend. Auch ist mir die Schreibart völlig fremd.“

„Das sollte sie dir doch, wenigstens zum Teil, nicht sein, denn du hast schon manches vom Verfasser gelesen.“

„Du kennst ihn also?“ — Da Kronenberg geheimnißvoll und etwas schelmisch lächelte, so fuhr Freimund überrascht und erschreckt heraus: „Wie? Du bist es doch nicht selbst? Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“ erwiderte jener. „Ich will damit nicht sagen, daß geradezu alles von mir herrühre; auch konnte ich natürlich hier in Deutschland nicht alle Thatfachen erfahren. Aber da ich, wie du weißt, gute Quellen in Paris habe, mit Männern verbunden bin, die die Regierung nahe beobachten konnten, so war ich dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes, wie ich glaube, ziemlich getreu entwerfen zu können.“

„Das ist mir so neu“, rief Freimund aus, „daß ich mich noch von meinem Erstaunen nicht erholen kann. Und du wagst es, dies zu gestehn, da uns vielleicht, ja wahrscheinlich, ein Krieg mit diesem wunderbaren Manne und seinem aufgeregten Volke nicht mehr fern ist? Da unserm Vaterlande wohl die sonderbarsten und traurigsten Verhältnisse zubereitet werden?“

„Was der Deutsche thut und behauptet“, antwortete der Freund, „muß er auch mit Mut können vertreten.“

Nach einer Stunde verließ Freimund, nachdem er noch einmal seine wohlgemeinten Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Dieser ging nachdenkend auf sein Zimmer, und als er am Morgen vom Posthorn geweckt wurde und sich schnell angekleidet hatte, fand er die Rechnung, die er zwar nicht klein vermutet, übermäßig groß. Er dachte bei sich, daß sie wohl mäßiger ausgefallen sein würde, wenn die höfliche und vertraute Konversation mit der Wirtin nicht wäre unterbrochen worden. Ein offener Wagen war vorgefahren, und da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg Kronenberg dieses Fuhrwesen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen ziemlich unangenehmen Tag erwarten. Der Aufwärter schalt auf die schlechte Einrichtung der Posten, die Wirtin zeigte sich aber nicht. Als der Wagen um das Haus fuhr, sah durch ein schmales Fenster ein bleiches Gesicht, welches der Reisende für das des Bittenden von gestern Abend erkannte; dieser streckte die Hände, mit denen er vorher den Mund berührte, wie dankend ihm nach. Kronenberg hüllte sich in seinen Mantel und hatte keine Lust, mit dem alten Christoph, der sich in seinem Schafpelz auf den Wagen gewälzt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; er war um so mißlauniger, da er im Abfahren einen spöttischen Zug in dem Gesichte des Aufwärters bemerkt zu haben glaubte.

Raum hatten sie sich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als der Wagen, gegen einen Baumstamm geworfen, umfiel und die Reisenden in den tiefen Schnee stürzten. „Das ist eine mühselige Anstalt“, sagte verdrüsslich der alte Christoph; „diese letzte Meile hat mich auch gestern den größten Ärger und die meiste Anstrengung gekostet. Ein Wagen mit Korn wurde in die Stadt geschickt, das ging noch leidlich — dann fand ich Gelegenheit, mit dem Postwagen weiterzufahren — aber diese letzte Meile hier im Gebirge!“ Kronenberg suchte ihn zu trösten, und als man

sich wieder vom Schnee gesäubert hatte und aufgestiegen war, froh, daß der Unfoll keine schlimmeren Folgen gehabt hatte, mußte der junge Mann den Alten schon gewähren lassen, der sich durch Schwätzen wenigstens für sein Leiden zu entschädigen suchte. Er berichtete weitläufig den Zustand der ganzen Haushaltung jener Familie, die Kronenberg noch diesen Abend sehen sollte; er verlor sich in Geschichten und Anekdoten und verschwieg nicht viele Lächerlichkeiten, die den alten gnädigen Herrn charakterisierten und den Sohn, den Freund Ferdinands, nicht in das beste Licht stellten. „Nichts als Not und Plackerei“, fügte er endlich seinem Berichte hinzu; „und wenn sie am Ende gar nicht mehr aus und ein wissen, so ist der alte Christoph gut genug, um Rat zu schaffen oder meilenweit zu wandern, um nur die lieben Pferde zu schonen und den neumodischen Kutscher nicht verdrüsslich zu machen; denn glauben Sie mir nur, mein gnädiger Herr, auf mein Wort: unter tausend Herrschaften ist kaum eine halbe, die das Regieren versteht: der beste Domestik kommt aus den Strängen, wenn ihm nicht auf eine vernünftige Art befohlen wird; er verliert nach und nach seine Gaben und seine Tugend dazu. Anerkannt muß der Mensch werden, mag er doch treiben, was er will; ohne das keine Sicherheit. Wenn ich ein junger Lieutenant wäre, wollte ich den ältesten und gewiegtesten Grenadier aus seiner Fassung bringen und ihn durch beständiges Mäkeln und unvernünftiges Tadeln in vier Wochen konfus und zum unordentlichen und schlechten Soldaten machen. Ich höre manchmal, wenn ich durch den großen Saal gehe, daß der junge Herr über Regenten und Staatsmänner räsonniert und alle für nichts Besonderes halten will, indem sie die Regierungskunst nicht verstanden. Ob er recht hat, weiß ich nicht, aber bei sich sollte er doch ja anfängen, denn er ruiniert alle Bedienten im Schloß durch seine Zerstreutheit und nachher, wenn er Fehler verursacht hat, durch unnötige Strenge; so macht er sie nach und nach alle tückisch; etliche sind schon Schurken geworden, die nun die andern auch anstecken. Denn, wie gesagt, ohne verständige Ordnung, Pünktlichkeit, Stundenhalten gibt es gar keinen Menschenverstand in der Welt.“

„Du bist immer ein zu strenger und moralischer Kauz gewesen“, antwortete Kronenberg unter seinem Mantel hervor.

„Warum Kauz?“ fuhr Christoph fort; „Kauz sollte man nur solche Leute titulieren, aus denen man nicht klug werden kann. Ich verlange von meiner Herrschaft und allen Menschen, die mir in die Quere oder in die Richte kommen, nichts Besondres und Kurioses, keine Liebe oder großmütige Geschenke, keine raren Tugenden und brillante Klugheits-Mirakel, sondern das allerordinärste Wesen, was eigentlich der Hund noch von seinem Herrn fordern kann, wenn er ein brauchbares Tier bleiben soll. Und dies Ding, eben weil es so ordinär ist, ist allen den neuern überweisen Herren zu geringe — es fällt nicht in die Augen, es ist auch noch nicht für einen Pfennig Lobenswerthes daran; darum geht es auch ganz in der Welt aus, und eben deswegen wird es auch halb so wenig Diener wie Herren auf Erden geben, sondern nur eine allgewaltige Konfusion, ein Hin- und Herschreien, ein Spektakel, hinter dem nichts steckt — und dann heißt es am Ende doch, der gemeine Mann taugt nichts.“

„Du bist also mit der ganzen Welt unzufrieden?“ warf Kronenberg ein.

„Ich kenne die Welt nur so weit“, murrte der Alte fort, „als meine Nase reicht. Ich verstehe es nicht, wie man die Menschen nicht kennt, mit denen man täglich zu thun hat. So kenne ich meine Herrschaft und was zum Hause gehört. Aber die Herrschaft, am wenigsten unser junger überkluger Herr, kennt uns, ihre Bedienten, nicht — sie sieht so wenig, was an uns gut ist, als was nicht taugt. Wird man nun manchmal gelobt um etwas, wo ein tüchtiger Herr den Stock hervorsuchte, oder ausgehunzt wegen Sachen, die man so recht mit Verstand und Liebe gethan hat, kriegen die Schlechten in allem Streite recht, wird jede Verhekung und dumme Klätcherei von den Gnädigen mit Freuden aufgenommen, so ist auch bald ein Nest von schlechten Dienstboten fertig. Ich denke nur, solche Herren, die ihr kleines Hauswesen nicht in Ordnung halten können, sollten nicht über ihre Vorgesetzten so scharfe Mäuler aufthun.“

„Das verstehst du nicht“, sagte der junge Mann; „die Kälte und das Wetter, am meisten dein gestriger Marsch, haben dich verdrißlich gemacht.“

„Und das rechtschaffen“, sagte Christoph. „Sie thaten gestern, als kennten Sie mich nicht, und es hing auch nur an einem Haare, so wäre ich Ihnen gestern abend nicht vor Augen gekommen.“

„Und wie das?“

„Endlich sah ich die verwünschte Festung vor mir liegen“, so fuhr Christoph fort, „und da ich nun mich um die Stadt herumquälte, um nach Ihrem Wirtshause zu kommen, wurde es schon ganz finster, und stürzend und fallend, hungrig, durstend und erfroren bin ich nun in der Nähe des goldnen Schwans und sehe schon die Lichter. Da kommen mit einemmal vier bis fünf Kerle um die Ecke hervor, nehmen mich fest und schreien: ‚Nun, endlich! dir haben wir lange schon aufgelauert!‘ Ich wehr’ mich und stoße und schlage, und als es mir endlich gelingt, meine dicke Mütze aufzuknöpfen, weil ich vor der nicht zu Worte konnte, so schrie ich nun aus aller Macht: ‚Was wollt ihr denn, ihr Halunken, ihr Straßenräuber?‘ nebst einigen andern Ehrentiteln, die mir im Zorn herausfuhren. Da ließen sie mich los, gingen wieder um die Ecke und brumnten: ‚Nein, der ist es nicht, laßt ihn! Der Mann versteht unsre gute deutsche Muttersprache zu vollkommen.‘ — So weiß ich nicht, für welchen Hasefuß¹ sie mich müssen gehalten haben; aber man sieht doch daraus, wie kein Mensch dem andern mehr traut, wie man selbst auf der Landstraße nicht mehr sicher ist, wie die Konfusion immer mehr um sich greift und alles, mag ich hinkommen, wohin ich will, ganz anders auszieht als wie vor zwanzig oder dreißig Jahren.“

Die mühselige Station war unter diesen und ähnlichen Gesprächen zu Ende, noch früher, als man gedacht hatte. Nun breitete sich wieder das ebene Land aus, und die Reisenden erreichten auch ohne alle Unfälle die nächste Post, wo sie im kleinen Städtchen den neuen Wagen schon vor dem Gasthose halten sahen. Der elegante Kutscher begrüßte den jungen Herrn, Kronenberg

¹ Bei Tied stets: Narr, nicht Feigling. Der Hase gilt im Volksglauben für bumm und albern.

setzte sich, da es Mittag war, an die Wirtstafel und ließ nach einem freundlichen Gespräch dem alten Christoph sowie dem Kutscher ein gutes Essen und eine Flasche Wein vorsetzen. Der Alte schmunzelte vor sich hin, als wenn er dächte: „Der Herr will thun, als wenn er mit uns Domestiken umzugehen wüßte.“

Man fuhr lustig wieder aus der Stadt, indem der Kutscher nach englischer Weise auf einem der Pferde ritt. Der bequeme Wagen erschien nach dem offenen Fuhrwerke der Post dem jungen Reisenden äußerst angenehm. Auch währte es nicht lange, so hatte ihn die schaukelnde Bewegung in einen angenehmen Schlummer gewiegt. Als er nach einem Stündchen erwachte, hörte er von draußen vom Boock der Kutsche ein seltsames, verwirrtes Gespräch und sah, daß sich neben den alten Christoph noch jemand gesetzt hatte. Der Alte eiferte und sprach laut, und der Fremde schien ihn nicht recht zu verstehen und erwiderte nur im gebrochenen Deutsch. Im Greisern stießen sie einmal an das Glas, und der Fremde sah erschrocken um. Bei dieser Wendung glaubte Kronenberg jenen Mann wiederzuerkennen, der sich ihm gestern Abend auf eine so auffallende Weise genähert hatte. Es schien ihm aber unmöglich, daß dieser sich schon hier befinden könne, indem er selbst, trotz den schlechten Wegen, schnell genug gereiset war.

Er fand sich in diesen Betrachtungen gestört, indem man jetzt durch eine kleine Stadt fuhr und auf dem ganz zerrissenen Pflaster der Wagen so erschüttert wurde, daß auch bald, obgleich der Kutscher ziemlich vorsichtig lenkte, etwas zerbrochen war. Man hielt vor der Schenke, der Fremde half emsig und höflich dem Reisenden beim Aussteigen, indes Christoph den Schmied herbeirief. Der Unbekannte war im Zimmer ebenso eifrig, den jungen Kronenberg beim Auskleiden zu bedienen, und fragte dann, ob er sonst irgend etwas befehle. Die Diener brachten einige Erfrischung, und nachdem sich der Fremde ebenfalls hatte setzen müssen, fragte ihn der junge Mann: „Wie ist es nur möglich, daß Sie mich

schon haben einholen können, da ich Sie unmöglich wiederzusehen erwarten durfte?"

„Es konnte auch nur durch den sonderbarsten Zufall geschehen“, antwortete der Unbekannte in seiner Sprache. „Sie waren kaum abgereiset, als ein Kurier mit einer eiligen Sendung ankam. Der Mann war mir bekannt, und er nahm mich bis zur nächsten großen Stadt, wo sich unsere Wege trennten, mit. Auf dem guten Wege, obgleich er einige Meilen weiter ist, konnten wir schneller reisen; in der Stadt traf ich einen abgehenden Wagen, der mich bis zu jenem Orte brachte, in dem ich Ihre Equipage antraf, die ich so dreist war, auf Ihre gütige Erlaubnis rechnend, zu benutzen, und hier werde ich mich Ihnen mit gerühmtem Danke empfehlen und das Bild meines Wohlthäters ewig in meinem treuen Herzen bewahren; denn schon ganz nahe ist jene Stadt, wo ich Hülfe und Freunde mit Sicherheit erwarten darf.“

„Sie verzeihen“, sagte Kronenberg, „wenn ich vor unserm Abschiede einige Fragen an Sie richte. Sie überraschten mich gestern, und ich war, als ich mich besonnen hatte, nicht ohne Unruhe, ob ich mir nicht selbst Unfälle zuziehe, ob ich nicht vielleicht sogar etwas Sträfliches that. Ich sehe, Sie vermeiden es, in den Städten gesehen zu werden; Sie wurden, als wir zuerst aufeinander trafen, sogar verfolgt, und da Sie mich interessiert haben, da ich sehe, daß ich einen feinen und gebildeten Manne, soviel ich konnte, geholfen habe, so möchte ich auch wohl durch eine etwas nähere Bekanntschaft ein reines, ungetrübtes Bild von Ihnen in meinem Gedächtnis aufbewahren.“

„Mein Herr“, sagte der Unbekannte, „mein Namen bleibt Ihnen völlig fremd, wenn ich Ihnen auch sage, daß ich Cronibert heiße und mit meiner Familie in Rouen wohne. Dasjenige, was so seltsam erscheinen mag, ist ein gewöhnliches Unglück, eine klägliche Lage, in die ich geriet, als Familienverhältnisse und eine vermeintliche Erbschaft mich nach dem nördlichen Deutschland riefen. Statt eines gehofften großen Vermögens fand ich Verwirrung; näher scheinende Ansprüche und künstliche Verhandlungen vor den Gerichten verdrängten meine Forderungen. Für einen längern Aufenthalt war meine Barschaft nicht eingerichtet

— von Hause konnte ich nur spärlichen Zuschuß erwarten, und als dieser endlich ankam, ging das meiste davon wieder auf, um die Schulden zu bezahlen, die ich indessen hatte machen müssen. Mit leichter Börse und schwerem Herzen begab ich mich auf den Rückweg, im bittern Gefühl, den Meinigen statt der Wohlhabenheit nur größere Armut zurückzubringen. Die kleine Summe, so sehr ich sparte, obgleich ich meist zu Fuß wanderte, war endlich doch völlig geschwunden, und was ich nun empfand, als mir ein böser Mensch in der Nachtherberge meinen Paß geraubt hatte, und ich so manchen Hartherzigen um ein Almosen ansprechen mußte, können Sie sich unmöglich vorstellen, da mir selbst bis dahin diese Gefühle unbekannt geblieben waren. In dieser schrecklichen Lage war ich auch dort im Städtchen nach Hülfe umhergewandert; die Armenaufseher waren mir auf die Spur gekommen, sie hatten erfahren, daß ich ohne Paß sei, und wären Sie, mein verehrter Beschützer, weniger großmütig gewesen, so hätte man mich dort als Bettler und Vagabonden festgesetzt, und ich und meine Frau und unerzogenen Kinder waren dem Verderben preisgegeben.“

Er konnte diese Erzählung nicht ohne Thränen schließen, so wenig als sie Kronenberg ohne Rührung hatte hören können. „Es gibt freilich Verhältnisse“, sagte dieser bewegt, „die so furchtbar den Menschen einengen und foltern, daß es grausam und gottlos wäre, wenn auch der Wildfremde, ohne lange zu fragen, nicht herbeispringen und helfen wollte. Ich wünschte nur, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen noch eine kurze Strecke Ihrer Reise erleichtern.“ Mit diesen Worten wollte er dem Unglücklichen noch einige Goldstücke in die Hand drücken, dieser aber trat mit dem edelsten Ausdrücke einige Schritte zurück und rief aus: „Nein, mein Wohlthäter, das kann ich von Ihnen nicht annehmen, denn Sie haben genug für mich gethan, und da ich zwei Meilen von hier Freunde und gewisse Hülfe finde, so wäre dies nur ein Mißbrauch Ihrer Güte. Könnte ich nur so glücklich sein, Ihnen einmal einen Dienst oder nur eine Gefälligkeit zu erzeigen, so würde ich mich unbeschreiblich glücklich schätzen. Doch, sich einem edlen Manne verpflichtet fühlen, ist auch eine schöne

und beruhigende Empfindung, so wie der Edle sich schon darin beseligt findet, denen, die es durch Dankbarkeit verdienen, eine Wohlthat erzeigt zu haben.“

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging zur Thür hinaus. In dieser wandte er sich noch einmal dankend um, und so gerührt sich Kronenberg fühlte, so war doch im letzten, scheidenden Blicke des Fremden wieder etwas so Stechendes, so viel lauernde List, in dem blassen Gesicht so viel Widertwärtiges, daß dieser Wechsel seiner Empfindungen dem jungen Manne wie träumerisch, ja beinah fieberhaft vorkam. Er schalt sich endlich selbst über sein Mißtrauen und meinte, es sei nur Täuschung und Erhizung von der Reise, wenn ihm der Fremde im letzten Augenblicke so durchaus widerwärtig erschienen sei. — Der Wagen war wiederhergestellt und Christoph bereit zur Abreise. „Wo haben Sie denn“, fragte er mürrisch, „diesen fremden Hecht aufgefischt, gnädiger Herr? Denn er berief sich auf Sie, als er dort vor dem Thor auf unsere Kutsche kletterte.“

„Ein armer Mensch“, sagte Kronenberg, „an dem man sich ein Gotteslohn¹ verdient, wenn man ihm hilft, ein unglücklicher Familienvater. Was hattest du denn mit ihm abzuhandeln und zu streiten?“

„Je, der französische Wirrwar“, antwortete jener, „wollte Fuhrwerk und Pferde tadeln und alles besser wissen. Ich verstand freilich wohl sein Rauderwelsch nicht, und er konnte auch meine Meinung nicht recht fassen, indessen gibt das immer den besten und lebhaftesten Diskurs. Ich bin mit dem Kerl schon einmal zusammengekommen, und dazumal haben wir uns noch mehr gezankt.“

„Wo denn?“ fragte Kronenberg verwundert.

„Je, vorigen Sommer“, erzählte Christoph weiter, „als wir mit dem alten gnädigen Herrn auf seinem Gut da hinten im Gebirge waren. Eines Morgens finde ich den Patron, den ich schon viel hatte umherstreifen sehn, in unserm Garten. Er mußte über die Planke gestiegen sein. Da saß er und zeichnete die ganze

¹ Lohn als Neutrum ist niederdeutscher Sprachgebrauch.

Gegend ab. Er meinte, es sei bei uns im Lande viel Natur und Perspektive und ein gewisses Bellebue, und was er des Zeugs mehr durcheinander schwadronierte. Ich führte ihn aber ohne Umstände durch den Hof und drohte ihm, es dem gnädigen Herrn zu sagen. Dazumal gab er mir ein Trinkgeld und sah nicht so bettelhaft aus. Am folgenden Tage sah ich ihn auch in einer Gesellschaft, aus der ich unsern alten Herrn abholte."

Christoph mußte sein Geschwätz unterbrechen, denn sie stiegen ein und kamen bald in der Stadt an, wo der Freund des Reisenden wohnte, vor dessen Hause der Wagen auch nach wenigen Minuten stille hielt.

Ein lautes Geschrei empfing den absteigenden Gast. Alle Bedienten liefen durcheinander, ein jeder befohl, keiner gehorchte; jeder fing an, ein Geschäft zu verrichten, welches er sogleich, von einer andern Anordnung gestört, unterbrach. So ging Kronenberg die große Treppe hinauf; als er aber im großen Vorsaal stand, hatten ihn alle Diener verlassen, und er blieb im Finstern zurück. Der kalte Saal gab ihm Muße genug, über diese sonderbare Beschaffenheit des Hauses seine Betrachtungen anzustellen. Er tappte umher, um eine Thür zu finden, wagte aber nicht, sich mit Bestimmtheit zu bewegen, um nicht etwas umzustößen oder zu verlegen. Indem er endlich den Griff eines Schlosses gefaßt hatte, wurde die Thür von innen geöffnet, und Christoph trat ihm mit einer Laterne entgegen. „Es ist zu arg!“ rief dieser aus, „Sie noch hier? Die Wirtschaft wird doch mit jedem Tage toller! Hier im Finstern? Kommen Sie nur schnell zum jungen Herrn, der gewiß noch nicht einmal weiß, daß Sie schon angekommen sind.“

Er führte den Fremden über einen langen Gang, und im wohlgeheizten Zimmer saß Karl von Wildhausen unter Büchern, Akten und Brieffschaften wie vergraben. Er sprang auf und begrüßte herzlich den Freund. „Ich hatte dich noch nicht erwartet“, rief er aus, „und keiner von den Schurken kömmt auch, um mir zu melden, daß du angekommen bist! Und wie ist deine Lage nun, Freund? Ich weiß nur das wenigste davon, erzähle.“

Da sie allein waren, hatte Kronenberg kein Bedenken, sich ihm auf diese Weise zu eröffnen: „Dir am besten, mein Teurer, ist es bekannt, wie das wenige Vermögen, das mein Vater mir hinterließ, in Speculationen, Verbesserungen des kleinen Gutes, die sich nur zu bald als Verschlimmerungen bewährten, aufgegangen ist. Gläubiger, vorzüglich Wechselschulden, drängten, und es blieb mir, wie ich schon längst fürchtete, kein anderer Schritt übrig, als den ich nun jetzt zum Nachteil meines Rufes wirklich thun müssen. Mein karger Oheim wird nun vielleicht helfen, der bisher mit Rat und Vermahnung so freigebig, aber mit That und wirklicher Unterstützung desto sparsamer war.“

„Es schien ja aber doch“, sagte Karl, „daß deine Heirat alles ins Gleise bringen könne, und darum war ich erschreckt, als du mir plötzlich schreibst, auch diese sei zurückgegangen.“

„Es war mir schwer“, fuhr Kronenberg fort, „den Gedanken zu fassen, einer Heirat Glück und Wohlstand zu verdanken. Dazu kam, daß Cäcilie, die mich erst zu lieben schien, mit jedem Tage kälter gegen mich wurde. Ich muß vermuten, daß eine andre, vielleicht bis dahin verheimlichte Leidenschaft die Ursache dieses veränderten Betragens war. Auch konnte ich mich nicht entschließen, dem Vater, so oft er mich auch dazu aufforderte, die ganze Trostlosigkeit meiner Lage zu entdecken; das Wort erstarrte mir jedesmal auf der Zunge. Diese falsche oder rechte Scham hat es wohl veranlaßt, daß sich auch der Vater auffallend von mir zurückzog. Ich fühlte mich endlich unbeschreiblich unbehaglich in der Familie, ja, es fehlte mir bald an jeder Fassung, die Rolle mit Anstand durchzuführen, die ich zu voreilig übernommen hatte. Das Schlimmste aber war —“

„Wie?“ rief Karl aus, „noch etwas Schlimmeres?“

„Laß mich enden“, sagte Kronenberg. „Der Bruder, ein hitziger junger Mann, wie du ihn kennst, kam auf den Gedanken, es sei für seine Schwester und die Familie beschimpfend, daß ich die Verbindung, die in der Umgegend bekannt genug geworden war, wieder lösen wollte, und fand es seiner Pflicht und Ehre gemäß, mich zu fordern.“

„Teufel!“ rief der Freund aus, „und? —“

„Wir schlugen uns auf Pistolen, er ward schwer verwundet, so wie mir es schien, tödlich. Du begreifst, daß dies meine Flucht noch mehr beschleunigen und mich in die ganz hilflose Lage stürzen mußte, in der ich dir von der Grenze jenen kurzen Brief sandte, in welchem ich deine Freundschaft und deinen Beistand aufrief.“

„Du kennst mich“, sagte Karl mit dem Ausdruck der größten Herzlichkeit, „du zweifelst an meiner Freundschaft nicht, indessen ist dir auch meine beschränkte Lage bekannt. Ein Kapital, so viel ich nur schaffen kann, steht zu deinen Diensten, es sollte größer sein, vielleicht so, daß deine Lage dadurch wiederhergestellt würde, wenn ich meinem Vater mit dergleichen Vorschlägen kommen dürfte. Der ist aber steinhart, am härtesten gegen Menschen, von denen er glaubt, daß sie durch Leichtsinn und schlechte Wirtschaft sich ihr Unheil selbst zugezogen haben. Ich will mich an deinen Oheim und deine schlimmsten Gläubiger wenden, damit in deiner Abwesenheit nur dein Name nicht verunglimpft werde. Nun, was denkst du für jetzt anzufangen, wenn ich dir für deine weitere Reise auch wohl mit tausend oder zwölfhundert Thalern helfen kann? Denn dies wäre wohl das Äußerste, wohin meine Kräfte reichen.“

Kronenberg umarmte seinen Freund gerührt und sagte dann: „Du bleibst der Alte, und wußte ich doch, daß ich auf deine Liebe rechnen konnte; seit der Schule bist du mir treuer gewesen wie meine eigne Seele. Ich denke jetzt nach jener Stadt des südlichen Deutschland zu gehen, von der ich dir schon sonst gesprochen habe. Dort finde ich alte Bekanntschaften, die ich erneure, ich habe sehr gute Empfehlungen bei mir, die mich mit Männern von Einfluß verbinden werden, und so denke ich durch Talente, Kenntnisse und Fleiß mir dort eine Laufbahn zu eröffnen, die mich zu einem neuen und bessern Leben führen soll, als ich bisher kannte; und vielleicht komme ich so weit, daß ich alsdann ganz mein väterliches Vermögen verschmerzen und vergessen kann. Kannst du unterdessen etwas davon retten, durch deinen Kredit, dadurch, daß du meinen Oheim mir geneigter machst, ist es um so besser und sichrer, im Fall mein Plan, der mir nicht unvernünftig dünkt, sich doch als Schimäre ausweisen sollte.“

„Dir ist bei deinen Talenten vieles möglich“, antwortete Karl, „vorzüglich, wenn du den poetischen Beschäftigungen mehr entsagst und dich den ernstern Wissenschaften widmest.“

„Du erinnerst mich eben“, rief jener aus, „daß ich dir einen großen Brief von deinem interessanten poetischen Freunde mitbringe, der dir gewiß Freude machen wird.“

„Gib!“ sagte Karl mit großer Lebhaftigkeit, und jener suchte im Rock, Oberrock und Mantel, doch vergeblich. „Die ganze Briefftasche wird doch nicht“ — stotterte er endlich erschreckt — „nein — sie muß im Wagen sein.“ — Es ward geklingelt, ein Bedienter ausgesandt, die Kutsche zu durchsuchen, dieser kam aber nach einer Viertelstunde zurück und schwor, daß sich keine Spur des Verlorenen in allen Taschen und Schubkästen des Wagens finde. Indessen war Christoph auch herbeigerufen worden, und Kronenberg fuhr auf ihn mit der Frage los: „Erinnerst du dich nicht, Alter, ob du im nächsten Städtchen oder im ersten Gasthof eine rote, ziemlich große Briefftasche in meinen Händen oder auf dem Tische gesehen hast?“

„Der gnädige Herr“, antwortete der Alte in seiner verdrossenen Weise, „müßte es sich wohl eigentlich am allerbesten erinnern; ich kann nur sagen, daß ich nichts weiß und nichts von einer solchen Tasche gesehen habe, weder im ersten noch zweiten Gasthose.“

„Auch nicht vielleicht“, fiel Kronenberg ein, „dort im Walde, wo wir mit dem Wagen umfielen? Ist sie dort liegen geblieben? Sahst du sie nicht vielleicht auf dem Boden?“

Christoph trat einen Schritt zurück und sah ihn dann von der Seite und mit zugekniffenen Augen an: „Wenn ich nun, Ja“ sagte, gnädiger Herr? Und wollte zu meiner Entschuldigung etwa anführen, ich hätte das große Ding für eine abgefallene, getrocknete Hanbutte¹ gehalten und deswegen im Schnee liegen lassen? Verdiente ich nicht die ausgemogensten und eindringlichsten Schläge?“

¹ Hagebutte.

Kronenberg mußte lachen, so verdrüsslich er war. „So habe ich denn die wichtigsten Briefe und obenein meinen Paß eingebüßt, den ich mir von hier auf keine Weise wieder schaffen kann.“

„Da haben wir's!“ rief Christoph; „der fremde Mensch, der in der letzten Schenke so dienstfertig war, Sie auszukleiden, so daß er mich vor purer Höflichkeit recht grob zurückstieß, der sich mit dem Oberrock so viel zu schaffen machte, ihn so sorgfältig faltete und bürstete, der Spitzbube hat auch gewiß die Briefftasche gesehen und gefischt, denn einen solchen Paß kann ein Schelm und Spion immer am besten brauchen.“

„Sollte es wohl —“, sagte Kronenberg —

„Gewiß“, fuhr Christoph fort. „Was hat er mir nicht alles auf dem Rutschbock vorschwadroniert, er fragte nach allem und kannte doch schon jeden Weg und Winkel im ganzen Lande.“

„Von wem spricht Ihr?“ fragte Karl.

„Gi, von dem Menschen“, antwortete Christoph in Eifer, „den Sie ja voriges Jahr auch mehr als einmal müssen gesehen haben, mein gnädiger Herr, in Gesellschaft von Ihrem Herrn Vater. Sie nannten ihn alle immer nur den großen Naturfreund, weil er alle Wälder, Schluchten und Berge durchkroch und jede Felsennase abzeichnete. Dazumal sah er recht reputierlich aus, aber jetzt hat er ganz das Wesen eines Straßenräubers.“

Als Kronenberg erzählt hatte, was ihm mit diesem Mann begegnet sei, fand sein Freund es nicht unwahrscheinlich, daß dieser sich des Portefeuille, hauptjächlich des Passes wegen, wohl habe bemächtigen können; er befahl jedoch, daß mit dem frühesten Christoph nach dem nächsten Städtchen zurückreiten solle, um in der Schenke noch einmal nachzusehen. Christoph entfernte sich mit halb hörbarem Gemurmel, daß er nun doch wieder derjenige sein müsse, der die Fahrlässigkeit der Herrschaften gutmachen solle.

Ein Diener rief die jungen Leute in den Speisesaal. Kronenberg begrüßte die Mutter seines Freundes, die sehr artig gegen ihn war und sich freute, ihn nach geraumer Zeit einmal wiederzusehen. Der Vater saß abseits an einem kleinen Tische und las eifrig in einem Buche, so daß er vom Abendessen sowie von den

fremden Gäste gar keine Notiz nahm. „Sie sind serviert!“¹ rief die gnädige Frau zu ihm hinüber. „Setz dich, mein Schatz“, antwortete der alte Herr mit tiefer Stimme, „fangt immer an zu essen, ich komme noch zeitig genug; kann ich mich doch von meinem herrlichen Buche noch gar nicht trennen.“

Man setzte sich. „Sie müssen schon“, sagte die gnädige Frau sehr verbindlich, „einem Landedelmanne diesen Mangel an Attention verzeihen, mein werter Herr von Kronenberg, ich und mein Sohn wissen um so mehr das Glück zu schätzen, daß Sie nach länger als einem Jahre unsre entfernte Gegend und unser kleines Städtchen wieder besuchen und der Residenz und allen glänzenden Zirkeln dort Ihre Gesellschaft entziehen wollen. Mein lieber Sohn hat mir einigemal aus Ihren Briefen vorgelesen und mir selbst von Ihren poetischen Produkten mitgeteilt, die mich entzückt haben, und die ich, so weit meine schwache Einsicht reicht, für vortrefflich halte.“

„Ein solcher Beifall“, antwortete Kronenberg, „wird mich befeuern, künftig Besseres zu leisten.“

„Man will zwar“, fuhr die Dame fort, „jetzt ganz neue und unerhörte Sachen hervorbringen, und es ist so weit gekommen, daß mancher sogar verlangt, wir sollen alles vergessen, was wir in unserer Jugend gelernt und als das Rechte erkannt haben. Aber die Folgezeit wird ausweisen, daß unsre Vorfahren doch nicht ganz so übel thaten, sich einer gebildeten Nation anzuschmiegen, die durch eigne Kultur uns zeigen kann, was man vermeiden und was man erstreben muß.“

„Sie sprechen ohne Zweifel“, fragte Kronenberg, „von der französischen?“

„Von welcher sonst?“ sagte die Dame etwas spitzig. „Gibt es denn, genau genommen, eine andere?“

Der alte Herr fing, in seinem Buch vertieft, an, laut zu singen. „Sollte nicht jede Nation“, warf Kronenberg bescheiden ein, „ihre eigne Litteratur haben können, und hat die deutsche nicht schon längst bedeutende Schritte in ihrer eigentümlichen Kultur gethan?“

¹ Gallizismus (vous êtes servi): es ist für Sie serviert.

„Die deutsche!“ erhob die gnädige Frau den Ton; „auch von Ihnen, dem verständigen Freunde, muß ich dergleichen hören? Wann ist sie denn deutsch gewesen, wann hat sie denn nur gezeigt, daß sie dergleichen wirklich will, im Fall sich ein vernünftiger Gedanke selbst mit solchem Vorsatze vereinigen ließe? Barbarisch, unwissend, ungelent und ebenso politisch als litterarisch ohnmächtig, war sie froh dankbar, als sie von Ludwig dem Bierzehnten erfuhr, was sie sollte, und kam zugleich zur Besinnung, als Redner, Geschichtschreiber und Dichter ihr damals zeigten, was sie ohngefähr denken und fühlen müsse. Sehn wir nicht auch von diesem Augenblicke an ein reges Wetteifern im Schreiben, Versesmachen und Predigen ganz im Sinne und in Nachahmung ihrer großen Vorbilder, die sie freilich niemals erreichen konnten? Ich weiß wohl, daß eine barbarische Periode eintrat und ein Versuch, sich von diesen Mustern loszureißen, denen man gleich zu werden verzweifeln mußte. Aber was war es denn nun? Ein sklavisches Nachkriechen hinter den rohen Engländern her, die noch niemals einen klaren und heitern Blick in die Welt thun konnten, sondern bei denen Hypochondrie und Lebensüberdruß die Stelle des Tiefsinns vertreten müssen. Angebetet, abgeschrieben, nachgeahmt und das schlechte Muster übertrieben wurde nun wieder. Von einem Ende des Landes zum andern erschallte jetzt diese Lehre, und man unterschied nicht einmal das Bessere vom Schlechteren. Wo ist denn also jemals das Originale, wirklich Nationale hervorgetreten? Ich bin überzeugt, daß der Deutsche nichts Selbständiges ist, daß, wenn es so fortgeht, die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo er beim vergessenen und abergläubischen Spanier bettelt, dessen weggeworfene Brosamen aufhascht und aus dessen wurmzernagten Kreuzifixen und Idolen sich seine Götterbilder schnitzt, vor denen er dann wieder in rohem, schnell entschwindendem Fanatismus eine Zeitlang kniet.“

„Ich bewundere noch mehr diese scharfe Art sich auszudrücken“, sagte Kronenberg sehr geschmeidig, „als die Masse von Kenntnissen, die ein so kühnes Urtheil, meine gnädigste Frau, bei Ihnen voraussetzt.“

„Sie scheinen auch der Meinung zu sein“, war die Antwort

der Dame, „daß es den Frauen unmöglich sei, verständig zu werden, und freilich, wenn man alle die Einrichtungen betrachtet, welche die Männer getroffen haben, um uns in der Unmündigkeit zu erhalten, so ist es nicht sonderlich zu verwundern, wenn die meisten Individuen meines Geschlechts zeitlebens kindisch bleiben, besonders da sie nur durch diese halb natürliche, halb affectierte Misserie¹ den Männern gefallen. Im Alter sieht dies Wesen freilich um so betrübter aus, und es entschließen sich alsdann auch die meisten ziemlich kurz, sich geradezu in Drachen oder Betschwestern zu verwandeln: wenn die Schlimmsten es sogar zu der Virtuosität bringen, diese beiden Tiergattungen miteinander zu vereinigen.“

„Unvergleichlich!“ rief Kronenberg aus.

„Heuchelt nur und schmeichelt euch!“ murrte der alte Herr, auf sein Buch niedergebückt.

„Ich hoffe“, fuhr die gnädige Frau fort, „Sie gehören nicht zu diesen Männern, deren eigne Armseligkeit die Frauen noch armseliger haben will, damit sie sich vor diesem Spiegel nicht zu schämen brauchen. Ich würde nicht meine Überzeugung gegen Sie aussprechen, wenn ich Sie nicht für eine Ausnahme hielte. Erwinnere ich mich doch auch von ehemals, wie sehr wir in Bewunderung jener Nation übereinstimmten, die sich jetzt mit Recht die große nennt, die es nunmehr fühlt, daß sie es ist, die Europa gebildet hat und in Zukunft erst noch zu einem gesitteten Weltteil machen wird; denn was ist wohl geschehen, erfunden, eingerichtet, gedacht (wenn es irgend der Beachtung würdig ist), was die neuere Welt nicht ihr zu danken hätte?“

„Der Mensch, liebe Mutter, ändert sich aber zuweilen“, sagte der Sohn lächelnd, „und ich weiß nicht, inwiefern wir beide noch mit unserm Freunde übereinstimmen werden.“

„Das wäre schwächer als schwach“, rief sie aus; „denn es bewiese, daß Ihre frühere Überzeugung keine wahre, sondern nur angeflogene Nachbeterei gewesen wäre, und ich habe Ihr Genie und Ihren wahrhaft gebildeten Geist immer viel zu hoch gestellt,

als daß ich mir auch nur den entferntesten Verdacht solcher Art gegen Sie erlauben dürfte.“

Jetzt stand der Herr von Wildhausen auf, schloß sein Buch und begab sich an den Tisch. Er verneigte sich nur nachlässig gegen Kronenberg, schenkte sich ein großes Glas Rheinwein ein, erhob es und rief: „Die Gesundheit des Verfassers von jenem Buche! Ja, hätten wir mehr dergleichen, gebräue es nicht an Mut und Originalität, so würden wir es bald weiter gebracht haben. Denn das, mein verehrter Gheschaz, ist die Hauptfünde meiner Landsleute, daß wir uns immer noch schämen, dumm zu sein: damit fixren uns in- und ausländische Narren und wissen uns alle mögliche Thorheiten und Fragen um den Nacken zu werfen, weil sie uns weismachen können, es sei Klugheit und Wik, in dergleichen Sattel- und Baumzeuge zu wandeln; ihnen zu gefallen, werfen wir so oft das Beste unsrer Sitten und Einsichten weg, weil sie uns persuadieren können, es sei altfränkische, kurzfristige Dummheit; gerade so, wie man ehemals die Wilden behandelte, die um Gold einen einfältigen Spiegel eintauschten. Sie, der junge Freund meines Sohnes, sowie mein Sohn selbst werden noch einmal mit Thränen aus dem Schutt graben wollen, was Sie jetzt mit Lachen unter die Füße treten, denn meine verehrte Gattin wird alsdann hoffentlich schon mit mir zu den Ahnen versammelt sein, von wo wir dann vielleicht durch ein heimliches Fenster mit etwas himmlischer Gelassenheit auf die kleine Nation und die ungeheuer große Konfusion heruntersehen können.“

„Wer mit Ihnen stritte!“ sagte höhnisch die Dame. „Wer nicht logisch folgern und noch weniger dialektisch unterscheiden kann, sollte doch ein für allemal das Disputieren aufgeben.“

„Auf Ihre Gesundheit!“ rief der Hausherr, indem er ein noch größeres Glas ausleerte. „O Himmel, welche Kraft und robuste Natur gehört dazu, alles dies über- oder unterirdische Zeug so zu Gebote zu haben, wie es immer zu Ihrem Kommando bereit steht. Mein Kopf und Geist sind freilich anders eingerichtet, denn entweder beide müßten von dem aufbrausenden Gebräue bersten, oder sie müßten es so verdauen, daß es mir nicht immer und zu so unpassenden Zeiten auf die Zunge käme.“

Die Gemahlin wurde rot vor Zorn und der Sohn verlegen. Kronenberg, um die ängstliche Stille zu unterbrechen, fragte: „Darf man nicht wissen, was es für ein Buch war, was Sie so eben lasen?“

„Gewiß“, rief sie aus, „jener mauffade¹ Autor, der sich an einen Gegenstand und an einen Charakter gewagt hat, die ihm viel zu erhaben sind, und der seinen Mangel an Einsicht recht breit mit deutscher Plattitüde zudeckt. Sonderbar, daß die Fremden ein bezeichnendes Wort für etwas haben, das bei uns eigentlich nur zu Hause ist! Wir haben keinen Namen für diese unsre Nationaltugend, aber freilich, wir bemerken auch gar nicht einmal, daß dergleichen einen Tadel zulassen möchte, und taufen es Patriotismus, Biederkeit, Treue und nach Gelegenheit deutschen Sinn und selbst Liebenswürdigkeit.“

Der Alte war aufgestanden, um das Buch herbeizuholen. „Sehn Sie“, sagte er, den Titel aufschlagend, „dies herrliche Werk ist es, welches Sie, mein junger Herr von Kronenberg, wohl lesen und studieren sollten, wenn Ihre poetische Alder Ihnen dazu Ruhe und Einsicht ließe. Da könnten Sie lernen und von falscher Bewunderung zurückkommen.“

„Und den bessern Geist töten“, rief die Dame des Hauses.

„Streiten wir nicht“, sagte Kronenberg, „ich kenne das Buch und führe es mit mir.“

„In der That?“ rief der Alte; „und wer möchte wohl der Verfasser sein? Mich wundert nur, daß es nicht schon verboten ist, da der fremde Einfluß in unserm Vaterlande nun gar zu mächtig wirkt. Auch soll sich der Verfasser nur in acht nehmen.“

Kronenberg zögerte ein Weilchen, doch dann rückte er mit dem Bekenntnisse heraus, welches er seinem Freunde Freimund schon gethan hatte, daß eben niemand anders als er selber das berufene und freilich ziemlich gefährliche Werk geschrieben habe.

„Wie?“ riefen alle zugleich im größten Erstaunen, und da das Mahl soeben geendigt war, so entfernte sich die Dame des Hauses mit einer kurzen Verneigung und einem höhnischen

¹ miberwärtige.

Lächeln; der Alte aber riß den jungen Mann stürmisch an seine Brust und rief wie begeistert: „Soll es mir so wohl werden, den edlen Deutschen kennen zu lernen, der es in unsrer armseligen Zeit gewagt hat, so dreist diese große Wahrheiten zu sagen? Und Sie, Sie sind es, junger Mann? Vergeben Sie mir alles, was ich gegen Sie nur jemals gesprochen oder gedacht. Morgen werden wir uns wiedersehn und näher kennen lernen.“

Als Kronenberg wieder auf dem Zimmer seines jungen Freundes war, sagte dieser zu ihm: „So viel ich dir, teurer Ferdinand, auch immer zugetraut habe, so hatte ich doch niemals ein solches Werk von dir erwarten können, das ich, so sehr es auch allen meinen Ansichten widerspricht, hoch stellen muß. Und wie hast du nur selbst so schnell dein politisches Glaubensbekenntnis geändert?“

„Lassen wir das jetzt“, sagte Kronenberg, „mich freut es, daß durch diese Veranlassung dein Vater eine bessere Meinung von mir bekommen hat. Du ließeest heut' ein Wort über ihn fallen. Wäre es nun nicht möglich, daß er zur Verbesserung meiner Umstände mitwirkte?“

Karl lachte laut, dann sagte er verlegen: „Vergib, wenn mich dieser Gedanke komisch überraschte, und wenn ich gezwungen bin, als Sohn die Schwachheiten meiner Eltern ins Licht zu stellen. Hättest du dich nicht durch deine unvermutete Mutterschaft jetzt bei meiner Mutter auf Lebenszeit verhaßt gemacht, so wäre dein Gedanke ausführbar gewesen, wenn dir mein Vater auch nicht diese Freundschaft erwiesen und Ehrenerklärung gethan hätte. Jetzt aber hast du es eigentlich mit beiden verdorben. Der alte Herr ist immer so heroisch in Gegenwart von Fremden, weil er voraussetzt, daß die Frau des Hauses sich alsdann mäßigen wird; er weiß aber auch schon vorher, daß er in der Einsamkeit des Schlafzimmers seinen Patriotismus und Übermut büßen muß, er wird dann um so tiefer gedemüthigt, als er sich erst von Deutschland und Wein begeistert erhob. Du wirst morgen Zeuge sein, wie er um so ängstlicher als Flehender da kriecht, wo er heut' als Herr tyrannisierte, und von dieser schwachen Inkonsequenz, die sich alles gefallen läßt, so sehr sie auch zuzeiten poltert, hat meine Mutter

hauptsächlich ihre Ansicht vom deutschen Charakter abstrahiert. Also kannst du dir wohl denken, wie sehr sie ihn bewachen wird, damit er nichts für dich thue, und wir können froh sein, wenn er dich nicht geradezu verfolgt und einen Streit vom Zaun bricht, um sich bei seiner Gattin wieder in Gunst und Ansehn zu setzen."

Als Kronenberg zu diesen sonderbaren Eröffnungen seufzend den Kopf schüttelte, fuhr der Freund fort: „Lassen wir das! Ich habe an dich eine Bitte von der größten Wichtigkeit. Du willst, wie ich weiß, weiter reisen: wenn du gehst, so nimm deinen Weg über das Gut Neuhaus, zehn Meilen von hier, das dir schon bekannt ist. Dort wirst du die Tochter des Hauses kennen lernen. Sie ist der Inhalt aller meiner Wünsche; aber mein Vater ist starr und unerbittlich dieser Verbindung entgegen, und meine Mutter gibt ihm hierin nach, weil sie vor Jahren einmal von der Familie beleidigt wurde. Dein Wort gilt aber jetzt bei meinem Vater so viel, daß ein empfehlender Brief, eine vorteilhafte Schilderung gewiß alles zu meinem Besten wird thun können."

Kronenberg schied mit dem Versprechen, den Versuch zu machen, und begab sich zur Ruhe.

Es zeigte sich am folgenden Mittage, wie sehr der junge Wildhausen in seiner Schilderung die richtigen Farben gewählt hatte. Die gnädige Frau war sehr hochfahrend, kurz und bemühte sich gar nicht, ihre Verstimmung zu verbergen; der Herr des Hauses war so scheu und demütig, daß er kaum die Augen aufzuschlagen wagte, und ebenso wie jedes lauten Wortes enthielt er sich auch heute des Weins. Es wollte sich keine Veranlassung finden, daß die Dame ihren Unmut hätte auslassen können; nur als der Bediente Zeitungen und Broschüren hereinbrachte, rief sie mit einem gellenden Ton: „Tragt das Zeug alles sogleich wieder fort! Ich bin es endlich überdrüssig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herumliegen zu sehn, in welchem der größte Mann der neuern Jahrhunderte so armselig gemißhandelt wird! Wenn die französischen Blätter kommen, so bringt sie mir!“ — Herr von

Wildhausen sah mit wehmütig kläglichem Blicke dem Diener nach und schickte ein verschämt bittendes Auge hinter ihm drein, wagte aber kein Wort, um seine Lieblingslektüre zu retten. Ja, auch jenes gestern so hoch gepriesene Werk war nicht zu erblicken, und die Vermutung Karls, daß die despotische Laune der Mutter es wohl verschlossen halten möchte, schien sich zu bestätigen. Es herrschte oft Stille am Mittagstische; denn die Erzählungen des Sohnes, noch weniger aber die Scherze und Anekdoten, welche Kronenberg wagte, fanden Beifall oder Unterstützung. Als man sich vom Tische erhob, entfernte sich die gnädige Frau sogleich, und indem der alte Herr mit gesenkten Blicken folgte, stieß er im Vorbeigehn an Kronenberg und flüsterte: „Kommen Sie in einem Viertelstündchen auf mein Zimmer!“ — Die beiden jungen Freunde machten indes einen Spaziergang durch den Garten.

Nach kurzer Zeit ging Kronenberg, der sich der Hausordnung schon fügen lernte, mit leisen Schritten nach der Stube des Herrn von Wildhausen. Er fand den alten Mann noch immer verlegen, der in seinen Papieren kramte und sich ängstigte, wie er seine Rede anfangen sollte. — „Tugend wird nicht immer erkannt, mein teurer junger Freund“, so stotterte er endlich, „und ich werde auch oft nicht verstanden. Der Mensch ist ein schwaches Wesen. Wenn ich meinem Gemüt folgen dürfte — indessen — wer weiß — in Zukunft — ich höre, daß Sie in Verlegenheit sind und leicht an Ihrer vorhabenden Reise gehindert werden könnten. Ist es mir nicht möglich, alles für Sie zu thun, was ich wünsche, so nehmen Sie wenigstens dies Darlehn, das Sie mir nach Ihrer Bequemlichkeit in bessern Zeiten zurückzahlen können.“

Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Beutel mit zweihundert Goldstücken. „Und“, fuhr er fort, „ein Andenken müssen Sie von mir annehmen; ich dachte erst, Ihnen meine Equipage — aber es sind — kurz, ich gebe Ihnen ein treffliches, gut gerittenes Pferd, das mir nur etwas zu mutig ist. In der Jugend und bei fester Gesundheit, wie die Ihrige, ist dies die angenehmste Art zu reisen.“

„Sie beschämen, Sie überhäufen mich“, sagte der junge Mann.

„Ohne Umstände“, eiferte der Alte, „denn meine Frau ängstigt sich auch um dieses Tier, weil es uns allen zu wild ist. Glauben Sie aber nicht, daß ich so ganz ohne Eigennutz handle. Ich habe eine große Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mich sehr verpflichten, und wenn Ihnen die Sache gelingt, die ich wünsche, so machen Sie mich wahrhaftig glücklich.“

„Nennen Sie Ihre Wünsche.“

„Solange es Ihnen bei uns gefällt, sind Sie mir der willkommenste Gast; aber wenn Sie abreisen, erzeigen Sie mir die Freundschaft, über Neuhaus zu gehen. Dort werden Sie eine Familie fehn, die aus den widerwärtigsten Mitgliedern besteht, die die Einbildung nur erfinden könnte; am gehässigsten aber ist die Tochter des Hauses, ohne Grundsätze, eitel, kokett, allem Guten, vorzüglich allen deutschen Gesinnungen abhold, und Vater, Mutter, Sohn und Tochter bilden ein Nest von ausgemachten Atheisten, denen nichts höher steht als Voltaire, Diderot und die traurige Gesellschaft jener jetzt fast schon veralteten Freigeister.¹ Mein Sohn ist in das Mädchen vernarrt und denkt es durchzusetzen, sie mir als Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Muß ich einmal nachgeben, so zieh' ich auf meine alten Tage noch in die Fremde. Lernen Sie die Leute kennen und raten Sie dann meinem Sohn, auf den Sie so viel vermögen, mit vollem Herzen ab. Sprechen Sie mit dem Vater dort, der vielleicht Vernunft annimmt, und legen Sie ihm unverhohlen auf eine feine Weise meinen Widerwillen dar.“ — Nach dieser Rede umarmte der alte Mann den jungen Freund herzlich und fügte dann gerührt hinzu: „Und nun beschwöre ich Sie noch mit väterlichem Wohlwollen, gestehn Sie nicht mit so edler Offenherzigkeit, daß Sie der Verfasser jenes merkwürdigen Buches sind. Wir sehen trüben Zeiten entgegen. Alles deutet auf einen höchst ungleichen Kampf, den Deutschlands

¹ Gemeint sind die sogenannten französischen Encyclopädisten, d. h. die Herausgeber und Mitarbeiter an Denis Diderots (1713—84) und Jean Le Rond d'Alemberts (1717—88) berühmter „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et métiers“ (Paris 1751 f.), in der die freigeistige Weltanschauung der bedeutendsten französischen Denker des 18. Jahrhunderts rücksichtslosen Ausdruck fand. François Marie Arouet de Voltaires (1694—1778) Artikel (als selbständiges Werk: „Dictionnaire philosophique“, 1764) haben besonders einschneidend gewirkt.

Freiheit im gefährlichsten Spiel verlieren wird. Noch hat man sich nicht erklärt. Bis dahin werden die Regierungen gewiß jene Äußerungen nicht gutheißen, und nachher, wenn die Tragödie aufgeführt ist, ist Ihre Sicherheit, ja Ihr Leben geradezu gefährdet.“

„Ich werde Ihre Warnung“, erwiderte Kronenberg, „zu Herzen nehmen. Sie haben so sehr recht, daß das Buch in meinem Vaterlande sogar schon verboten ist. Wie man auf der Grenze des Herzogtums erfahren, daß ich der Verfasser sei, begreife ich nicht; aber neulich am Abend, als ich Ihren Boten erwartete, lauerten mir vier bis fünf Menschen auf, denen ich nur durch List entgangen bin.“

Karl war erfreut, als ihm Kronenberg das Geld überreichte, das er vom Vater erhalten hatte. Es wurde beschlossen, mit dieser Summe die dringendsten Gläubiger fürs erste zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu befriedigen, im Fall der Oheim sich auf gar keine Anordnungen einlassen wollte. Geschähe dies aber, so könne Kronenberg das Geld nachgeschickt werden.

Nach dem Abendessen warteten die beiden Freunde noch bis tief in die Nacht hinein; aber Christoph kam noch immer nicht zurück, um von der Briestafche und dem verlorren Paffe Nachricht zu bringen. Als man sich schon überwacht trennen wollte, klapperte ein Pferd den Hof herein, und man vernahm Christophs Stimme, der den eingeschlafnen Stallknecht aufschrie. „Gewiß“, sagte Kronenberg, „hat der Mensch die ganze Reise bis zu jener Stelle, wo wir mit dem Wagen umfielen, zurückgemacht.“

Indem kam Christoph herauf, erhitzt und außer Atem und noch viel verdrüßlicher als gewöhnlich. „Hast du die ganze Reise zurückgemacht, armer Mensch?“ rief ihm Karl entgegen.

„Das habe ich wohl bleiben lassen“, antwortete der Alte, „denn im vorletzten Wirtshause hatte ich ja noch die vermaledeite Briestafche des gnädigen Herrn gesehn. Ich bin nur in der letzten Schenke abgestiegen, habe das ganze Haus umgekehrt, die Schränke aufgebrochen, die Betten umgeworfen, Stuhl und Bank, aber vergebens, durchgesucht.“

„Aber du bist fast vierundzwanzig Stunden abwesend; wo hast du dich denn umhergetrieben?“

„O, dreizehn Stunden wenigstens habe ich recht still und ruhig gegessen.“

„Wie das?“

„Lassen Sie sich dienen“, sagte der Alte, „und werden Sie nicht ungeduldig. Als ich die Hausfuchung dort mit aller Strenge vollbracht und den Wirten Schreck und Ärger in den Leib gejagt hatte, setzte ich mich wieder auf. Kaum zweitausend Schritte auf dem Rückwege reitet mir jemand auf einem Quertwege vorüber: ein hübsches Pferd, der Mann gut angezogen — und — wer war es? Derfelbe verdächtige Patron, der Ihnen, nach meinem Glauben, die Briestafche weggemaust hat. — Ich links, seitwärts ihm nach. Der Kerl hat mich längst gesehen und erkannt. Sein böses Gewissen treibt ihn, daß er plötzlich einen Feldweg rechts einschlägt, als wenn er so gleichsam spekulierend spazieren ritte. Ich auch von der großen Straße ab, ihm gefolgt. Das mochte er sich wohl nicht vermuten, denn nun setzte er sich in gestreckten Galopp. Den konnte unser guter Acker Gaul ihm nicht nachthun; aber ich ließ nicht ab, denn ich dachte den Schelm in der Stadt arretieren zu lassen. Was das Pferd laufen kann, gespornt, in die Rippen gearbeitet, bin ich eher, als ich dachte, am Stadthor. Die Bürgervache steht schon im Gewehr; ich frage nach dem und dem und beschreibe ihn, als man mich anhält und vom Pferde nötigt; in die Wache werde ich gesetzt. Von da geht's zum Bürgermeister. Ich sei ein Bettler, ein Landstreicher und so weiter, ein verdächtiger Laugenichts — ich müsse auf den Turm. Himmelselement! da stoben mir die Worte und Redensarten vom Munde, und es war manches darunter, was der Bürgermeister nicht in Gnaden aufnahm. Meinen Paß sollte ich aufweisen. Einen Paß, bei einem Spazierritt! — Ich müsse ins Gefängnis; ein ehrfamer feiner Mann, der sich ausgewiesen und nach seinem Passe ein Baron Kronenberg sei, habe mich denunziert, wie er sich ausdrückte. Kein Fluchen und Schimpfen half. Ich guckte dort über das Thor durch ein enges Gitter und sah über die ganze Stadt weg. Auf den Abend, als es schon dunkel war, geht der Rittmeister Herr von Wolf die Gasse herunter. Ich schrei', was ich aus dem Halse bringen kann, erzähle ihm meinen Kasus. Er

bittet mich endlich los, und da ich viel von Satisfaktion rãjoniere, meint der Bürgermeister, ich sollte dem Himmel danken, so wohlfeil abzukommen; denn für mein Schimpfen auf die Obrigkeit müßte ich eigentlich acht Tage bei Wasser und Brot sitzen. Der Schließer mußte nun auch noch ein Trinkgeld haben. Jetzt hatte ich noch sechs volle Meilen zurück. — Hab' ich's doch immer gesagt: die komplette Konfusion ist schon im Lande; der Dieb läßt den Redlichen einstecken, die verkehrte Welt oder die Revolution ist da!"

Nach einiger Zeit befand sich Kronenberg zu Pferd, um seinen Besuch in Neuhaus abzustatten. Der Frühling und die Sommerwärme hatten sich eingestellt, und dem Reisenden, der seine Sorgen vergessen, war jetzt so leicht und wohlgemut, wie es dem Jünglinge wohl zu sein pflegt, wenn er sich das erste Mal von seiner Heimat entfernt, um die Welt kennen zu lernen. Er hatte schon in der Nähe einige angenehme Landsitze besucht und war heiteren Sinnes durch Wald und Gebirge gestrichen, und jetzt, auf dem lustigen Wege in der Ebene, gingen die Gestalten und Begebenheiten seiner frühesten Jugend seinem Geiste vorüber; er war in jener fröhlichen Träumerei befangen, in der uns alle Erinnerungen ergözen und Thorheit wie Ernst mit gleichen Blicken anschauen. Er hatte auch oft Gelegenheit gehabt, der Warnung seines Freundes eingedenk zu sein; denn sein Roß wollte künstlich und mit aller Aufmerksamkeit behandelt sein. Es war von guter Rasse und kräftig, aber durch seine Reiter verwöhnt; die Eigenschaften des Herrn gehn auf gewisse Weise in die Tiere über, und so war dieses seltsam zerstreut; es scheute oft ohne Veranlassung und sprang von der Seite, auch stolperte es ohne alle Ursach': es war einmal schon geschehn, daß es den Baum vor die Zähne nahm und im blinden Rennen fortstürzte, ohne auf seinen Reiterer und dessen Willensmeinung die mindeste Rücksicht zu nehmen. So ward es eine Nebenabsicht Kronenbergs bei dieser Reise, da er sich für einen trefflichen Reiter hielt, das schöne Tier wieder an Ordnung und Vernunft zu gewöhnen: er lernte beim Erziehen, daß

er ebenfalls mehr zerstreut sei, als er von sich geglaubt hatte, der schlimmste Fehler, durch den jede Erziehung bei vernünftigen oder unvernünftigen Wesen unmöglich wird.

Am folgenden Tage sah er von einer Anhöhe das Schloß hinter Gehölzen schon vor sich liegen, als sich ein junger Mensch, ebenfalls zu Pferde, zu ihm gesellte. Als dieser nach einigen Fragen und Antworten die Absicht Kronenbergs erfahren hatte, rief er aus: „Ei! da kommen Sie ja recht zu gelegener Zeit, denn in zwei oder drei Tagen wird die Hochzeit des Fräuleins sein.“

„Des Fräuleins vom Hause? — Unmöglich!“

„Warum unmöglich? Sie wollen doch nicht Einspruch thun? Das Fest wird um so glänzender, weil der Vater an dem nämlichen Tage das Andenken seiner fünfundzwanzigjährigen Verbindung feiern will. Die ganze Nachbarschaft ist schon längst eingeladen, und da die Sache so weltbekannt ist, so konnte ich gar nicht vermuten, daß sie Ihnen fremd sein würde. Das Schloß wimmelt von Gästen, und Sie werden sich vielleicht in einem Wirtschaftsgebäude oder der Pächterwohnung begnügen müssen.“

„Aber in aller Welt“, rief Kronenberg aus, „wen heiratet das Fräulein?“

„Das ist eben das Sonderbare von der Sache“, schwakte der junge Mensch mit dem Ausdruck des größten Leichtsinns geläufig weiter; „es ist eine Partie, an die Vater und Mutter und selbst das Mädchen noch vor einem Vierteljahr unmöglich denken konnten; denn es ist eine Mesalliance, die auch eigentlich ganz gegen alle Vernunft streitet. Denken Sie nur, vor sechzehn Wochen etwa kommt ein junger Fant durch das Dorf, gibt einen Brief ab, wird freundlich aufgenommen, ein Mensch ohngefähr meines Alters, mir auch im Wesen und Gesicht nicht unähnlich. Er ist soeben von der Universität abgegangen, ein Amtmanns-Sohn, sieben bis acht Meilen von hier wohnhaft. Das junge Blut macht Verse, spricht Zärtlichkeit, ist artig, liest Bücher vor. Wie ein Narr wird er in das reiche, schöne Mädchen verliebt; sie wird unvermerkt von derselben Narrheit angesteckt; die Eltern sind unzufrieden, die Mutter weint, der Vater tobt. Doch alles Fluchen hat seine Grenze, auch die ergiebigsten Thränen versiegen, nur

die Liebe ist ewig und unerschöpflich. Nicht wahr, so sagt ja alle Welt? Das bewährt sich denn auch hier, und zum bösen Spiel gute Miene machen ist eigentlich die ganze Kunst der vornehmen Leute. Kurz, der junge Windbeutel ist glücklich.“

„Verzeihen Sie die Frage“, sagte der Reisende; „Sie sind wohl selbst der Bräutigam?“

Mit schadenfrohem, lautem Lachen sah der junge Mensch ihn an, gab dem Pferde die Sporen und flog davon, so daß das leichte Sommerröschchen in der Luft nachflatterte, indem er noch zurückrief: „Kommen Sie bald nach, Kamerad.“

„Armer Freund“, sagte Kronenberg zu sich selber, „so ist es also mit deiner Hoffnung und allen deinen Wünschen auf immer zu Ende! Ebenso ist dein Vater nun aller Sorge enthoben, und meine entgegengesetzten Aufträge dürfen mir jetzt keinen Kummer machen. Er ritt in Gedanken langsamer, und als er endlich auf den Hof des Schlosses kam, sprang ihm der junge leichte Mensch schon wieder aus dem Stalle entgegen. „Aha!“ rief er mit lachender Miene, „da sind Sie ja endlich! Sie werden sich aber verwundern, wen Sie oben bei dem Herrn Baron finden werden! Einen alten Bekannten!“

„Doch nicht etwa meinen Freund, den Herrn von Wildhausen, der mir vorangeeilt ist?“ fragte Kronenberg.

„Nein, er heißt ganz anders.“

„Oder Herr Freimund?“

„Weit davon.“

„Doch nicht etwa gar“, sagte der junge Mann zögernd, „ein Herr Wandel?“

„Richtig!“ rief der Jüngling und sprang die Treppe hinauf, indem er noch bemerkt hatte, wie Kronenberg plötzlich blaß geworden war; denn auf diesen Mann lautete sein bedeutendster Wechsel. Er überlegte schnell, ob es nicht besser sei, rasch wieder das Pferd zu besteigen und eilig die Landstraße zu gewinnen; indessen aber waren die Stalldiener schon herzugekommen, und Bediente umgaben ihn. Er sah sich wie ein Gefangener an und folgte mit schwerem Herzen dem voraneilenden Diener, der ihn melden wollte. Vom Balkon herunter begrüßte ihn mit holdseliger

Freundlichkeit eine schöne Mädchengestalt. Indem er den Blick wieder erhob, glaubte er ein mutwilliges oder auch vielleicht boshaftes Lachen zu sehn, das sich aber augenblicklich wieder in ein holdseliges Lächeln auflöste. Als er die Treppe hinan und über den weiten Vorssaal schritt, verwunderte er sich über die Ruhe und Stille im Hause, die bei den vielen Gästen unbegreiflich war. Der Baron kam ihm mit heiterer Bewillkommnung entgegen, indem er sich freute, einen Freund des jungen Wildhausen kennen zu lernen, der ihm die Einsamkeit seines ländlichen Hauses ermunternd beleben würde.

„Einsamkeit?“ fragte Kronenberg verwundert; „ich muß fürchten, Ihrem Hause bei diesem schönsten Feste Ihres Lebens ein überlästiger Gast zu sein.“

Der Baron sah ihn verwundert an. „Die Vermählung Ihrer Tochter, Ihre silberne Hochzeit“, fuhr Kronenberg fort — aber der Baron unterbrach mit schallendem Gelächter seine Rede und rief endlich: „Ich wette, Sie sind schon unserm Windbeutel, dem jungen Wehlen, in die Hände gefallen. Dieser Mensch, ein Universitätsfreund meines Sohnes, hat es sich schon seit lange zum Geschäft gemacht, Unwahrheiten auf Unwahrheiten zu erfinden, und dadurch ist ihm endlich das Lügen so zur Natur geworden, daß er selbst bei den gleichgültigsten Dingen niemals der Wahrheit getreu bleiben kann. Von keinem Spaziergange kommt er zurück, ohne etwas Gleichgültiges zu erdenken, das ihm wohl hätte begegnen können. Mit meiner Tochter übt er tausend Eulenspiegelstreiche. Wir sind es alle so gewohnt, daß kein Mensch im Hause mehr auf ihn hört, und daher ist es ihm ein Festtag, einmal auf einen Fremden zu treffen, der sein Naturell noch nicht kennt.“

Dem jungen Mann fiel durch diese Erklärung eine Last von der Brust, daß er also auch wohl von dem Herrn Wandel nichts zu befürchten habe; dennoch aber konnte er eine Empfindlichkeit nicht unterdrücken, sich von einem jungen Burschen so genährt zu sehn. „Wenn der junge Mensch“, sagte er, „das Lügen so zu seiner Gewohnheit gemacht hat, so ist es mehr als Scherz; man darf diese völlige Verachtung der Wahrheit wohl ein Laster nen-

nen. Und wird er diesen Haug nie zum Bösen anwenden? Ich fürchte, diese Thorheit, die zwar jetzt nur noch Lachen erregen soll, wird ihm und andern in Zukunft manche bittere Thräne bereiten. Wie kann man nur so mit dem Leben spielen! Er wird aber auch gewiß seiner Strafe und einer vielleicht zu späten Reue nicht entgehen.“

„Trefflich!“ sagte der Baron mit Lächeln; „aber, lieber junger Freund, haben Sie denn schon viele Leute gekannt, die die Wahrheit gesprochen haben? Alles in der Welt lügt ja doch, jedes auf seine Weise, und die des närrischen Wehlen ist noch eine der unschuldigsten. Ich vertraue keinem Menschen und mache auch nicht die unnütze Forderung, daß mir einer trauen soll. Wahrheit hält die Welt gewiß nicht zusammen, und welchen Schreck würde es geben, wenn die gute Kreatur, von der schon so viel gefabelt ist, wirklich einmal erschiene. Sie haben sich recht warm und herzlich ausgedrückt, und manchem andern würde das noch mehr als mir gefallen; denn — kommen Sie, Liebster, in den Garten! — ich glaube immer bemerkt zu haben, daß wir diejenigen Fehler an andern am bittersten rügen, von denen wir uns selber nicht ganz frei fühlen.“

Im Garten traf man die Frau und Tochter mit dem jungen Wahrheitsfeinde. Kronenberg war bei den letzten Worten des Barons übermäßig rot geworden. Wehlen näherte sich ihm ohne alle Verlegenheit und erzählte selbst sein lustiges Stückchen, wie er es nannte. „Sie haben mich schon ganz“, sagte Kronenberg, „wie einen vertrauten Freund behandelt, und ich muß Ihnen dafür danken.“ — „Haben's nicht Ursach“, erwiderte der Springinsfeld; „die Sache wäre gewiß ganz unschuldig, wenn nicht jedes, auch das beste und dickhäutigste Gewissen in der Welt irgend ein wundes Fleckchen hätte; so haben Sie mir selbst den Namen Wandel wie einen Zauberstab in die Hand gegeben, mit dem ich Sie erschrecken kann. Darauf muß ich nächstens doch noch einmal eine Geschichte erfinden.“

Der Reisende fing an, verstimmt zu werden; denn dieser zu leichte und rücksichtslose Ton schien ihm an die Ungezogenheit zu grenzen, und er begriff nicht, wie ihn die Bewohner des Hauses,

vorzüglich die Damen, dulden konnten. Diese aber schienen sich ganz behaglich zu fühlen, und der junge Thor wurde durch Beifall aufgefordert, auf diese ziemlich rohe Weise noch mehr die Unterhaltung zu beherrschen. Jetzt kam auch der Sohn des Hauses von der Jagd, und indem er Flinte und die geschossenen Schnepfen dem nachfolgenden Jäger übergeben, rief er aus: „Ei! Wehlen! da bist du ja! Im Gehölz ist dein Vater und sagt, er bringe dir das Geld, um das du neulich geschrieben hast.“ — Ohne Antwort sprang jener fort, worauf der junge Baron ein lautes Gelächter ausschlug. „So habe ich ihn denn auch einmal mit gleicher Münze bezahlt“, rief er aus; „er setzt was darein, daß man ihn nicht soll hintergehen können. Sein Vater denkt nicht daran, herzukommen.“

Kronenberg würde sich sehr unbehaglich gefühlt haben, wenn die Freundlichkeit des schönen Mädchens und ihre zuvorkommende verbindliche Weise ihn nicht entschädigt hätten. Bei Tische saß er neben ihr, und die Unterhaltung war, wenn auch unbedeutend, doch heiter und leicht, und erst gegen das Ende der Mahlzeit schlich der gedemüthigte Wehlen herbei und war, wie alle behaupteten, seit einem Monate zum ersten Male beschämt und schweigsam verlegen.

„Ich muß die Familie noch erst mehr kennen lernen“, sagte nach einigen Tagen Kronenberg zu sich selber; „ich weiß meine Unterhandlung noch nicht anzuknüpfen.“ Er mochte es sich selber nicht gestehn, daß ihn die zuvorkommende Freundlichkeit der Tochter fesselte. Schien sie doch für ihn nur Augen zu haben und in seinen Blicken zu leben; an seinem Arme ging sie spazieren und sprach nur mit ihm, wenn auch die andern sie begleiteten; von ihm ließ sie sich vorlesen und lobte seine Stimme und den Ausdruck, mit welchem er las, mehr, als er es je von seinen Freunden sonst vernommen hatte. So gingen die Stunden und Tage unter Scherz und Spiel hin, und er konnte die Minuten nicht finden, für seinen Freund zu sprechen, noch weniger aber diesem oder dem alten Wildhause den versprochenen Brief zu schreiben.

Als man sich wieder an einem regnichten Nachmittage in der Bibliothek mit einem Buche unterhalten hatte, fing Kronenberg an: „Ich gestehe, nach dem, was man mir von Ihrer Vorliebe für die französische Litteratur gesagt hatte, konnte ich nicht glauben, hier alle unsere guten deutschen Schriftsteller anzutreffen, und ich bin immer noch verwundert, daß ich Ihnen bis jetzt nur aus diesen, nach Ihrem Verlangen, habe vorlesen dürfen.“

„Lieber Herr Baron“, sagte die Mutter, „ich sehe hier nichts, worüber Sie sich verwundern könnten. Es ist nur, daß wir die Lektüre nicht überall so ernsthaft und schwerfällig nehmen, wie die meisten Menschen, die die sehr lästige Rolle nun einmal übernommen haben, für diese oder jene Partie enthusiastisch erhitzt oder in Feindschaft dagegen entbrannt zu sein. Da setzen sie sich denn selbst ein Gespenst zusammen, das sie Geschmack oder Fortschritte der Kultur oder Bildung betiteln, dem sie ihren Zeitvertreib zum Opfer bringen, und an das sie doch selbst in vielen Stunden nicht glauben, um sich nur recht erhaben vorzukommen. Was soll man immer thun? So wie wir einmal beschaffen sind, müssen wir zuzeiten lesen — das geht mit unsern weiblichen Arbeiten Hand in Hand, und dabei verschwindet denn so recht behaglich Stunde, Tag und Woche.“

Fräulein Vila hatte kurz vorher noch mit Begeisterung und glänzenden Augen von dem tiefen Eindruck gesprochen, den die Tragödie, so trefflich vorgetragen, auf sie mache, und die begeisterte Eitelkeit des Vorlesers war durch die letzte Rede mit einiger Gewaltthätigkeit abgekühlt worden. „Man schwimmt“, sagte Vila jetzt, „auf einem Strom von Wohl laut gemächlich hin und merkt nicht das Verweilen der Gegenwart.“

„Das verstehe ich nicht“, rief Wehlen aus, „ich freue mich nur drüber“, (indem er auf die Dichter und Romanschreiber hindeutete), „daß alle diese Reihen deutscher, französischer und englischer Bücher das so recht im Großen und Umsfassenden getrieben haben, was auch meine Liebhaberei ist. In allen diesen Zentnern von Lügen würde doch auch noch kein Gran von Wahrheit herausgebrannt werden können. Und mir will der ehrbare, moralische Herr von Kronenberg meine unschuldige Gemüts ergözung verargen!“

„Wie kann man dergleichen nur miteinander vergleichen! rief dieser aus.

„Warum nicht?“ bemerkte der Sohn des Hauses. „Es ist dasselbe Talent, nur mehr ausgebildet und ausgedehnt. Darum habe ich mich auch von Kindheit an darüber geärgert, wenn meine Mutter oder Schwester über das erfundene Zeug Thränen vergießen konnten. Ich kann nicht beschreiben, wie seltsam mir dergleichen Äußerungen, lautes Lachen oder ein gespanntes Interesse, vorgekommen sind, da ich noch niemals in der Täuschung gewesen bin. Ich habe aber auch bemerkt, daß man sich erst wirklich dazu abrichten, recht eigentlich dressieren muß, um ein solches Papiereben in Büchern führen zu können; auch verlieren diese Leute alles Auge und allen Sinn für die Wirklichkeit.“

„Aber“, sagte der Vater mit ernster und wichtiger Miene, „laßt uns, meine Freunde, unsre französischen Lieblinge wieder vornehmen; denn es steht uns vielleicht nahe bevor, daß wir die Sprache und die Ausdrücke der feinen Gesellschaft dieser Nation höchst nötig brauchen. Wer sich mit dem Franzosen gut und auf seine Weise zu unterhalten weiß, hat ihn schon halb gewonnen, und wenn die Monarchen Truppen mobil machen und Arsenalen und Artillerieparcs anlegen und vermehren, so laßt uns auch wieder, meine Teuren, uns jener Wendungen, Witzspiele, der leichten Konversationssprache unserer sogenannten Feinde bemächtigen, um ihnen durch die genaue Kenntniß ihrer Racine, Voltaire und Diderot den gelindesten Widerstand zu thun.“

„Jawohl“, sagte der Sohn, „dieses sind Schutz-, wenn auch nicht Truppschiffe, die uns vielleicht sehr nützen können.“

„Lügen muß man“, warf Wehlen lachend ein, „daß die Kerl' nicht aus noch ein wissen, und schwadronieren, daß sie sich als Deutsche vorkommen; dann hat man gewonnen.“

Als am folgenden Tage Kronenberg mit dem Fräulein im Garten allein war, schien es ihm, daß sie sich noch vertraulicher gegen ihn betrüge. Er gab ebenfalls seiner Stimmung nach und machte sich doch innerlich Vorwürfe, daß er des Auftrages, den ihm sein Freund gegeben hatte, wenig gedenke. Er konnte sein Benehmen nur dadurch vor sich selber entschuldigen, daß er bei

sich ausmachte, sein Freund sei niemals geliebt worden, und es sei daher unrecht, eine Verbindung zu befördern, durch welche beide nur unglücklich werden könnten. Ob er ein Glück annehmen dürfe, das ohne sein Zuthun wie eine reife Frucht in seinen Schoß falle, darüber war er noch unentschieden; auch fühlte er keine Leidenschaft und überließ also den Erfolg der Zukunft, ihn so oder so zu entscheiden.

Aus diesen Sophismen wurde er schnell genug auf eine unangenehme Art gerissen, indem das Fräulein mit veränderter Stimme und Miene plötzlich ausrief: „So gehören Sie denn also auch zu der Mehrzahl jener charakterlosen Männer, die keiner Lockung widerstehen, keine anscheinende Gunst mit edler Art abweisen können? Sie wollen ein Freund sein, und haben kaum noch den Namen meines Geliebten gegen mich ausgesprochen? Er meldete mir, noch ehe Sie kamen, daß Sie für ihn handeln würden; aber beim geringsten Anschein, als ob ich Ihnen wohl wollte, hatten Sie auch alle Ihre Versprechungen vergessen. So oft ich mir noch einen solchen Scherz erlaube, so ist er mir auch gelungen, und es ist den Mädchen daher wohl nicht zu verargen, wenn sie von der Trefflichkeit des männlichen Geschlechts keine zu erhabenen Begriffe einsammeln können.“

Kronenberg suchte sich schnell zu fassen und erwiderte: „Aber glauben Sie denn in der That, reizendes Fräulein, daß ich nicht gleich die verständige Kokette in Ihnen erkannte? Meinen Sie denn wirklich, ich habe etwas anderes gewollt, als Sie auf die Probe stellen, wie weit Sie Ihren Mutwillen treiben möchten? Ich muß mir viel Schauspielertalent zutrauen, daß Sie, die Sie so fein sind, so fest an den zärtlichen Schäfer in mir haben glauben können.“

„Mit diesem Talente“, antwortete sie im Lachen, „steht es doch nur so so; den Verliebten spielten Sie wenigstens viel natürlicher als jetzt den Weltmann, der seine schlau angelegte Maske abwirft. Sie sind offenbar in Verlegenheit, so sehr Sie sich auch sammeln wollen. O ja, mein Herr, in der Schule der großen Welt haben Sie noch vieles zu lernen; Sie sind ihr nur aus einer der untersten Massen entlaufen.“

Sie verließ ihn spottend, und der Verstimmte ging in eine dunkle Laube, wo er den Sohn des Hauses lesend antraf. „Wo ist Ihr Herr Vater?“ rief er lebhaft; „ich komme, Abschied von ihm zu nehmen, denn meine Reise ist dringend.“ — „Mein Vater“, antwortete der Sohn, „ist oben in seinem Arbeitszimmer, in der notwendigsten und überflüssigsten Beschäftigung von der Welt.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Sie haben ja wohl von ihm gehört, daß er seinen Stolz davorin setzt, seine Güter selbst zu bewirtschaften. Es fügt sich aber, daß er gar nichts von der Sache versteht. Seine Leute wissen das auch; aber er wendet, wie er meint, die größte Kunst an, ihnen dies zu verbergen. Wirtschaftler, Förster, Verwalter müssen täglich zu ihm kommen, um Rechenschaft von ihren Arbeiten abzugeben und neue Befehle zu empfangen. Diese Konferenz dauert einige Stunden. Der gute Vater quält sich, treffliche Fragen auszusinnen, Verordnungen zu machen, die unmöglich und unausführbar sind, und um die Sache nicht ins Leichtsinrige zu spielen und die Komödie zu schnell zu beschließen, herrscht oft ein viertelstündiges heiliges Stillschweigen, wenn er nichts mehr zu fragen und die andern natürlich auch nichts mehr zu antworten wissen. Vor dieser Stunde fürchtet er sich an jedem Tage und hat täglich eine geraume Zeit nötig, um sich von ihr zu erholen. Gehen Sie hinauf, vielleicht erlösen Sie ihn dadurch aus einem Fegefeuer.“

Kronenberg folgte diesem Winke und traf im Zimmer des Barons die aufgestellte Dienerschaft in schweigender, erzwungener Aufmerksamkeit und den Herrn sinnend, den starren Blick zum Himmel gerichtet. Sein Gesicht erheiterte sich, als er den Eintretenden wahrnahm; er verabschiedete alle mit dem Ausruf: „Morgen weitläufiger — ich habe heute nicht länger Zeit.“ Er bedauerte, als er hörte, daß sein unterhaltender Gast ihn schon morgen oder übermorgen verlassen wolle. Indem hörte man Thüren laut werfen, heftiges Schellen, Geschrei der Bedienten, dazwischen die laute Stimme des jungen Herrn und eilende Tritte über die Korridore und die Treppe hinab und hinauf. „Um's Himmels Willen“, rief der erstaunte Kronenberg, „was hat das zu bedeuten?“ — „Sein Sie ruhig“, antwortete der Baron gelassen,

„Es ist nichts weiter, als daß mein Sohn studiert.“ — „Wie? Studiert?“ — „Ja, er kündigte mir schon heute morgen an, daß er noch vor Abend seine Studien wieder beginnen wolle, und da ich weiß, daß es dabei etwas unruhig zugeht, so war ich auf dies Geklimmel schon gefaßt. Der junge Mann, wie Sie werden bemerkt haben, lebt ziemlich zerstreut und eigentlich unbeschäftigt. Solange diese unbestimmten Spaziergänge, Jagdvergnügungen, leichte Lektüre, Reiten und Besuchemachen seine Zeit hinnehmen, ist er ziemlich ruhig. Aber alle drei Monate fällt es ihm einmal wieder ein, daß er seine Studien nicht ganz vernachlässigen darf. Alsdann schleppt er sich wichtige, tiefsinnige Bücher zusammen und setzt sich mit dem redlichsten Eifer zu ihnen nieder. Aber kaum hat er sie aufgeschlagen, so fallen ihm in dieser einsamen Zurückgezogenheit tausend Dinge ein, an welche er sonst niemals denkt: da hat ein Bedienter dies und jenes verschleppt, was er wieder suchen muß; es muß ein notwendiges Billet in die Nachbarschaft versendet werden; da schickt man, den Tischler und Schmied zu rufen, um eiligst und mit Hestigkeit ein Utensil zu bestellen, das eigentlich überflüssig ist; da läßt man in der Bibliothek herumreißen, um ein Buch zu suchen, das nachher verkramt wird. Und so ein lärmendes Geschäft nach dem andern. Es ist darum nicht immer wahr, daß die Musen die Einsamkeit und Stille lieben, und haben wir keine brausenden Wasserfälle, bei denen es sich, wie viele versichern, vortrefflich soll denken lassen, so benutzen wir hier die Treppen zu Kaskaden und die zugeschlagenen Thüren als Echo des Gebirges.“

Kronenberg entfernte sich mit einem sonderbaren Gefühl; er dachte nach, wie in dieser Familie kein Mitglied das andere zu achten scheine und alle doch so ziemlich gut miteinander fertig würden. Als man am Abend sich beim Thee wieder versammelte, trat die Mutter mit Freundlichkeit zum Gaste und flüsterte ihm zu: „Meine Tochter hat mir gesagt, Sie hätten den Scherz des jungen Mädchens mit einiger Empfindlichkeit aufgenommen; aber als ein Mann von Welt sollten Sie es nicht. Was können wir armen Weiber in der Einsamkeit anders thun, was uns wenigstens so unterhielte, als die Schuldigungen der Jugend und des Alters

annehmen? Lieber junger Freund, das ist ja nur eine andere Art von Kartenspiel, und geschieht mischen, mit Feinheit spielen, den andern erraten, sich selbst nie bloß geben, am allerwenigsten aber diesen artigen Scherz für Ernst halten, dies alles sind Eigenschaften, die eine gute Erziehung durchaus lehren muß, und ich habe es mich bei meiner verständigen Tochter Zeit und Mühe kosten lassen, ihr alle diese kleinen Künste beizubringen, damit sie niemals das Opfer eines Kluggebildeten werde, der die Unerfahrene mit dergleichen fangen und unglücklich machen könnte. Wir thören die Männer, müssen uns aber niemals bethören lassen, und ich wunderte mich schon am ersten Tage, daß Sie so hastig in das Garn gingen."

Kronenberg verbeugte sich höflich und dankte mit einiger Rührung, daß man es mit ihm noch so gnädig haben wollen. Bald aber wurde jedes leisere Gespräch durch die Schwänke unterbrochen, welche der junge Wehlen in seiner schreienden Manier vortrug, und denen Vater und Sohn schon seit einiger Zeit ein williges Ohr geliehen hatten. Es war ein Brief angekommen. „Ah! von dem alten Baron Mannlich!“ rief Wehlen aus, „der im vorigen Jahre so lange das Märchen der Nachbarschaft war, als er zum Besuch sich in Ihrem Hause aufhielt. Eine seiner sonderbarsten Geschichten ist Ihnen gewiß noch unbekannt. Sie waren damals verreist, und er ließ es sich recht gerne gefallen, mit mir einige Tage allein hier zu hausen. Ich bin auf der Jagd. Vor dem Dorfe bricht ein Wagen; der alte Herr macht sich herbei, hilft einem ältern und jüngern Frauzimmer auf die Füße, die, wie sich nachher auswies, zwei Erzieherinnen waren, führt sie spazieren, zeigt ihnen Garten und Gegend und endlich auch sogar das ganze Schloß als sein Eigentum. Um sich recht bei den Dämchen in Autorität zu setzen, schilt er mit den Domestiken der Herrschaft, wettert und flucht in den Wirtschaftsgebäuden herum, befiehlt, daß dieses und jenes am folgenden Tage ganz anders eingerichtet werde, und da die Knechte und Tagelöhner verblüfft ihn nicht begreifen, prahlt er gegen seine Begleitung, wie sehr alle seine Unterthanen seine Majestät fürchten. Das Lustigste aber war, daß er einen Bauer, der auf eignem Hofe Tabak rauchte,

unter auffallendem Lärm und großem Geschrei ins Gefängnis stecken ließ. Als nun die Frauenzimmer, vom Wandern, Lärmen und unendlicher Verehrung ganz ermüdet, endlich in ihrem alten gestickten Bägelchen weiter reiseten, mußte er mit mehreren Thälern den eingesperrten Bauer zufriedenstellen, die Dorfgerichte bestechen, den Knechten und Tagelöhnern ansehnliche Trinkgelder geben und an mich Unbedeutenden viele Umarmungen und Kisse sowie herzliche Freundschaftsbeteuerungen wenden, damit nur keiner verriete, mit welchem Glanze falscher Herrlichkeit er sich als dreistündlicher Tyrann aufgepußt hatte.“

Viele Scherze und Anekdoten kamen nun auf die Bahn, und der junge Mensch schien wirklich unerschöpflich; obgleich viele seiner Erzählungen keine sonderliche Spitze hatten, so fanden sie dennoch an den Hausgenossen gutwillige Zuhörer, und Kronenberg, der schon längst verstimmt war, begriff nicht, wie Geschichtchen ohne allen Zusammenhang, ohne geistige Verbindung die Gesellschaft erheitern konnten. Er äußerte eine bescheidene Kritik, und der Baron antwortete: „Ich gestehe Ihnen, wir sind das, was man Anekdoten nennt, geradezu die angenehmste Unterhaltung. Diese abgerissenen Einfälle und Schnurren ergözen eben dadurch, daß wir keiner Vorbereitung bedürfen, um sie zu verstehen und zu schmecken. Was mich aus der Geschichte interessiert, ist doch auch nichts anders, und ich erwarte immer noch den geistreichen Autor, der mir einmal alle die Schwerfälligkeiten in Späße verwandelt und diese scheinbare und langweilige Verbindung, diese Folge von Wirkungen und Ursachen völlig auflöst; denn alles ist doch nur Lüge. Einige französische Memoires nähern sich demjenigen schon so ziemlich, was ich verlange.“

„Die Litteratur aller Nationen“, sagte das Fräulein, „kann auch nicht anders interessant dargestellt werden, nur als Chaos einzelner, abgerissener, oft bizarrer, oft unbegreiflicher Erscheinungen zieht sie mich an.“

„Ei! ei!“ rief der junge Wehlen aus, „dann ist die deutsche auf dem besten Wege, Ihren vollkommensten Beifall zu gewinnen. Bald wird es dahin gekommen sein, daß unsere alljährlichen kleinen Kalenderchen uns die zusammenhängendsten und größten

Werke liefern. Diese Weihnachtlämmchen¹, denen das Mäulchen mit Gold verklebt ist, oder denen erst, wie den Rätzchen, nach neun Tagen etwa die muntern Nüglein geöffnet werden, wenn schöne feine und wohlgespitzte Finger die glimmende Verkleisterung² von den zarten Blättchen abgeschliffen und Gedichten wie Erzählungen die Zunge gelöst haben. Aber so niedlich die Bildchen, so feinsinnig deren Erklärung, so rührend die Geschichtchen, so zartgeflochten die Verse auch sein mögen, so finde ich trotz dem kleinen Formate in diesen Werken immer noch zu viel deutsche Schwerefälligkeit und mit dieser eine zu bestimmte Einseitigkeit, der unbilligen Richtung auf Weihnachten, Neujahr und des gratulierenden Umwandelns, wie Kirchendiener und Nachtwächter, gar nicht einmal zu gedenken. Dagegen unsre Wochenschriften und Tagesblätter! Nicht wahr, hier sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satire, Epigramm, Stadtklättscherei, Rezension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Rätsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Scharaden und Gedichte noch obenein, ausgeschüttet. Und welcher polnischer Reichstag, wenn auf einer Toilette sieben oder acht Blätter dieser Art aufgeschichtet liegen. Widerspruch, Antwort, Widerruf, Gezänk des einen mit dem andern, hier Lob, wo jener tadelt, dort eine Entdeckung, die schon uralt ist, bei jenem eine Anfrage, die jedes Lexikon beantworten kann, dann ein philosophischer Zweifel, ob es wohl gut sei, den Senf zu lange nach der Mahlzeit zu genießen. Hier nehmen sich auch erst die Erzählungen gut aus, bei denen es immer wieder von neuem heißt: die Fortsetzung folgt. Es ist nur zu tadeln, daß man von diesen immer noch zu große Massen reicht. Wenn ich ein solches Blatt herausgäbe, ich ließe mir es nicht nehmen, die merkwürdige Begebenheit etwa in folgenden Portionen zu liefern:

Gmnelinhyppothenusios ging aus der Thür.

Fortsetzung folgt.

¹ Kleine Lämmchen aus Holz, mit Flittergold besetzt, die früher auf allen Weihnachtsmärkten feilgeboten wurden; die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besonders beliebten goldschnittgezierten Taschenbücher oder Almanache werden hier so genannt, weil sie vor Weihnachten zu erscheinen pflegten.

² Gemeint ist der Goldschnitt.

Er sah sich um und rief:

Fortsetzung folgt.

Ha!

Fortsetzung folgt.

Denn er hatte einen Blick gethan —

Fortsetzung folgt.

In die Ewigkeit.

Fortsetzung folgt.

Bis ihn eine Schwalbe wieder zum wirklichen Leben erweckte.
Schluß nächstens.

Worauf er zurück in sein Haus ging.
Beschluß.

„Bei einer solchen Behandlung könnte der Scharfsinn der Leser doch noch in Thätigkeit kommen; aber bei der jetzigen Anstalt ist es unmöglich, daß sie nicht bald alles erraten und sich zu sehr dem Strome der Empfindungen hingeben, was unsre Landsleute eben gar zu nervenschwach und gefühlvoll macht.“

Ein Wagen fuhr vor, und der neugierige Wehlen ließ hinab, zu sehn, wer angelangt sei. Er kam schnell zurück und rief: „Freuen Sie sich! der Herr ist nun endlich da, den Sie schon so lange erwartet haben, um die Verhandlungen über die Güter zu beschließen.“ Da man ihm aber niemals glaubte, so antworteten ihm alle nur mit lautem Gelächter. Es währte aber nicht lange, so trat ein schöner junger Mann herein, dem die Familie mit einem Ausruf der Bewunderung entgegenschritt und ihn dann

herzlich begrüßte. In diesem plötzlichen Getümmel vergaß man seinen Namen zu nennen oder ihm die Fremden vorzustellen. „Ich habe“, sagte der Eingetretene, als die Ruhe wiederhergestellt war, „eine Reise durch mein Vaterland gemacht, und das hat mich abgehalten, früher zu Ihnen zu kommen, wie ich wohl unfern Verabredungen gemäß thun mußte. Zuletzt habe ich mich länger, als ich sollte, im Hause des Grafen Burchheim aufgehalten.“

Kronenberg ward aufmerksam. „Die älteste Tochter, Cäcilie“, fuhr jener fort, „hatte ein sonderbares Schicksal erlebt, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist; ihr schönes Gemüt mußte diese Begebenheit überwinden, und ich war etwas behülflich, sie zu zerstreuen.“

„Ich weiß“, sagte Kronenberg, „ihr Geliebter hat sie plötzlich verlassen und sein Wort zurückgenommen, weil er eine andere Leidenschaft in ihrem Herzen entdeckte.“

„Nein, mein Herr“, antwortete der Fremde mit einem scharfen Ton und glänzendem Auge; „man hat Sie ganz falsch berichtet. Ein junger Mensch von Familie, den der Vater mit zuvorkommender Güte behandelt, macht sich nach und nach im Hause notwendig; er schmeichelt allen, er ist gegen die Tochter zärtlich. Mit dem Vater patriotisch, mit dem Sohn kosmopolitisch phantasierend, die Mutter mit Hofgeschichten unterhaltend, mit den Kindern spielend, wird er allen alles. Dem Vater weiß er große Reichthümer vorzubilden, und dieser wünscht seine geliebte Tochter gut versorgt zu sehn. Cäcilie fühlt keine Neigung zu ihrem Liebhaber; indessen ist sie dem Vater nicht entgegen, dessen Glück und Liebe sie über alles schätzt, und — wie junge unschuldige Gemüther oft den Versuch machen — sie bestrebt sich, den Widerwillen, den sie im geheim gegen diese Verbindung fühlt, zu überwinden. Indessen vernimmt man nicht ohne Verwunderung, daß der Liebende, so oft er abwesend ist, eine reiche Familie, eine halbe Tagereise von dort, fleißig besucht; man murmelt, daß er auch dort der Tochter den Hof mache. Dies bestätigt sich, und zugleich läuft die Kunde ein, daß er statt der angegebenen Schätze nur große Schulden habe, daß Wechsel ihn verfolgen. Die Tochter ist ge-

kränkt — der verlegte Vater sucht ihn zum Geständnis der Wahrheit zu bringen — er leugnet standhaft. Da nimmt sich der empörte Sohn vor, ihn auf ernstere Weise zur Rede zu stellen, und der zärtliche Liebhaber ist plötzlich aus der Gegend verschwunden.“

„Sollte es einen solchen Charakter geben?“ fragte der Baron.

„O, dieser Mensch“, fügte der Erzählende hinzu, „ist im Stande, den Bauern zu erzählen, er habe mit vor Troja gekämpft, und einem Dorfschulmeister, er sei der Verfasser von allen Werken des Voltaire.“

Gleich darauf entstand ein eifriges Gespräch über Güterkauf und Geschäft- und Geldverhältnisse. Kronenberg nahm noch einmal Abschied, weil er morgen mit dem frühesten seine Reise fortsetzen müsse; für diesen Abend entschuldigte er sich, indem er noch einige höchst dringende Briefe zu schreiben habe. So wurde er nicht sonderlich bemerkt und bald darauf bei den wichtigen Verhandlungen, welche alle Gemüther zu spannen schienen, vergessen; nur der junge Wehlen schlich ihm nach, um draußen etwas feierlicher und mit mehr Rührung von ihm Abschied zu nehmen und ihm das beste Glück zu wünschen.

In der nächsten Stadt schrieb Kronenberg an den Baron Wildhausen und dessen Sohn. Im Brief an den ersten stand unter andern folgendes: „Atheisten, mein verehrter Freund, sind diese Leute wohl nicht zu nennen; aber freilich kümmern sie sich nur wenig um Gott oder Menschen. Die Tochter kann in einer glücklichen Ehe anders und besser werden, vorzüglich wenn es möglich ist, sie von der Langerweile zu erlösen, welche die ganze Familie zu Grunde richtet und sich auch dieser jungen Seele bemächtigt hat. Ich bin aber überzeugt, daß ein so gründlicher Verstand als der Ihrige sie am ersten wiederherstellen kann, wenn sie noch irgend zu retten ist. So hoch, wie ich nach Ihrer Schilderung glauben mußte, wird die französische Litteratur von diesen Leuten gar nicht gestellt; sie tolerieren sie nur, wie sie es auch mit der grönländischen und japanischen thun würden, und Ihre verehrte Frau

Gemahlin möchte eben an dieser geringschätzenden Gleichgültigkeit das größte Argerniß nehmen.“

„Was Deine Geliebte betrifft“ (so stand im Briefe an den Sohn), „so kann ich mir unmöglich denken, daß Du mit dieser glücklich sein würdest. Indessen läßt sich dergleichen freilich nicht berechnen. Ich besorge nur, wenn es noch einmal dahin kommt, Du mußt einen sehr trivialen Spaßmacher mit in den Kauf heiraten, der dem Seelenheile des Fräuleins bis jetzt noch unentbehrlich scheint. Er ist dieser Familie, was die Unruhe der Uhr — und gewiß, wenn sie von ihm nicht immer aufgezogen wird, so steht sie gar still. — Von mir mag ich kaum mehr sprechen, so lästig fängt mir an, der Ausgang mit mir selbst zu werden. Ich fürchte, das Glück, welches ich in der Jugend so mutwillig verschert habe, wird mir niemals wieder entgegenkommen. Eine gewisse Summe von Erfahrungen ist jedem Menschen bestimmt; ich habe diese vielleicht schon früh vollständig empfangen und wie der verlorne Sohn zwecklos ausgegeben. Lange hätte ich wohl davon zehren sollen und muß nun um so früher beschließen.“

Er siegelte die Briefe. Sein Pferd war schon vorgeführt, weil er im Augenblicke abreisen wollte. Da eilte der Kellner noch herauf und rief: „Gnädigster Herr, da unten ist der junge Graf von Burchheim, der Sie in einem wichtigen Geschäfte sprechen will.“ Kronenberg verfärbte sich. „So habe ich ihn doch nicht vermeiden können“, sprach er leise zu sich selbst; „es sei! Dies löst vielleicht in einem Augenblicke, woran ich sonst wohl noch viele Jahre hindurch aufzuwickeln hätte.“ Er ging hinab; der Fremde zeigte sich nicht. Nachdem Kronenberg ein Weilchen gewartet hatte, bestieg er sein Pferd. „Wo ist Graf von Burchheim?“ rief er noch einmal zum Fenster hinauf. „Hier!“ rief jemand hinter dem Thorwege hervor, und im nämlichen Augenblicke sprang auch der junge Wehlen lachend zum Reiter hin. Dieser aber, im äußersten Grade zornig, holte mit der Reitgerte aus und gab mit dieser dem Spötter einen Hieb ins Gesicht. Wehlen, diese Begegnung nicht vermutend, sprang erst zurück, gab aber dann mit einem Stoße dem Pferde, das schon davonsprengte, einen so derben Schlag, daß es sich in seinen schnellsten Lauf setzte und mit Lebensgefahr des

Weiters durch die Gassen und das Thor rannte. Die ganze Stadt geriet in Aufruhr und gab den jungen Mann verloren. Im Freien setzte das Tier über den Graben am Wege, rannte durch frisch geackertes Feld und stürzte endlich ermattet nieder. Kronenberg besann sich bald, half dem Gauls wieder auf und suchte über Wiesen, Fußstege und durch Wald die Landstraße wieder zu gewinnen.

Bei heiterm Sonnentwetter streifte er durch die schönen Gegenden, hielt sich zuweilen in den Städten länger auf, machte Bekanntschaften, verweilte an den Badeorten und suchte sich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Jetzt war er in die Thäler eines romantischen Gebirges eingedrungen, und der Wechsel von Wald und Berg, Hügel und Wiese ergökte ihn innig. Nur mußte er sich gestehn, daß das Verhältnis, in welchem er zu seinem Pferde stand, immer looser werden drohe; er konnte sich nicht verschweigen, daß das Tier süßamer und verständiger gewesen sei, da er es erst überkommen. Keine der alten Tücken war ihm abgewöhnt worden; es hatte sich seitdem viele neue angeeignet und war jetzt in manchen Stunden kaum zu bezähmen. Im stillen war Kronenberg schon mit sich übereingekommen, es bei einer vorteilhaften Gelegenheit zu verkaufen oder umzutauschen.

Am heutigen Tage war das Wetter besonders warm, und der abenteuernde Reisende fühlte sich wieder wohl und zufriedener, als er seit einiger Zeit mit sich selber gewesen war. „O du liebliche Natur“, sagte er fast laut, indem er langsam an Hügeln und Nebengeländern hinritt, „wie hast du doch Balsam und Trost für jeden Schmerz! O du erhabenste Lehrerin! Wer nur immer fähig und offenen Sinnes genug wäre, deine Worte zu vernehmen und zu verstehen! Wie bist du so lauter und so wahr! Vom heitern Himmel weht und tönt die reine Liebe, aus dem Walde klingt ein heiliges Rauschen, die Wasser plaudern mit süßer Geschwägigkeit, die Bergströme brausen, und über Flur und Wiese und Wald weht ein Geist der Eintracht, Lauterkeit und Wahrheit. Die Tiere, die Vögel, das schwinnumende Geschlecht, sie alle sind und bleiben ihrem Berufe getreu. Raun, daß der hochbeinige Storch dort am Weiher mit seinem abgemessenen Gange etwas mehr Gravität

affektiert, als er gerade nötig hätte, und die kleine Nachstelze mit einiger übertriebenen Munterkeit hin und her wippt und für wichtiger angesehen sein will, als ihr wohl zu Mute sein mag. Aber der Mensch — der arme Mensch! Kaum ist ihm die Zunge gelöst, so umfängt ihn schon im ersten Fallen die Lüge und läßt ihn auch nicht wieder los; selbst seine innersten Gedanken werden unwahr, seine Pulse heucheln, und er verliert im Labyrinth der Zweifel, der Entschuldigung, des Ausputzes, der Eitelkeit sich selbst. Und doch ist es so bequem, ehrlich und wahr zu sein. Die Sache selbst, wenn die Lüge kaum Schatten zu nennen ist. Hat denn wohl Affektation und durch Lüge erzwungenes Lob und Bewunderung meinem Herzen nur einige der Schmerzen, der Vernichtungen vergüten können, die es erdulden mußte, wenn man meiner Armseligkeit auf die Spur kam oder sie ganz entdeckte? Ja, von heut', von jetzt an will ich allen Täuschungen entsagen und das Leben selbst finden, das sich mir bisher immer hinter Schattengebilden verborgen hielt."

Er sah in der Ferne einen angenehmen Landsitz vor sich liegen: ein geräumiges Haus, ziemlich in altem Stil gebaut, daneben ein Obst- und Gemüsegarten, Springbrunnen und hinten ein großer Park, das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Als er näher kam, bemerkte er, daß die Landstraße links vor dem Hause neben der Mauer vorbeiführe; aber das große Thor in dieser war ganz geöffnet, und durch dieses übersah er schon den innern Hof. Auf einer großen Rampe des Schlosses waren viele Menschen versammelt; er unterschied einige hübsche Mädchengesichter; es that ihm schon leid, daß er nicht mit Schickslichkeit über den Hof reiten dürfe, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Als wenn sein Pferd diesen seinen Gedanken gefühlt hätte und ihm seinen Wunsch erleichtern wollte, setzte es sich jetzt, von seinen Tücken bestochen, in das stärkste Rennen und damit gerade auf den Thorweg zu. Sowie die versammelte Menschenmasse auf der breiten Treppe das bemerkte, sprangen einige von dieser herab; alle aber streckten die Arme aus und riefen: „Vetter! Cousin! teurer Vetter! Endlich da!“ — Das Roß, von dieser Bewillkommung aufgemuntert, achtete nun nicht mehr des Zaums und der Sporen, sondern stürzte

schnell weiter, und schon war, allem seinen Ablenken zum Trost, der beschämte Kronenberg im Hofe. Das Freudengeschrei der eingebildeten Verwandten nahm zu, und der geängstete Reiter fürchtete, das Pferd würde nun ebenso toll und blind mit ihm zu dem Thorwege gegenüber hinaussetzen und die schnell enttäuschte Wetzerschaft der zu rasch vorübereilenden Erscheinung ein schallendes Gelächter nachsenden. Um dies zu verhüten, wandte er alle Mittel an; er wollte halten, die Gesellschaft um Verzeihung bitten und dann im ruhigen Schritt weiter reiten. So hatte er beschlossen, aber ganz ein anderes sein unbezähmbares Roß. Dieses bäumte, sprang von der Seite, und da Kronenberg jetzt selbst die kalte Fassung verlor, schlug es mit ihm über und warf ihn im Fall gegen den steinernen Brunnen des Hofes. Blut rann ihm in die Augen, und das letzte, was er hörte, war ein gellender Aufschrei. Alle liefen hinzu, aber schon war um ihn Nacht — er hatte die Besinnung verloren.

Jene große Begebenheit, welche Deutschland völlig zu vernichten schien, war indessen eingetreten. Alle Dinge veränderten plötzlich ihre Gestalt, und man konnte voraussehen, daß binnen wenigen Jahren auch jene Einrichtungen, die für jetzt noch bestanden, dem neuen Geiste würden weichen müssen. Eine allgemeine Lähmung hatte die Gemüther ergriffen. Denn bei einer so ungeheuren und schnellen Umkehrung fühlen die meisten Menschen ihr Unglück weniger, als wenn sie vorbereitet zu sein scheinen und allgemach von der gewohnten Lage scheiden sollen. Die Notwendigkeit ist eine strenge Lehrerin, und man gesteht sich selber nicht, wie unbedingt man ihr folgt, da sie keine Einrede annimmt und keinen Aufschub gestattet. Waren die Patrioten einer Verzweiflung hingegeben, in der sie fast wie im Sturm alle übrigen Güter schnell mit dem Leben hätten über Bord werfen mögen, so triumphierten dagegen die Neuerungsfüchtigen und konnten eine gewisse Schadenfreude nicht verbergen, daß nun wenigstens alles das würde weichen müssen, wogegen sie so oft und manchnial vor

tauben Ohren gepredigt hatten. Der gemeine Mann war betäubt; er litt und klagte, ohne viel zu denken, und Greise, die sich für erfahrener hielten, meinten unschuldig genug, dieser Krieg würde wie frühere mit allen seinen Folgen vorübergehn und dann den Dingen wieder Platz machen, die er nur auf einen gewissen Zeitraum verdrängt habe.

Manche Woche hindurch hatte Kronenberg auf seinem Krankenbett gelegen und weder von großen noch kleinen Begebenheiten Kunde empfangen; denn sein Bewußtsein war noch immer nicht zurückgekehrt, und der Arzt hatte ihn mehr wie einmal für verloren gehalten. Der Kranke sprach nicht und schien auch weder zu sehn, noch zu hören. Die ganze Familie war abwechselnd um ihn beschäftigt, am gütigsten die Mutter, die in seiner Pflege unermüdelich war. Dies war um so verdienstlicher, da der große Haushalt, dem sie selber vorstand, schon ihre ganze Thätigkeit forderte; um so mehr jetzt, da das Gut von täglichen Durchmärschen und Einquartierungen geplagt wurde. Oft war das große Haus so besetzt, daß das Getümmel sogar bis in die abgelegene Krankenkammer drang, und wenn selbst die Wärter sich oft ängsteten, so ging dem Betäubten wenigstens für jetzt alle diese Unruhe unbewußt vorüber. Die Töchter des Hauses sowie der Vater sahen den Leidenden oft, den sie für ein Mitglied ihrer Familie hielten; aber manche gern gesehene Besuche aus der Nachbarschaft sowie Reisende, am meisten aber die unwillkommenen Gäste störten und schwächten die Teilnahme, die sich für den Kranken ohne diese Umstände noch stärker würde ausgesprochen haben.

Der erste Schnee fiel wieder. Der Arzt und die Gräfin waren nebst der Wärterin und einem alten Diener in der Krankenkammer zugegen. Da erhob sich der Kranke plötzlich im Bett, setzte sich aufrecht, betrachtete die Umstehenden und schaute dann nach dem Fenster, das nur halb mit den Vorhängen verhüllt war. „Ha!“ rief er aus, „ist die Equipage noch nicht da? Ich fürchte, der Christoph wird mit der Bärenmütze und seinem Schapselz ganz allein ankommen; aber sorgen Sie doch wenigstens für den edlen Unbekannten dort in seinem Stübchen — ich will ja gerne alles vergüten, Frau Wirtin.“

„Himmel!“ rief die Gräfin, „er hat den Verstand verloren.“ — „Er phantasiert wohl nur“, meinte der Arzt; doch da er den Puls des Kranken untersuchte, zweifelte er auch daran und meinte, diese Krämpfe entstünden vielleicht nur durch Erinnerungen, die in Krankheiten oft plötzlich hervortreten, indeß andere, zwischenliegende Zustände auf lange wie verschüttet wären. So war es auch mit dem Patienten, der immer noch in jenem Gasthose zu sein glaubte, in welchem er im ersten Frühjahr die Nachricht von seinem Freunde Wildhausen erwartet hatte; vielleicht war es das Schneegestöber, welches gerade diese Momente wieder hervorrief. Der Arzt erklärte ihn übrigens für gerettet und meinte, mit den zunehmenden Kräften würde das Gedächtniß auch wieder nach und nach zurückkehren.

Am folgenden Tage fand der Arzt den Kranken schon um vieles besser. Er konnte seine Erinnerungen schon deutlicher und sicherer verknüpfen; nur wie er hieher gekommen sei, unter welchen Umständen, dies blieb ihm noch völlig dunkel. „Nächst dem Himmel“, sagte der Arzt, „haben Sie der verehrungswürdigen Gräfin Ihre Rettung zu danken; eine solche mütterliche Pflege vermag mehr als alle Ärzte.“ Die Gräfin kam wieder und leistete dem Patienten Gesellschaft, als der Doktor sich entfernt hatte. Sie freute sich, ihn gerettet, ihn selbst schon in der Besserung zu finden. „Aber“, rief Kronenberg, „wie komm’ ich nur hierher? Wie verdiene ich diese Güte? Wer sind Sie, Verehrte? Wie kann ich nur danken für alle diese Liebe?“

„Schweigen Sie“, antwortete die Gräfin, „der Arzt hat Ihnen das Reden noch strenge verboten. Können Sie Ihre Erinnerung denn immer noch nicht sammeln, daß wir Sie, teurer Vetter, schon seit lange erwarteten? Endlich schreiben uns entfernte Verwandte, welchen Tag Sie eintreffen werden; Sie erscheinen, und indem wir Ihnen schon die Arme entgegenstrecken, wirft ein entsetzliches Schicksal Sie blutend, zertrümmert vor unsere Füße hin. Was wir dabei gelitten, können Sie ermessen — ich, mein Mann, alle meine Kinder, die wir uns so herzlich auf Ihre Bekanntschaft freuten. Von Cäcilien will ich gar schweigen.“

„Cäcilie?“ rief der Kranke, wie entsetzt: „sie ist hier?“

„Wo sollte sie sonst sein?“ fuhr die Gräfin fort. „Doch davon, wenn Sie besser sind. Das arme Mädchen hat unendlichen Kummer geduldet. Wie sonderbar, wie schmerzhaft haben wir uns müssen kennen lernen.“

Durch öftere Besuche, sowohl vom Arzt wie von der Familie, konnte der Leidende endlich sich soviel zusammensetzen, daß man ihn für einen Baron Feldheim halte, den man an jenem Tage erwartet habe. Er mußte vermuten, daß es ein Plan gewesen sei, ihn mit der ältesten Tochter dieses gräßlichen Hauses Werthheim zu verbinden. Er lernte nach und nach alle Mitglieder der Familie kennen, und als er sich schon wohler fühlte, besuchten ihn selbst die Töchter auf Augenblicke, und diese sowie die Söhne fand er liebenswürdig; die Eltern mußte er verehren, aber eine selige Empfindung durchdrang ihn, wenn er auf Minuten Cäcilien erblickte; denn ihm war alsdann, als wenn sich eine himmlische Erscheinung seinem Lager näherte.

Die Krankheit machte es ihm unmöglich, viel über seine sonderbare Lage nachzudenken, noch weniger über sie zu sprechen; er ließ sich also schweigend alle Pflege und die herzliche Liebe gefallen, die ihm mit dem natürlichsten Ausdrucke entgegengebracht wurde. In einsamen Stunden nahm er sich vor, den Irrtum, in welchem alle befangen waren, aufzuklären, sowie er sich nur stärker fühlte; aber er schauderte schon jetzt vor diesem Augenblick und ließ also im wohlthuedenden Leichtsinn Stunden, Tage und Wochen hinschwinden. Wenn ihn sein Gewissen mahnte, so beschwichtigte er es mit der schwachen Ausrede, daß er diesen Zustand nicht herbeigeführt habe, daß er den Irrtum nicht ersonnen, die Familie also auch nicht hintergangen habe.

„O Cäcilie!“ sprach er in einer stillen Nacht zu sich selber; „jetzt bist du gerächt, denn dieser Engel hier zerreißt mir Herz und Seele; ich kann nicht gesunden; ich kann nicht bleiben und nicht reisen. Ach, welch ein armer, elender Mensch, wie nichtig bin ich doch zeit meines Lebens gewesen! Kann nicht Neue, ernstester Wille alles wieder gut machen? Ja, ich fühle neue Kräfte in meinem Innern erwachen; vielleicht ist mir noch nicht alles Heil verloren.“

Mit den zunehmenden Kräften lehrte dem Kranken immer mehr die Erinnerung zurück. Er durfte es jetzt schon wagen, anfangs nur auf kurze Zeit, die Wohnzimmer und den Saal zu besuchen, in welchem die ganze Gesellschaft zuzeiten versammelt war. Das erste Mal war Kronenberg einer Ohnmacht nahe, als er bei den vielfachen Reden, unter den verschiedenartigen Gestalten, auch seinen Teil am Gespräch nehmen und durchführen sollte. Die Familie, welche er schon kannte, war zugegen; Cäcilie saß einsam an einem Fenster und leuchtete ihn wieder wie eine Erscheinung entgegen; die zweite Tochter, blond und voll und immer heiter, spielte mit einem alten, mürrischen Offizier der Fremden Schach. Die Mutter erklärte dem Kranken, es geschähe hauptsächlich, um diesen bösen Menschen, der als Kommandant auf diesem Schlosse wohnte, in guter Laune zu erhalten. Die jüngste Tochter, Leonore, sprach mit einem jüngern, sehr höflichen, feinen Franzosen, und die beiden Brüder hatten sich dieser Gruppe ebenfalls zugesellt, um den Fremden von seinen Feldzügen erzählen zu hören. Die Mutter, mit ihrer Arbeit beschäftigt, sprach mit einem Musiker, einem Freund des Hauses, der oft zum Besuch hinkam und als geistreicher Freund besonders in diesen bedrängten Zeiten der Familie fast nothwendig geworden war. Der Vater ging ab und zu und war oft im Gespräch mit einem stillen jungen Manne, einem entfernten Verwandten des Hauses, dem auch Cäcilie viele Aufmerksamkeit schenkte, indes der Musiker ihn oft mit scheelen Blicken von der Seite betrachtete.

Natürlich gratulierten alle dem Genesenden, und die vielen Danksaugungen, die Rührungen, die er erwidern, die vielseitigen Theilnahmen, auch der ganz Fremden, die er beachten mußte, dies alles erschöpfte ihn so, daß er kaum zu diesen Anstrengungen die gehörigen Kräfte aufbieten konnte. Man bedachte nicht, daß es für den Schwachen die größte Aufmerksamkeit sein würde, ihm Ruhe zu gönnen. Doch war alles leichter zu überstehen als die Bärtlichkeit eines alten greisen Mannes, der nicht müde werden konnte, ihn zu umarmen, ihn gerührt und mit Thränen an seine Brust zu drücken und mit zitternder Stimme zu erzählen, wie sehr er an jenem Tage erschrocken sei. Er ward endlich fast mit Ge-

walt entfernt, und die Mutter sagte halb scherzend: „Sie müssen meinem guten alten Bruder schon verzeihen; er macht freilich die Verwandtschaft etwas zu sehr geltend; man muß ihn bei seinem Alter schon gewähren lassen.“

Als Kronenberg länger im Saale blieb, bemerkte er, durch Krankheit und lange Entfernung von den Menschen an allen Sinnen geschärft, daß der junge Verwandte, Emmerich, eine Leidenschaft für Cäcilien zu verbergen suche und dies um so mehr, da der Musiker jeden seiner Blicke bewachte; Cäcilie schien dem Liebenden mit einer gewissen Angstlichkeit auszuweichen und ergriff die erste Gelegenheit, sich recht vertraut zum Kranken hinzuzusetzen, um viel und angelegentlich mit ihm zu sprechen. In diesem Gespräch entwickelte sie den Reiz eines schönen Gemüthes, die Nührung eines Herzens, das bis dahin noch keinen gefunden hatte, dem es ganz im vollen Vertrauen entgegenkommen konnte. Kronenberg fühlte sich beschämt, da er nicht begriff, wodurch er diesen Vorzug verdiene; aber doch war ihm im Leben noch nie so wohl geworden. Der jüngere Offizier näherte sich ihnen ebenfalls und sprach so freundlich zu Kronenberg, als wenn er diesen schon seit vielen Jahren gekannt hätte. Cäcilie nahm die erste Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Als sich hierauf der Musiker in das Gespräch mischte und auf bittere Weise von den Mitgliedern der Familie sprach, ward Kronenberg ängstlich und wünschte sich zu entfernen. Aber bald gewann alles eine andere Gestalt, denn Adjutanten sprengten vor das Schloß und meldeten, daß der Marschall auf seiner Reise für diese Nacht hier einkehren werde. Die Offiziere gingen ihm entgegen, der Herr des Hauses ward gerufen, alles geriet in Bewegung, und nach einiger Zeit erschien ein stattlicher Mann, der höflich und mit feiner Lebensart den Grafen und die Gräfin begrüßte und diese, da schon angerichtet war, zur Tafel führte. Sein Betragen war so fein, daß er niemand in Verlegenheit setzte; vielmehr fühlten sich alle behaglicher als gewöhnlich, und alle waren in unbefangener Heiterkeit auch liebenswürdiger als sonst. Nach aufgehobenem Tische benutzte Kronenberg die allgemeine Verwirrung, um sich unbemerkt wieder auf sein einsames Zimmer zurückzuziehen. Erschöpft warf er sich auf

das Bett und überdachte seinen sonderbaren Zustand. Noch niemals in seinem Leben war ihm so wohl und weh gewesen: ihm dünkte, er sei noch niemals mit Menschen umgegangen; alle seine bisherigen Bekannten und Freunde erschienen ihm nur als hohle Larven, die er nicht begriff, und die ihn nicht verstanden, bei denen es sich auch des Verständnisses nicht verlohnte. Glaubte er doch auch erst jetzt aus einem dumpfen Schlafe erwacht zu sein, der bis dahin alle seine Sinne gefesselt hatte. Wenn ihm die Freundlichkeit der übrigen Menschen nur als eingelernte Grimasse erschien, so lernte er jetzt erst fühlen, was Vertrauen, Glauben und Liebe sei. „Und doch“, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, „ist es vielleicht nur eine kranke Stimmung, die mir die Dinge in diesem Lichte zeigt, und eine künftige Gewöhnlichkeit wird mich wohl wieder eines andern belehren und hofmeisternd meinen jetzigen Zustand Überspannung schelten. Und kann ich denn diese zarte Liebe, dieses holde Entgegenkommen mir aneignen? Gilt es denn nicht vielmehr einer erlogenen Maske, einem unbekanntem Fremden? Wie qualvoll ist mein Zustand, daß ich nicht der sein darf, der ich seit dem Erwachen meiner bessern Kräfte sein möchte!“

Indem er so mit sich selber schalt und eine Behmut sich seines ganzen Wesens bemächtigte, hörte er leise an seiner Thür, die er verschlossen hatte, rascheln. Nicht lange, so ward ein Schlüssel umgedreht, vorsichtig, aber doch mit einigem Geräusch, und sie öffnete sich. Kronenberg, von einem Schirme verdeckt, konnte das ganze Gemach überschauen. Der alte Verwandte, der ihm heut' mit seiner Zärtlichkeit so lästig gefallen war, trat leise herein! „Nun ist er doch einmal in der Gesellschaft“, flüsterte er für sich. Er sah sich behutsam um; dann ging er an den Schrank, öffnete die Schubladen und kramte in der Wäsche und den wenigen Büchern. Der Mantelsack, der im Winkel lag, entging seiner Aufmerksamkeit nicht; aber diesen fand er leer. „Er hat auch“, sprach er wieder zu sich selber, „verdammnt wenig Sachen bei sich: hätte mein Schwager nicht sein Geld aufgehoben, so könnte man ihn für einen armen Schlucker halten. Und keine Brieftasche! keine Papiere! keine Schatulle!“ Er wiederholte seine Nach-

forschung, und da er wirklich nichts weiter entdecken konnte, entfernte er sich mit einem unzufriednen Gemurmel. — Kronenberg, der mit stummem Erstaunen diesen unvermuteten Besuch angesehen hatte, dachte noch lange über dessen Bedeutung nach, bis ihn endlich ein wohlthätiger Schlummer von diesen sowie allen übrigen Betrachtungen befreite.

Am folgenden Morgen traf Kronenberg den Musiker allein im Saal. Er konnte sich nicht enthalten, ihm die gestrige sonderbare Begebenheit mitzuteilen. „O“, rief jener aus, „über dergleichen müssen Sie sich gar nicht wundern, denn das kann Ihnen noch oft begegnen. Dieser alte Baron Mannlich, der Bruder der Gräfin, hat in seinem Müßiggange, der ihm Langeweile macht, nicht eher geruht, bis er sich einen Hauptschlüssel zuwege gebracht hat; wie er die Gäste des Hauses spricht, so hält er es auch für notwendig, ihr Zimmer, wenn sie nicht zugegen sind, genau zu untersuchen. Und Gnade dem, der irgend Papiere und Briefe umherliegen läßt! Denn er nimmt sie mit, um sie zu studieren und gelegentlich zu verlieren, oder sich die dunkeln Stellen vom Schulmeister erklären zu lassen. Auf elegante Kleinigkeiten, wie Nadelbüchsen, Scheren, Riechfläschchen, macht er ordentlich Jagd und hat davon schon wirklich ein Arsenal angelegt, aus welchem er manchmal bedürftige Kammerjungfern unterstützt, um sich ihrer Dankbarkeit zu erfreuen.“

Kronenberg mußte lachen. Der Name Mannlich schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht erinnern, wo er ihm vorgekommen sei. Der Musiker, welcher einmal ins Sprechen geraten war, fuhr, auch unaufgefordert, in seiner Schilderung der Familie fort: „Sie, mein Herr von Feldheim“, sagte er mit bitterm Ausdrücke, „haben den Weg gefunden, sich der Liebe der Gräfin, wenn Sie auch nicht ihr Verwandter wären, auf ewig zu versichern. Wo die alte gute Dame nur pflegen und wohlthun kann, da ist sie in ihrem Elemente; sie spielt so gern den Doktor, und da ich ihre Leidenschaft kenne, so fingiere ich zuzeiten eine Unpäßlichkeit,

vorzüglich nach einem kleinen Gezänk (denn sie kann mich eigentlich nicht leiden), um mich nur wieder in Gunst zu setzen. Aber freilich, so mit ganz eingeschlagenem Kopf, unter einem zerschmetterten Pferde tot und ohnmächtig liegen, aus Stirn, Nase und Auge bluten, heißt die Sache ins Große spielen, und dagegen nehmen sich meine kleine Hülfbedürftigkeiten nur armselig aus.“

„Es scheint mir grausam“, sagte Kronenberg empfindlich, „diesen schönen Trieb ins Lächerliche ziehen zu wollen.“

„So?“ antwortete der Musikus; „Sie sind wohl auch human, empfindsam und sentimental? Lassen Sie sich von aller Welt kurieren und verweichlichen, ich habe gar nichts dagegen; ich sage ja nur, Ihr Austritt hier im Hause oder Ihr Hereinfall in die Familie war eben durch diesen Unfall auffallend genug, und die Gräfin genoß trotz ihres Schrecks die Freude, alle ihre Künste an Ihrem Leichname entwickeln zu können. Sie möchte die Töchter auch gern zu Wohlthäterinnen erziehen — die halten es aber mehr mit den gesunden Männern, und bei denen haben Sie sich durch Ihre Krankheit nicht so sehr empfohlen. Die beiden jüngern Gräfinnen sind voll Übermut und Schalkheit, gefallen sich nur, wenn sie andern gefallen, und schonen mit ihren Reizen weder Feind noch Freund. Welch Lamentieren, Welch Schelten, Welch patriotisches Verzweifeln, als die Schlacht verloren war! Sie wollten bis Norwegen und Grönland flüchten, um nur keinem von diesen verruchten Feinden in sein undeutsches Auge sehen zu müssen. Und jetzt! Sidonchen gefällt sich außerordentlich in der Gesellschaft des jungen, freundlichen Majors; sie nimmt alle seine Huldigungen mit Freuden an und ist verdrüsslich, wenn sie ihn einen Tag nicht sieht. Und die kleine Leonore hilft ihrer verständigen Schwester treulich, den lebenswürdigen tapfern Mann bewundern. Wenn wir Musik machen, geschieht es eigentlich nur feinetwegen; seine Favoritstücke, die gemeiniglich die schlechtesten sind, müssen vorgetragen werden; er schmeichelt und lügt, und sie verehren, heucheln und bewundern. Das ist so der Lauf der Welt.“

„Aber der Vater? Unmöglich kann er ein solches Verhältnis gern sehen.“

„Es ist auch nichts Ernsthaftes“, erwiderte jener, „die liebe, leidige, beseligende Koketterie, das, was bei den meisten Mädchen das Glück ihrer Jugend macht! Und der alte Herr ist so gut und brav, so ohne Arg, daß er nur heiter ist, wenn seine Kinder gefallen. Er hat seinen Bohn gegen die Franzosen, die er nicht begreift, auch beiseite packen müssen und sucht wieder seine feinen Redensarten hervor, die er seit lange vergessen hatte. Er kann es aber doch nicht lassen, jede Einquartierung mit seinen deutschen Drohungen und der Schilderung unserer Tapferkeit zu erschrecken, die ihn immer heimlich oder öffentlich verlacht. Darum ist auch jener Tüchmäuser, der blasse Unverwandte, sein Liebling, weil der manchmal den Dämpfer vom Instrument nimmt und in recht lauten und heroischen Tönen seinem Widerwillen Luft macht. Der prophezeit uns allen und den Fremden zugleich sehr oft den Fall Frankreichs und das Wiedererwachen unserer Nation. Der junge Major Duplessis lacht nur darüber, aber der alte mürrische Kapitän Biancourt runzelt oft gewaltig die Stirn, und zwischen ihm und Emmerich wird es gewiß einmal etwas geben; auch wäre es wohl schon geschehn, wenn der älteste Sohn, Konrad, nicht so oft mit dem Franzosen auf die Jagd ginge und der jüngste, Anton, nicht mit ihm auf seine läppische Weise schäkerte. Die jungen Herren konnten auch erst nicht Haß genug gegen die Feinde in allen Winkeln ihres Wesens austreiben, und nun sind ihnen diese und täglich neue Besuche so notwendig, daß sie ohne sie vor Langeweile nicht aus noch ein wüßten.“

„Sie haben nun“, sagte Kronenberg, „die ganze Familie charakterisiert und nicht mit liebevoller Hand gezeichnet; nur Cäcilien erwähnen Sie nicht.“

„Weil diese gar nicht zu den andern gehört!“ rief der Musikus bewegt und zornig aus; „weil dieses alberne Wesen, die gar nicht weiß, was sie will, wie eine Erscheinung aus dem dritten Himmel ist. Sie sieht und hört nicht, was um sie vorgeht, sie liebt und haßt nicht, sie ist zu schön, so daß man verzweifeln möchte, und sie weiß von ihrer Schönheit so wenig Gebrauch zu machen, daß sie wie ein einfältiges Kind herumwandelt. Ei, dieses Wesen, diese Augen, diese Stimme — ja, das Herz könnte sie

mir umwenden und einen andern Menschen aus mir machen. Aber Liebe? — Nein, sie läßt sich nicht träumen, daß es dergleichen geben könne, wenn nicht in ihrem innersten Herzen eine dumme Verehrung für jenen ernsthaften und langweiligen Vetter wohnt, dem ich wünschte, daß er noch schlimmer da draußen gegen den Brunnen stürzen möchte, um niemals wieder aufzustehn.“

Mit wilden Gebärden rannte der grimmige Mensch fort, und Kronenberg fühlte, wie bei der letzten Äußerung ein empfindlicher Schmerz durch seinen Busen zuckte. Er fürchtete, daß Cäcilie wohl schon lieben könne, vielleicht ohne es zu wissen, und ein Gefühl von Verzweiflung tauchte in ihm auf: seine Nichtigkeit ergriff ihn, und er sehnte sich fort in die Weite, ja in den Tod, um nur diese Bedrängnis von sich zu schütteln. Der alte Graf Werthheim überraschte ihn und störte seine Gedanken. Er erzählte vom Marschall, dessen Erscheinung ihm in dieser traurigen Zeit eine reine Freude gewährt hatte. Dieser schon bejahrte Mann hatte das Unglück des Landes empfunden und ebenso mild als verständig über die neuesten Begebenheiten gesprochen. Der Graf war gerührt, daß er bei Feinden gewissermaßen mehr Trost finde als so oft bei Eingebornen, ja nahe Befreundeten; denn seine eignen Söhne waren, wie er klagte, nur selten, vom Geschwäg jenes Musikers verleitete, mit ihm einig. Denn es gibt Güter, die sich oft, eben weil sie unsichtbar und die höchsten sind, der Schätzung der Menge entziehen; dagegen diese gewöhnlichen Menschen so oft andere erringen wollen, deren Wert sie viel zu hoch anschlagen, weil ihr Inhalt namhaft gemacht werden kann und ihre äußere Erscheinung mit blendendem Glanze auftritt. Dieses stille Glück, diese echte Deutschheit war es, welche der Graf so oft verteidigen mußte und sich immer trotz des stärkeren Beistandes seines Verwandten nur schwach fühlte und gewöhnlich aus dem Felde geschlagen wurde, wenn man ihm gegenüber den Ruhm der großen Nation, ihre Eroberungen, ihre politische und militärische Ausbildung, ihre Gerichtsverfassung und alles das, was die Bewunderung der neuesten Zeiten erregt hat, entgegensetzte. Es schien, daß er und der Marschall, der nur wenige Meilen davon und,

wie man glaubte, auf länger seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sich in wirklicher Freundschaft gefunden und erkannt hatten. Der alte Mann erzählte nicht ohne Bewegung, wie auch Kronenberg, dessen Krankheit und Gesicht, vorzüglich aber seine verständigen, wenn auch nur wenigen Worte den Heerführer innig interessiert hätten. Es war die Aussicht, daß man ihn öfter sehn würde, und damit die Hoffnung gewonnen, daß Offiziere und Soldaten sich in diesem Distrikte gut würden betragen müssen.

Die Gesellschaft versammelte sich wieder zu Musik und Spiel; Kronenberg beobachtete noch aufmerksamer den melancholischen Verwandten, wie ihn der Musikus nannte, und es blieb ihm nicht zweifelhaft, daß er Cäcilien liebe, auch sie schien ihm geneigter wie allen übrigen. Mit bitterm Gefühlen zog sich der Kranke auf sein einsames Lager zurück.

Kronenberg erfreute sich bald einer bessern Gesundheit, und seine gänzliche Wiederherstellung schien nicht mehr entfernt. In der Zerstreung, in welcher er lebte, fand er nur selten einige Minuten, um über seinen Zustand nachzudenken. Die politischen Begebenheiten, an welchen die Familie natürlich das lebhafteste Interesse nahm, die Durchmärsche, die mannigfaltigen Charaktere, die im Hause austraten, die Besorgnisse, welche sie oft erregten, sowie die Vermittelungen, welche immer wieder notwendig wurden — alles Dinge, an welchen Kronenberg seinen Teil nehmen mußte, ließen ihm so schnell Wochen und Monden verfließen, daß er in der Verwirrung und Betäubung kaum noch seiner früheren Vorsätze gedachte. Dazu kamen, um das bewegte Leben zu vermehren, Konzerte, an denen oft die benachbarten Familien teilnahmen, Vorlesungen, Spazierfahrten und Besuche bei auswärtigen Befreundeten. War er einmal von der größern Gesellschaft entfernt, so beschäftigte ihn der geistreiche Musikus, mit dem er sich mehr, als er anfangs denken konnte, versöhnt hatte. Vertrauter aber war er mit den beiden Franzosen, vorzüglich mit dem jüngern, dessen freundliche, geschmeidige Höflichkeit ihn völlig

bezauberte. Er konnte der Art, wie dieser Fremde ihm seine Hochachtung bezeigte, wie er sein Vertrauen suchte, und der Herzlichkeit, mit welcher er seine Freundschaft erwiderte, unmöglich widerstehn. Auch Cäcilien war er viel näher gekommen; in manchen Augenblicken glaubte er sich von ihr geliebt; sah er aber dann wieder, wie sie in andern Stunden sich mißtrauisch von ihm zurückzog, wie ängstlich sie ihn vermied, wie fremd sie seine leidenschaftliche Anrede erwiderte, so glaubte er sich zu täuschen, und eine unglückliche Stimmung bemächtigte sich seiner, in welcher er gegen alle Welt, am meisten gegen den zurückgezogenen Emmerich ungerecht war, der ihm als die verhaßte Ursache von Cäcilien's verändertem Benehmen erschien. So sehr aber dieser das Fräulein lieben mochte, so war sein Charakter dem des Verstimmtten völlig unähnlich; denn er blieb auch gegen Kronenberg freundlich und antwortete selten auf die Bitterkeiten, die er oft von diesem und noch öfter von dem gallüchtigen Musikus anzuhören bekam.

Die Eltern, wie es arglosen Menschen oft zu gehen pflegt, bemerkten von allen diesen Verhältnissen wenig oder gar nichts. Den Vater schien es zu kränken, daß sein junger Freund, dem er zugethan war, mit den Feinden seines Vaterlandes in ein vertrauliches Verhältniß trat und oft Gesinnungen zu äußern schien, die er undeutsch nennen mußte.

An einem Nachmittage hatten sich die Frauen entfernt, und so sehr es sonst der Graf vermied, fiel unter den Männern das Gespräch dennoch auf die Politik. Vor kurzem war der letzte Hoffnungsschimmer erloschen, und als der Vater seufzend klagte: „Jetzt sind wir und mit uns ganz Deutschland völlig verloren!“ rief der Musikus in seinem bittern Humor plötzlich aus: „Verloren? Und was wäre denn daran noch zu verlieren gewesen? Was hattet ihr Deutsche denn noch, das euch zu Deutschen, zu einem Volke machen konnte? Die innere Entzweiung hat schon längst alle eure Kräfte gebrochen und jedes Nationalinteresse, jede großartige Verbindung unmöglich gemacht. Je mehr jede Provinz, jedes Ländchen sich isolierte und vom allgemeinen Bande löste, je mehr glaubten sie an Selbständigkeit und Patriotismus

gewonnen zu haben. Sie verschmachteten in engherziger Klein-
 geisterei, während einige Residenzen in nachgespielter feiner Le-
 bensart, in nachgebeteten Phrasen diese Pfahlbürger und ihren
 Sinn verispotteten. Die größeren Reiche belauerten einander nei-
 disch und hielten immer schadenfroh den Verlust des Nebenbuhlers
 für eigenen Gewinn. Längst schon war die Freiheit entflohn, der
 Sinn aus den leeren Formen der alten Verfassung entwichen,
 und die trübseligen Ruinen konnten höchstens nur noch Geist und
 Aufschwung hemmen und lähmen. Nie hat auch der Deutsche
 selbständig sein wollen; man lasse ihn seine Kindereien, seine
 Rechthaberei, und er wird gerade in der Unterdrückung, wenn es
 dem Nachbar nur ebenso schlimm ergeht, immer noch freudig mit
 dem Spielzeuge klappern und sich glücklich wähnen. Wird ihnen
 aber jetzt die klägliche Reichsstädtereie, dieser Nürnberger Land, aus
 den Händen geschlagen, geht ein frischer Geist mit unwidersteh-
 licher Kraft durch alle ihre Länder und zerreißt und verbindet,
 was noch nie vereinigt, was seit lange nicht getrennt war, so er-
 wachen sie wohl und huldigen nun besonnen einer neuen Gewalt,
 die dazu bestimmt scheint, Europa zu beherrschen. Ja, gezwungen
 werden sie, statt des kleinstädtischen Provinzeigenfinnes einen
 europäischen großartigen Geist in sich zu bilden. Wieviel Gut
 gewinnen sie also gegen den scheinbaren Verlust armfeliger
 Schatten! Steht es nicht zu hoffen, daß unter fremder Herrschaft
 sich erst das erzeugen möchte, was man deutsch, national, eigen-
 tümlich nennen dürfte? War es ja doch nur bis jetzt die Bücher-
 welt, die die Verlassenen ihre Litteratur nennen wollen, welche
 bisher ein gewisses Einverständnis unter den mancherlei Ge-
 bräuchen, Stämmen, Sekten und Religionen, Dialekten und ge-
 gegenseitigen Befehdungen aufweisen konnte. Mögen sie diese doch
 nun zu etwas Edlem, Richtigem ausarbeiten, zu einer Gestalt
 vollenden, die sie mit einigem Vertrauen ihren Nachkommen über-
 liefern dürfen! Vielleicht, ja wahrscheinlich waren es die ver-
 schiedenartigen Verfassungen, alle die Überreste aus dunkeln Jahr-
 hunderten, die das Reisen dieser Frucht bisher unmöglich gemacht.
 Besser, daß diese große Erschütterung, der die Welt nicht mehr
 ausweichen kann, uns von einer fremden gebildeten Nation mit-

geteilt werde, die große Erfahrungen gemacht und überwunden, von einem Manne, vor dem sich zu beugen keine Schande ist, als daß diese Begebenheit aus der Verworrenheit der Menge, aus blindem Drangsal, aus der Schlawheit hervorgehe. Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Poesie, auf welche die Deutschen so eitel sind, mögen nun ihre Schwingen entfalten und den Flug um so höher richten, als sie nicht mehr gegen hemmende Politit und vielfältige bürgerliche Einrichtungen zu kämpfen haben. Die Freiheit der Presse ist wenigstens das erste Gut, auf welches wir mit Gewißheit rechnen dürfen. Alle die armen Journalisten, die bisher nur matt und leise dieses und jenes durften ahnden lassen, wenigstens lispeln, sie dürfen jetzt die Trompete nehmen und das von den Dächern verkündigen, was etwa nur noch in den vertrautesten Kreisen geflüstert wurde. Erst durch diese kann eine öffentliche Meinung in Deutschland geboren werden; und auch diese Kunst oder dies Handwerk, durch Journale und Zeitungen Gefinnungen zu verbreiten, müssen wir erst von den Franzosen und hauptsächlich von den Engländern lernen. Solange es bei uns noch ganze Dörfer gibt, die weder lesen mögen noch können, ist es mir immer, als ob man von einem Gespenste rede, wenn man von der deutschen Litteratur spricht. Überlege ich also unbefangen und in größerem Sinne das, was uns jetzt zugestoßen ist, so wage ich es zu behaupten, daß unser Verlust mit einem Mikroskop muß aufgesucht werden, daß unser Gewinn aber etwas Unermeßliches sei.“

Der Franzose lächelte selbstgefällig. Kronenberg schwiegen nachdenkend und betrachtete den Grafen, der sich voll Verdruß auf die Lippen biß; der finstre Biancourt machte eine Miene, aus der man so wenig Beifall als Unzufriedenheit lesen konnte; und da alle schwiegen, machte der Redner eben Anstalt, in seiner Abhandlung fortzufahren, als Emmerich, glühend rot im Gesicht und mit glänzenden Augen, in diese Worte ausbrach:

„Wie? Litteratur, Kunst und Poesie könnten ohne Vaterland sein? Ohne dieses Grundgefühl, welches diesen Blüten erst Klima und Wärme verleihen muß? So leicht wollte ich glauben, daß der starre Leichnam eines Greises wieder zur Jugendfrische

und allen Leidenschaften belebt werden könnte. Man kann noch fragen, was wir verloren haben? Nicht dieses und jenes, sondern alles; und daß es Deutsche gibt, die so fragen können, die mit sophistischer Überweisheit jene hohen, einzig hohen Güter verkennen und verschmähen, dies ist das Elend unserer Tage, daran sind wir zu Grunde gegangen. Geblendet vom Glanz ausländischer Herrlichkeit, strebten wir nach Dingen, die uns nicht angehen¹, die keine Güter, kein Glück für uns sind, und lernten die Gaben, das wahre Glück, die einheimische Trefflichkeit verschmähen, die uns ein gütiges Schicksal noch gegönnt und gelassen hatte. Wenn dieses Glück, diese Freiheit, die sich nicht in Zahlen, nicht in geschriebenen Paragraphen aufweisen läßt, einmal ganz verschertzt sein wird, dann werden wir an ihrem Grabmal erst wissen, was wir besessen haben. Und jetzt, durch diesen ungeheuern Schlag, sollte eine Freiheit, auch die kleinste nur errungen werden können? Das wenigstens, was man die Freiheit der Presse nennt? O, wir werden sehen, wie alle unsere Zeitungen, wie alle Flugblätter, die so oft die Miene der Freiheit angenommen haben, dem Sieger huldigen; wie dieselben Menschen, die bitter und ungerecht gegen ihre angeborenen Fürsten waren, nun schmeichelnd im Staube kriechen. Freiheit! welch großes, schönes Wort! Welch edles Herz möchte nicht für dieses kostbare Gut erglühen? Nur wahre sich der Bessere, wenn er das Höchste zu verteidigen strebt, nicht aus mißverstandnem Eifer sich denen beizugesellen, die ohne Staat und Vaterland, Diener des Augenblicks und der bethörten Menge, dies heilige Wort in ihren Fahnen führen, um ihrem Groll, ihrem Haß der Obrigkeit, ihrer Zerstörungswut Bahn zu brechen. Drücken uns Mängel, bedarf der Staat neuer Kräfte, so erwecke man diese; man heile jene, aber auf dem gesetzlichen Wege; warne, unterrichte derjenige, der sich dazu berufen fühlt, und zeige in verständigen Schriften, daß er sein Vaterland kennt und liebt, daß er es verdient, Staatsmännern und dem Monarchen als Ratgeber, der Menschheit selbst als Wohlthäter zu erscheinen. Aber wie, den Journalen, den Zeitungen und Tages-

¹ Gehören, für uns passen.

blättern sollen wir dieses Palladium vertrauen? Diese Krankheit wünscht man uns als Gewinn, daß sie sich allgemein verbreite, an welcher England vielleicht einmal verbluten muß und gern die größten Opfer brächte, wenn es diese Pressfreiheit hemmen könnte? Wie gutmütig sorgen die Regierungen doch, daß auch der ärmste Unterthan schreiben und lesen lerne, wähnend, daß dieses nur Kennzeichen der Bildung des gemeinen Mannes sei; wie arbeiten sie sorgfältig, damit er nur ja in Zukunft alle die ungerechten und oft hämischen Angriffe erfahre, die die besten Bemühungen der Regenten erleiden müssen. Man sehe nur jene englischen Zeitungen an, wenn man mich der Übertreibung beschuldigt, die für den Landmann, ja für den Pöbel der Provinzen berechnet sind und wahrlich nicht Belehrung, Zurechtweisung, edlen Freiheitsfinn enthalten, sondern nur immer wieder die verderblichen Funken austreuen, ob denn nicht einer einmal zum Mordbrand aufschlage. Und brauche ich denn jenseit des Meeres nach Beispielen zu suchen? Liegen sie uns nicht näher, wenn auch vielleicht nicht ganz so bössartig? Welche Masse von leichtem Räsonnement, welche elenden Deklamationen, welcher unberufene und unsinnige Haß gegen jede Obrigkeit hat sich bei uns seit dieser unseligen Revolution gesammelt und ausgesprochen! Welche unmenschliche Schadenfreude über das unerhörteste Unglück, welche Gleichgültigkeit bei den schrecklichsten Begebenheiten! Vorzeit und Gegenwart möchten die Schreier ebenso unphilosophisch als unhistorisch in den Abgrund werfen und vernichten, um nur ihre chimärische Zukunft, die tyrannische Oberherrschaft ihrer Grillen zu begründen. Sie zürnen in ihrem Freiheitsseifer, wenn der Despotismus Heinrichs, des deutschen Kaisers¹, von einem kräftigen Papst gebrochen wird, der in jenem Zeitalter Freiheit fester gründete, als sie zu träumen vermögen; sie finden es aber ganz in der Ordnung, wenn Ludwig der Märtyrer² von einem ver-

¹ Heinrich IV. (1056—1106), Gegner Gregors VII. Tied schließt sich hier der Auffassung Johannes Voigts an, der 1815 eine Schrift über Gregor veröffentlichte, in welcher er diesem Papste eine sehr günstige Beurteilung zuteil werden ließ.

² Ludwig XVI. von Frankreich (1774—93).

ruchten Revolutionstribunal genüßhandelt wird. Bis jetzt war es anders bei uns als in Frankreich und England, und unser Volk darf stolz darauf sein. Fast seit zwanzig Jahren ertönen diese Grundsätze durch unsre Gebirge und Fluren, die Heere des Feindes sind fast ebenso viele Jahre abwechselnd die Beherrscher verschiedener Provinzen; und wo ist ein Land, ein Stamm, eine Stadt, ja, ich möchte sagen, ein Dorf zu nennen, die ihrem angeborenen Fürsten treulos geworden wären? Nein, fester sind die Bande gezogen, inniger ist diese Liebe entzündet. Was haben sie gelitten, die Ärmsten, und mit welchem Jauchzen haben sie ihre Fürsten wieder begrüßt! Nein, das können die deutschen Herrscher auch nie vergessen, nie diese Hingebung, diese Opfer, diese unwandelbare Treue (die sich immer wieder bewähren wird) mit Undank erwidern. Nie werden sie in den Irrtum verfallen, die Stimmen jener Blätter mit der Stimme ihres Volks zu verwechseln.“

„Mithin“, warf der Musiker ein, „wird die jetzige große Begebenheit ohne allen Nutzen sein?“

„Der Himmel hat sie zugelassen“, antwortete Emmerich, „und aus dem tiefsten Glende blickt mir eine Hoffnung entgegen. Wir werden alle zur Erkenntnis kommen; wir werden uns vereinigen, ein wahrer National Sinn wird und muß erwachen und alle Provinzen brüderlich verbinden. Vielleicht fällt dann einmal ein Glück, ein ungeheures Schicksal vom Himmel, und eine allgemeine Flamme lodert über Berg und Flur, ein Freiheitsruf ertönt durch alle Gauen, ein Fürstentum erklingt durch alle Wälder, und nun versammelt sich jung und alt um die vielgeliebten Regenten, und es gelingt vielleicht durch des Himmels Gnade, was jetzt unmöglich scheint.“

„Sie werden zum Propheten!“ sagte der Musikus hämisch; „in jener goldnen Zeit werden Sie sich dann ohne Zweifel niedersetzen und ein Journal oder Wochenblatt in einem ganz entgegengesetzten Sinne herausgeben, jedes Gebrechen loben, den Ministern schmeicheln, das Mittelalter zurückwünschen und den Despotismus predigen.“

„Nein!“ rief Emmerich lebhaft aus, „wenn ich dann noch

atme und mich bewegen kann, so nehme ich eine Muskete auf die Schulter und trete mit dem ärmsten und niedrigsten meiner Brüder in Reihe und Glied.“

Er konnte seine Rührung nicht verbergen und entfernte sich schnell; der Graf folgte seinem Lieblinge, erschrocken über das, was er auszusprechen gewagt hatte. Der Musikus schickte beiden ein lautes Gelächter nach, in welches der heitere Duplessis einstimmt; Biancourt aber stand auf und sagte: „Beim Himmel! Gibt es noch viele solche Menschen in Deutschland, so können wir hier noch einmal einen harten Stand haben. Er hat uns gesagt, was wir eigentlich nicht hören durften; aber er ist jung und brav, und wir sind hier Gäste und keine Spione. Ich kann die Dinge nicht ganz so sehn wie er, und über dieses Kapitel ließe sich noch vieles sagen, manches näher erörtern, anderes beschränken. Wo aber eine Gefinnung aus dem Vollen geht, da hat sie auf ihre Weise immer recht.“ — Er ging hinaus und hörte kaum auf die Scherze, die Duplessis ihm nachrief. Jetzt entfernte sich auch der Musikus, und Duplessis sagte zu Kronenberg, mit dem er sich jetzt allein befand: „Auf diese Weise, wie es dieser verstimmtte Jüngling sich träumt, geht es weder jetzt noch in der Zukunft; aber meine Imagination hat die ganze Nacht das verarbeitet, was Sie mir gestern und vorgestern eröffneten. Sie kennen meinen Haß gegen die jetzige Verfassung meines Vaterlandes, gegen den Mann, dem wir alle als unserm sogenannten Kaiser demüthig huldigen müssen; er vergeudet unsere besten Kräfte und dankt uns kaum dafür; sein Ehrgeiz verpraßt das ungeheure Erbteil, das er aus den blutigen Händen des Aufruhrs empfangen, und er ruht nicht eher, bis er sich und zugleich uns alle zerstückelt hat.“

Kronenberg antwortete: „Wenn wir einmal wieder allein und ungestört auf Ihrem Zimmer sind, sollen Sie eine deutlichere Einsicht in jenen großen Plan haben, von dem Ihnen einige Erörterungen kaum noch einen fernem Anblick gewähren können. Durch ganz Deutschland, ja wohl noch weiter, zieht sich diese große Verbindung; die Brüder kennen sich und verstehen sich durch Zeichen, Schrift und Rede, die jedem andern unverdächtig sind.

Wenn alles reif ist, so wird von allen Seiten das Ungeheure hervortreten und mit vielen, aber sichern Schlägen die Gestalt der Welt verändern.“

„Und wer lenkt“, fragte jener, „diese weitverschlungene Verbindung?“

„Man hat“, sagte Kronenberg, „trotz meiner Jugend viel Vertrauen in mich gesetzt, daß ich mich wohl ohne Eitelkeit einen der Regierenden nennen darf. Ich habe jetzt einen großen Teil von Deutschland gesehn und die Reise hieher benutzt, neue Fäden anzuknüpfen, neue, bedeutende Mitglieder anzuwerben und mich den obersten Häuptern bekannt zu machen. Jetzt nur hat meine unversehene Krankheit so manches gehindert, wenigstens verzögert; ich konnte nicht schreiben — man wußte nicht, wo ich war.“

„Ist der Graf in Ihrem Bunde?“

„Nein, er ist, wie seine Söhne, viel zu schwach, um teilzunehmen; leichte Schwärmer, wie jener Emmerich, könnten uns nur schaden.“

„Können Sie mir aber nicht einige der größten Häupter namhaft machen, damit ich der Sache noch mehr vertraue? Denn vornehme, wichtige Leute müssen doch, wie Sie selbst sagen, Mitglieder sein.“

„Nicht heut!“ erwiderte Kronenberg; „binnen kurzem sollen Sie alles erfahren, was ich selber weiß. Aber diese Aufstände im Rücken der Armee, diese kleinen Korps, die sich hier in unserer Nähe formirt haben, sind schon ein Vorspiel.“

Dupleffis wurde von einer Ordonnanz abgerufen, und bald nachher trat Emmerich wieder herein. Er schien etwas sagen zu wollen und war doch verlegen. Endlich näherte er sich und faßte Kronenbergs Hand. „Mein Teurer“, fing er an, „den ich so gern meinen Freund nennen möchte — warum weichen Sie mir, und oft mit Verachtung, aus?“ — Kronenberg war verlegen. „Sie vertrauen sich Menschen“, fuhr jener fort, „die es nicht verdienen, und entdecken ihnen vielleicht Dinge, die diese Fremden am wenigsten erfahren dürften. Ich zittere, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, und nicht bloß als Ihr Freund, sondern noch mehr als

Freund des edelsten, schönsten und herrlichsten Wesens, das die Natur jemals erschaffen hat.“

„Wen meinen Sie?“ fragte Kronenberg.

„Sollten Sie es nicht wissen? Brauche ich Cäcilien noch zu nennen? Sie ängstet sich, daß sie Sie mit diesem langweiligen Fremden in so genauer Verbindung sehn muß; sie fürchtet davon die schlimmsten Folgen. Können Sie es denn über sich gewinnen, dieser holdseligen Erscheinung auch nur eine Sekunde ihres Lebens zu trüben? Wär' ich so glücklich wie Sie, welches Opfer wäre mir wohl zu groß? Und Sie können anstehn — daß ich es doch herausfrage — Ihre Eitelkeit etwas zu zähmen? Denn sie ist die Kette, wodurch dieser Mensch Sie bindet. Er bewundert Sie, er vergöttert Ihre Talente, er schmeichelt Ihnen. Ob es ihm Ernst ist, weiß ich nicht; daß er aus Absicht lüge, will ich nicht behaupten — aber ganz unwahrscheinlich ist es nicht.“

„Sie tranken mich!“ rief Kronenberg aus. „Ich halte Duplessis für einen edlen Menschen; auch habe ich weiter keine Verbindung mit ihm, als wie sie täglich unter Gebildeten stattfindet.“

„Sie wollen mich nicht verstehn“, fuhr Emmerich etwas beleidigt fort; „Sie weichen mir wieder aus, wie immer. Auch der Graf, der Sie wie ein Vater liebt, läßt Sie bitten, ja beschwören, vorsichtig zu sein.“

„Aber ich begreife nicht, wie die ganze Familie plötzlich zu dieser unnötigen Angst gekommen ist.“

„Sieber Feldheim, Sie wissen, mit welcher Sorgfalt der Graf jenes Buch aufhob, welches Sie mit sich führen, wie er es verbarg, weil nach dem Mutor schon längst geheime Nachforschung geschieht. Sie forderten es zurück, und wir erstaunten, ja erschrafen, als Sie es uns vertrauten, daß Sie der Verfasser seien. Die Bewunderung des Grafen ist freilich nicht größer als seine Furcht, daß Ihr Talent Sie unglücklich machen könne. Aber heute früh, als er und ich diesen Duplessis besuchen, finden wir das Wert dort offenbar liegen; er nennt uns Sie als den Urheber; mit einem Schwall von Hyperbeln erhebt er die Vortrefflichkeit des Buchs, vergöttert Sie und sagt mir, Sie hätten sich ihm unverschämten entdeckt.“

Kronenberg war auf einen Augenblick verlegen; doch faßte er sich bald und sagte: „Ich ehre den Mann und hielt ihn nicht für so geschwätzig. Doch sehe ich auch kein Unglück, da er sich nur Leuten vertraut hat, die schon um die Sache wußten.“

„Davon ist die Rede nicht“, erwiderte Emmerich ernst; „Sie sollten unsere treue Warnung mehr achten.“

„Lieber Freund“, sagte Kronenberg mit einem geheimnißvollen Lächeln, „Sie ängstigen sich um Kleinigkeiten. Ich wünschte, Sie könnten größeren Ansichten Raum geben, so würde ich Ihnen manches entdecken, was Ihr Herz erhöhe und diese kleinliche Furcht auf immer verjage. Darf ich zu Ihnen reden?“

Emmerich trat einen Schritt zurück. „Ist es möglich?“ rief er aus, indem er ihn scharf betrachtete; „können Eitelkeit und Geheimnißkrämerei den Menschen so tief aushöhlen, daß er das schönste Glück, das vor ihm liegt, mit Füßen von sich stößt, um Wolkengebilden nachzulaufen? — O, du arme Cäcilie!“ — Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer.

Man hatte sich vorgefetzt, an einem freundlichen Tage in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen. Da alle Fremden mit eingeladen waren und außer den Offizieren noch andere Gäste im Hause wohnten, auch der Musikus und der vermeintliche Feldheim nicht fehlen durften, so wurden verschiedene Wagen gebraucht und eingerichtet, und die Gräfin, die gewöhnlich die Besorgung und Einteilung der Gesellschaft über sich nahm, hatte an solchen Tagen viel zu rechnen und zu überlegen. Es war ihr daher nicht angenehm, als sie während ihrer Betrachtungen durch ein zu lautes Gespräch im Nebenzimmer gestört wurde, in welchem die Kammerjungfern, von denen einige mitfahren sollten, lachten und schrieten und nur beruhigt wurden, als der alte Baron Mannlich zu der Schwester in das Zimmer trat. „Lieber Bruder“, sagte die Gräfin, „warum zeigst du deinen Gästen immer wieder von neuem diese Blöße und gibst Veranlassung, über dich zu scherzen?“ — „Sei stille“, flüsterte der alte Mann, „es geschah

zu deinem und zu aller besten.“ — „Zu meinem Besten?“ — „Ich habe eben eine Untersuchung angestellt, die höchst wichtig war. Die Wäscherin ist drinnen, und da ich das eine Halstuch fortnehmen und dir bringen will, rissen sie mir es wieder weg, und das war die ganze Unruhe. Aber die Sache selbst ist wichtig. Denke dir, alle Wäsche unsers Betters, des jungen Feldheim, ist mit v. K. gezeichnet. Wie erklärst du das?“

„Lieber Bruder“, sagte die Gräfin, „es ist höchst ungeschicklich, daß du dich immer in dergleichen Dinge mischest; vielleicht hast du nicht recht gesehn, vielleicht — wer weiß, woher es kommt. Ich habe keine Zeit zu diesen wichtigen Betrachtungen.“

„Auf seinem Zimmer“, fuhr der Alte fort, „habe ich diesen silbernen Stift gefunden, auch v. K. gezeichnet. Meine Augen sind noch gut; sieh selber her, so kannst du es erkennen. Ein Petschaft führt er gar nicht mit sich: kein Wappen! Ist das nicht unbegreiflich?“

„Du hast ja so oft gehört“, sagte die Gräfin, „daß ihm seine Brieftasche mit vielen andern Sachen ist entwendet worden.“

„Ich ruhe nicht“, rief der Alte, „bis ich weiß, wer er ist. Er hat noch keinen einzigen Brief bekommen, seit er hier ist — er hat noch keinem Menschen geschrieben. Ist das nicht unnatürlich?“

„Unnatürlich? bei dem jetzigen unsichern Postwesen? Und wer sollte er denn sein, wenn er nicht unser Vetter wäre?“

„Neulich“, fuhr der alte Mann fort, „erzählte ich ihm ein langes und breites von meiner Tante Kugelmann, die er doch in seiner Familie oft muß haben nennen hören; sie ist berühmt, die Frau, und nach einer Stunde nannte er sie Baronesse Regelfrau. Da ist mir der Verstand völlig still gestanden.“

Die Gräfin lachte. — „Daß ich in Halle studiert habe, war ihm eine ganz neue Sache. Nun, das weiß doch die ganze Welt um wieviel mehr ein Vetter. Es war ihm auch was Neues, daß mein Bruder ein krummes Bein hat; den Mann in unserm Wap-
pen hielt er vorgestern für einen Affen. Das alles geht mir so im Kopf herum, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Darum muß ich Zerstreung suchen.“

„Sei nur fertig, lieber Freund“, sagte die Gräfin, „denn wir fahren gleich, und du richtest es immer so ein, daß wir warten müssen, und kennst doch die Ungeduld meines Mannes.“

„Nächstens muß er mir“, rief der Alte, „das Wappen der Feldheim erklären, und wenn's da auch hapert —“

„Du weißt ja, Lieber, daß die jetzige junge Welt auf dergleichen nicht sehr achtet.“

„Es wird doch kein verruchter Gottesleugner sein!“ rief der Alte im höchsten Zorne und entfernte sich, mit den Füßen stampfend.

Als man zur Fahrt aufbrechen wollte, war lange ein Hin- und Herhandeln um die Plätze, und welche Kutsche früher, welche später abgehn könne. Kronenberg eilte noch einmal in den Saal, um ein entlehntes Buch wieder an seinen Platz zu stellen. Fast im nämlichen Augenblicke trat Cäcilie durch die andere Thür herein, um ihren Hut abzuholen, den sie hier vergessen hatte. Kronenberg bat um die Erlaubnis, sich zu ihr in den Wagen setzen zu dürfen; sie gewährte sie, im Fall es nicht der Einrichtung ihrer Mutter widerspreche. Im kleinen Hin- und Herstreiten verzögerten sie und achteten nicht auf eine leise Bewegung, die sie an der Thüre hörten. Sie war verschlossen, als sie endlich hinausgehen wollten; man wollte die zweite öffnen, sie widersetzte sich ebenfalls, und die dritte war in demselben Zustande. Kronenberg sah Cäcilien verlegen und errötend an. „O weh!“ rief diese, „der böse, alte, zerstreute, wunderliche Onkel! Mit seinem Hauptschlüssel, den er immer bei sich führt, um sich mit allen Schlössern zu thun zu machen, hat er uns eingeriegelt! Und, sehn Sie, da fahren schon alle Wagen über das Feld im schnellsten Trabe hin!“

Kronenberg wollte ein Fenster aufreißen, aber Cäcilie hielt ihn zurück, indem sie sagte: „Keine Übereilung! Alle Bedienten sind mitgefahren und geritten; Verwalter und Gärtner, Brauer und ihre Hausgenossen sind so entfernt, vielleicht auch ausgegangen, daß wir sie nicht errufen können. Einen zufällig Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen, könnte nur dazu nutzen, den Schloffer aus dem nächsten Orte herbeizuholen; und welches Aufsehn das ich durchaus nicht wünschen kann, würde die Be-

gebenheit machen! Denn einzuholen sind die Reisenden nicht wieder.“

„Eine sonderbare Lage“, sagte Kronenberg.

„Die wir nur so wenig wie möglich zur Geschichte der Provinz machen müssen“, erwiderte Cäcilie. „Der Ort, wohin sie fahren, ist zwei Meilen von hier entfernt; sie können uns nicht früher als dort vermissen; senden sie auch in der größten Eile zurück, so braucht der Bote doch wieder zwei Stunden, und wir müssen also vier in Ruhe hier aushalten. Ob es dann noch der Mühe verlohnt, zu fahren, ist die Frage. Sie können wenigstens hinüberreiten. Also Geduld ist das, was wir am nötigsten brauchen; fasten müssen wir auch. Setzen Sie sich also dorthin und lassen Sie, lieber Vetter, uns mancherlei erzählen, uns vielleicht etwas vorlesen, oder spielen Sie dort auf dem Fortepiano.“

Kronenberg that es. Er war über diese seltsame Lage, in die er plötzlich geraten war, so erstaunt, daß er selbst nicht wußte, wie er sich benehmen sollte. Konnte ein Liebender einen glücklicheren Zufall wünschen als diesen, der ihm so viele Stunden eine ungestörte Einsamkeit vergönnte: dem Gegenstande seiner Leidenschaft alle seine Gefühle zu sagen, wozu ihm in dieser unruhigen Zeit immer noch die Gelegenheit gemangelt hatte? „Eine Fee“, fing er an, „hat Sie, teure Cäcilie, in diese Gefangenschaft versetzt, damit Sie mich anhören sollen; damit Sie erfahren, wie ich von Ihnen denke.“

„Sie sollen auch wissen, wie ich von Ihnen denke“, erwiderte sie. „Vielleicht ist es möglich zu machen, daß wir uns verstehn. Und doch --“

„Wie? sollten Sie an meinen Empfindungen zweifeln können? Noch zweifeln, daß mein Glück oder Unglück an Ihren Lippen hängt?“

Cäcilie ging sinnend im Zimmer auf und ab; dann setzte sie sich zu Kronenberg und fragte: „Denken Sie sich denn auch bei diesen Worten etwas? oder sind es nur die hergebrachten Redensarten?“

„Sie tranken mich, Teuerste!“

„Nun ja, Vetter, ich will glauben, daß Sie mir gut, recht gut sind; ist das etwas Besonderes? Das bin ich allen Menschen. Was höher als diese Freundschaft, dieses Wohlwollen steht, kann etwas Himmlisches, Überirdisches sein, aber auch wohl, so ahndet mir, etwas recht Böses; oder auch nur Schein, mit Lüge und Trug vermischt. Ach, die armen Menschen! Sie wissen es ja oft selber nicht, wenn sie sich und andere hintergehen.“

Kronenberg faßte ihre Hände; er ließ sich auf ein Knie nieder; er küßte die dargebotene Hand und wiederholte seine Beteuerungen. Wie erschrak er aber, als sie ihn plötzlich zurückstieß, wie entsetzt vor ihm floh, mit lautem Weinen und Schluchzen sich auf das Sofa setzte und das Haupt trostlos in die Kissen verbarg. Lange konnte sie auf seine Ermunterungen, auf seine Bitten keine Antwort geben; die Stimme versagte ihr immer von neuem, und da auch er zu Thränen gerührt wurde, erhob sie sich endlich, wie noch stärker erschüttert, und rief: „Feldheim! Vetter! Auch Thränen? Worüber?“

„Daß ich das Leben meines Lebens so trostlos sehen muß; daß ich verkannt werde.“

„Ach! Liebster!“ klagte sie; „nein, ich, ich kenne Sie; von den übrigen mögen Sie vielleicht verkannt werden. Kann man den mißverstehen, den man liebt?“

„Sie lieben mich? O Cäcilie, ja, du bist meine Gottheit!“ rief Kronenberg und stürzte wieder zu ihren Füßen nieder. „O, dann bin ich der Glücklichste der Menschen; dann sollst du mit mir selig werden.“

„Glend“, sagte sie mit schwerem Tone, „werden wir beide sein, vielleicht die Glendesten aller Menschen. Gibt es einen tiefern Jammer, ein kläglicheres Herzleid, als lieben und nicht achten, eine, eine Seele auserwählen müssen, sich ihr ganz unbedingt hingeben wollen und doch nicht vertrauen können? Zweifeln, wo uns der schönste Glaube erheiternd erfrischen müßte? In den Tempel gehen, um in erster Frühlingwärme, im neuen Gesundheitsgefühl nach Todesnächten Gott anzubeten und auf dem Altar ein lügenhaftes Fragenbild zu finden?“

Kronenberg war vernichtet und vermochte keine Antwort zu geben; denn jeder Gedanke versagte ihm. Sie konnte ungestört fortfahren: „Wenn ich schon sonst von dir reden hörte, wie malte meine neugierige Phantasie dein Bildnis aus. Du solltest kommen. Die Stunde schlug, und das Entsetzlichste geschah; eine Begebenheit, schlimmer als Tod, ereignete sich vor meinen Augen. Ich kannte dich nicht, nur meine Schmerzen um dich. Wie ein Heiliger warst du mir geworden. O, Himmel! Wie wenig verstehen die Menschen, was Wohlthun ist! Sie belächeln oft meine teure Mutter. Ist sie dir denn nicht auch Mutter, fast mehr als Mutter geworden? Zum zweitenmal bist du durch sie da und genießest des Lichtes und deiner selbst. Ein Gegenstand freudiger Nahrung, wehmütiger Bonue war mir dein Krankenlager. Dein Erwachen, dein erster Blick, der in mein Auge traf, war wie ein Strahl des Himmels, wie ein Aufschauen aller Liebe, die durch alle Welten leuchtet und waltet. Ich sah dich öfter, und mir war, als würde kein heller Tag, wenn ich nicht deinen Blick gefühlt hatte. Schließ doch mein Auge noch und war bewölkt, bis des deinen brauner Glanz es erweckte. Ich hatte nun erst erfahren, was die Augen bedeuten. Ach! was schwage, was fasete ich alles durcheinander, ich armes Kind? Mit der zunehmenden Gesundheit, mit der verschwindenden Gefahr kamst du mir immer näher: ich ward dir inniger vertraut. Ich glaubte immer deine Gedanken zu hören, und oft sprachst du auch das, was ich eben gedacht hatte, wörtlich und buchstäblich so, nur alles in süßem Klang, in Feuer und Herzlichkeit getaucht. Ich wußte nur von dir, und kaum noch, daß ich lebte, als nur in dir. — — Und nun —!“

„Nun? O, halten Sie ein, Geliebteste! Nein, fahren Sie fort, sagen Sie mir alles, zerschmettern Sie mich ganz.“

„Nun wieder wohl und gesund, sprechend und scherzend in der Menschenmenge, geliebt von uns allen, geschmeichelt von jedem; und, wenn ich hinzutrat, als wenn ich in einen tiefen Abgrund schaute, in eine unabsehbliche Herzensleere und kalte Lücke. Jeder fremde Ton, das unbekannteste Wesen stand Ihnen näher, war Ihnen mehr als ich und mein Jammer. Ich schwindelte mit Entsetzen in diese Tiefe hinunter. Der kalte Schauer, der in

früher Kindheit über mich kam, wenn ich meinen geliebten Wachspuppen nun endlich recht in die Augen von Glas schauen wollte und einen Blick des Bewußtseins erhaschen, kam über mich! In dem Wesen, das mein sein sollte, dem ich schon ganz gehörte, Grauen und Finsterniß, Tod; aus ihm ein nichtiges Gespenst blinzend und lachend — und wandte ich von dort den Blick in die übrige Welt, die mir bis dahin so lieb gewesen war: kalte Trostlosigkeit des Grabes. Kein Mann kann diesen fürchterlichen Zustand ermessen und verstehen. Ich fühlte mich ganz, ganz verloren und ohne alle Aussicht, mich jemals oder irgend etwas zu gewinnen. Jede Sprache ist zu arm, das Entsetzen dieses Bewußtseins auszusprechen. Alles war mir verständlicher, als der eine; wie lieb, wie hold war Emmerichs Auge! wie vertraute ich seinem Herzen! wie edel erschien mir der finstre Biancourt! ja selbst Duplessis war mir näher, nur du mir völlig entrückt; und doch war mein Herz wie durch einen gräßlichen Zauber gebunden, und so oft ich strebte, es loszureißigen, fühlte ich auch, daß die Fäden meines Lebens, ja die Fugen meines Geistes, möcht' ich fast sagen, brechen wollten.“

Kronenberg war so heftig erschüttert, daß sein ganzer Körper zitterte. Sein Gesicht war leichenblaß, und keine Thräne drang aus dem starren, fast gebrochenen Auge.

„O, des Jammers!“ fuhr Cäcilie klagend fort, „das ist also, mußt' ich zu mir selber sagen, das Glück der Liebe? Das ist es nun, womit die Menschen heucheln und spielen, und in kläglicher Eitelkeit, in beweinenwürdiger Verblendung den Anfinn des Lebens, die Verzweiflung des Daseins in Grimasse und Lebensart, in abgeschmackten Selbstbetrug hinein retten, um nur das göttliche Angesicht der Wahrheit nicht zu erblicken? Und ich Armste mußte nun unter Millionen erlesen sein, Ernst damit machen zu wollen; mit einem Gefühl, als sollte ich Stücke meines Körpers, Hand, Arm, das zerrissene Herz als Karten ausspielen, um die andern Mitspieler zum Lachen oder Entsetzen zu bewegen. Was quäl' ich mich, dir, Abgestorbener, dir, wandelnde Leiche, deutlich zu machen, wovon auch kein Sonnenstaub des Gefühls in deinem verfinsterten Geiste schimmern wird? Gäbe es noch

Klöster, dahin würde ich flüchten. Nur ganz sich Gott in stillster Grabeseinsamkeit widmen, kann vielleicht Trost für diese Schmerzen bieten.“

Kronenberg erhob sich, und es war ihr, als komme ein ganz verwandelter Mensch ihr entgegen. „Sie haben gesiegt“, sagte er mit matter Stimme, „und — ich fühle es mit stiller Beruhigung, ich darf es aussprechen, für die Ewigkeit. Ja, Liebste, Ihre Seele hat mich erkannt, aber auch wie mit magischer Kraft auf die meinige, die entchlummert war, gewirkt. Ich fühle es, der Mensch kann und muß zweimal geboren werden, und dies war der große, wichtigste Moment meines Lebens, wo der Ewige selbst durch diesen Mund zu mir gesprochen hat. Ein ungeheurer Schmerz hat meine Seele entbunden; aber jetzt fühle ich mich wohl und heiter, leicht und klar; ein süßer Tod hat nun alles begraben, was nicht zu mir und meinem Selbst gehörte.“

Cäcilie sah ihn getröstet an. „O, Teurer“, rief sie, „aus diesen Augen sieht jetzt ein Kindergeist, ja, die Unschuld selbst, die Wahrheit. Kann es, wird es so bleiben? Wird nicht wieder der Schein diesen redlichen Blick verlocken und umwandeln?“

„Nein“, sagte Kronenberg. „Ich weiß es jetzt, wie die Nichtigkeit, die mit unserm innersten Wesen verwebt ist, wie dieser leere Schatten der Wirklichkeit mich ganz umdunkelt hatte. Das ist die arme Schwäche unsers Wesens, die Sterblichkeit, daß wir dieses Leere für ein Wahres halten, uns selbst entfliehen und immer wieder, wenn die innere Stimme ruft, wenn das Göttliche sich erhebt, dieses Nichtsein dem Himmel und der Wirklichkeit vorbauen. Dies, ich habe es längst geahndet und in dieser Stunde geschaut, dies ist der böse Geist in uns, von dem die Thorheit so viel gefabelt hat; Fabeln, die er selbst ihr in den Mund gelegt; denn hat man dieses Unwesen erkannt, so ist es gräßlicher als das wildeste Gespenst, als alle satanische Ungeheuer, die die Fieberkranken je schauten. Dieses Wesen ist da und nicht da, es ist Unsinn, ein Nichts, die Ohnmacht selbst und doch so furchtbar und gewaltig, so greulich wirklich, weil es die Wahrheit, Vernunft, Wirklichkeit, das Göttliche in uns bemeistern und vernichten kann. So arm ist unser irdischer Zustand, den nur die

Liebe von seinen Banden erlösen konnte und immer von neuem erlösen muß."

"Ich verstehe Sie ganz", sagte Cäcilie erfreut. „O, himmlische Wahrheit und Unschuld! Jeder Mensch hat doch einmal deine Süßigkeit geschmeckt, und doch gehen fast alle wieder zur finstern Lüge hin, die ihnen nur Vermut bietet. Wie ein freigemachter Vogel flattert die Seele in diesen reinen blauen Himmel hinauf, um im klaren Licht zu schwimmen — und mit elendem Nege, mit Peim läßt sich das Unsterbliche wieder in den Schmutz hinabziehen und festkleben.“

„Hören Sie jetzt alles“, rief Kronenberg aus, „alles, in dieser feierlichen, großen Stunde. Und müßte ich augenblicks sterben, ja müßt' ich Ihre Liebe auf immer verlieren und ewig nur Ihren Hohn und Verachtung fühlen: es ist ein Mut, eine Ruhe in mir, daß ich auch dies ertragen könnte. Ich habe Ihnen viel, weit mehr zu sagen, als Sie vermuten. Um so mehr Sie mir zu vergeben haben, um so größer kann sich Ihre Liebe zeigen.“

Er warf sich nieder und lehnte seinen Kopf in ihren Schoß. „Jetzt nicht, lieber Vetter“, sagte sie aufstehend, „in diesem Augenblick nicht! Ich bin zu sehr erschüttert. Gönnten Sie mir ein Weilchen Ruhe, nachher wollen wir sprechen.“

Sie setzte sich an den Flügel und phantasierte in schwermüthigen Passagen. Der sonderbare Moment war vorüber, in welchem der bereuende Kronenberg sich ganz hatte entdecken wollen. Jetzt weinte Cäcilie und ward immer ruhiger, große Thränen rollten durch die schönen Augentwimpern auf die Tasten nieder; aber sie spielte ungestört weiter und endigte zuletzt mit ganz heitern Akkorden. „Nun ist mir wohl!“ rief sie aus, aufstehend; „so soll, so wird es immer zwischen uns bleiben. Das ist das Glück; nicht wahr, mein Lieber?“

Kronenberg, der im Fluß seiner Gedanken gestört worden war, konnte das Wort nicht finden, um wieder anzuknüpfen. Von diesen feinen Stimmungen der Seele hängt im Leben weit öfter Glück oder Unglück ab, Entzweiung der Freunde, Verkanntwerden, Groll, der sich immer stärker und stärker festsetzt und das Dasein verbittert, als die meisten Menschen es glauben oder be-

achten. So konnte sich jetzt der junge Mann nicht entschließen, gewaltsam wieder einzufegen, um das Bekenntnis alles Thörichten und aller Unwahrheiten, die er sich erlaubt hatte, in das Herz seiner Geliebten niederzulegen, wozu es ihn mit allen Kräften drängte, diese letzte Last von seinem Busen zu wälzen. Sie kramte indessen, um ihre Gefühle zu beruhigen, in Papieren und alten Zeitungen. „Welcher Wust!“ rief sie aus; „und lauter Unheil! Nichts als Elend! Kommen Sie, Better, lesen Sie! Mein Kopf ist so schwach. Aber nicht von den politischen Artikeln! Suchen Sie unter den Anzeigen, Aufrufen und dergleichen, wo man oft sonderbares und lächerliches Zeug findet.“

Kronenberg nahm eines der ältern Blätter in die Hand, und ihm schwindelte. Er sah eine Ladung seiner Gläubiger, die ihn aufforderten, sich zu stellen, mit voller Nennung seines Namens. Er verbarg das Blatt schnell, und ein schadenfroher Geist ließ ihn ein zweites aufschlagen, in welchem ein Kronenberg beschrieben und als verdächtiger Mensch verfolgt wurde. Es mußte jener Armselige sein, der ihm wahrscheinlich seine Schreibtafel entwendet hatte. Aber so erschreckt, zagend, nachdenkend, hatte er Mut und Entschluß verloren, dem geliebten Wesen seinen wahren Namen und sein Verhältnis zu entdecken.

Kronenberg ergriff die Hand Cäciliens und sagte: „Jetzt, Teure, lassen Sie uns nicht die Stunde mit den unnützen Blättern verderben. Ich sehe, wie angegriffen, wie schwach Sie sind. Die Zeit vergeht, Sie haben nichts genossen, es ist schon spät und immer noch nicht abzusehn, daß Sie vor dem Abend Hülfe bekommen können.“ Er ging mit ihr im Saale auf und ab, dann lehnten sie sich Hand in Hand an das Fenster, und er sah verlegen und nach Gedanken suchend in das Feld hinaus. Jenseit des Gartens sahen sie Gewehre blinken, welche sich näherten. „Schon wieder verdrüßliche Einquartierung!“ rief er aus, „das hat kein Ende. Ich bewundere die Geduld Ihrer Eltern, und daß sie gegen jeden Fremden, sei er noch so roh und ungebildet, dieselbe Freundlichkeit behalten können.“

„Was ist zu thun?“ antwortete Cäcilie. „Doch besser so, als sich durch Groll und Empfindlichkeit die Plage noch schwerer

machen. Und am Ende belohnt sich diese Freundlichkeit doch; denn auf unsern Gütern ist noch nichts vorgefallen, da man auf so vielen andern manche Unthat beklagt.“

Das Kommando rückte näher. Es trat jetzt in den Garten, und Kronenberg bemerkte zu seiner Bertwunderung, daß sie jetzt, als sie in das Thor traten, den Gärtner gebieterisch in ihre Mitte nahmen. Sie schritten durch den Garten, den Fenstern des Saals vorbei. Der Anführer fragte den Gärtner: „Hier wohnt doch ein Baron Feldheim?“ — „Ja“, antwortete dieser; „aber er ist heut' so wenig zu Hause geblieben als die übrigen; alle sind ausgeflogen.“ — „Wir wissen es“, antwortete jener; „besetzt, Leute, alle Zugänge, alle Thüren des Schlosses, laßt jeden hinein, aber keinen, bis auf weitere Order, heraus! Ihr, Freund“, indem er sich zum Gärtner wandte, „müßt in unserer Mitte bleiben und Ihr dürft mit keinem Menschen sprechen.“ — „Warum?“ — „Bis wir den Vogel haben“, antwortete die rauhe Stimme. „Ihr könntet ihn wohl warnen lassen, daß er umkehrte und seinen Weg durch die Felder suchte. Nachher könnt Ihr gehn, wohin Ihr wollt.“

„Was ist das?“ sagte Cäcilie zitternd, als sie vorüber waren. — „Ich selbst“, antwortete Kronenberg, „habe mir Verderben durch kindische Prahlerei, durch eine Eitelkeit, die mehr als abgeschmackt ist, zubereitet. Ich bin verloren, wenn ich mich nicht retten kann.“ — „Aber wie?“ — „Der Garten ist nicht besetzt, ich steige durch jenes Fenster hinunter; es muß gehn, wie es kann — die tiefen Fugen in den Steinen der Rustica¹ bieten Raum für Fuß und Hand — ich treffe dann das Pfirsichspalier. Habe ich doch wohl ehemals ohne Not noch gefährlichere Dinge unternommen. Noch ist Haus und Garten leer, noch kann es in dieser Einsamkeit des Sonntags gelingen.“

Er öffnete behutsam das Fenster. „Wetter!“ sagte Cäcilie und sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an; „also so weit

¹ Rustica (ital.) = bäuerliche Bauart, Bauernarchitektur, eine Erfindung der Frührenaissance, die sich dadurch kennzeichnet, daß die Umrisse der auf der Außenseite roh behauenen Quaderwerkstücke (Vassagen) durch tief eingeschnittene breite Fugen hervortreten.

hast du dich nun geführt? So wird unser neuer Bund auf die grausamste Art zerrissen? Und ich darf nicht einmal fragen, was dich von mir treibt. Mußt du entfliehn?"

„Jetzt muß ich“, rief er aus. „In kurzer Zeit sehn wir uns wieder; ich selbst werde die Wetterwolken zerstreuen, die mir jetzt drohen. Lebe wohl.“ Er breitete die Arme aus, sie kam ihm entgegen und drückte den ersten Kuß mit zitternden Lippen auf seinen Mund. Das Fenster war schon geöffnet, er stieg behutsam hinaus. Vom Rande suchte er mit dem Fußspitzen die Fuge — es gelang; er half sich mit aller Vorsichtigkeit hinunter — schon war er dem Spalier nahe — er stützte sich auf dieses — aber die Stange brach, und er stürzte hinab. Mit einem tiefen Seufzer schloß Cäcilie das Fenster; sie wagte nicht zu fragen, nachzusehn, um ihn nicht zu verraten.

Als Kronenberg sich wieder besann, fühlte er, daß der eine Fuß ihm seinen Dienst versagte. Er wußte nicht, ob das Bein gebrochen oder nur ausgerenkt sei. So empfindlich die Schmerzen waren, so unterdrückte er doch jede Klage; er kroch über die Beete und durch die Hecken, um sich dem Gartenthor zu nähern. Er wußte zwar nicht, wie er sich im Felde forthelfen sollte, es schien ihm aber notwendig, alles zu wagen, denn er sah nun wohl ein, daß Duplessis ihn verraten habe. Durch ein seitwärts stehendes Gebüsch näherte er sich jetzt dem Thorweg, der in das Feld führte; er beugte um, sah aber zu seinem Erschrecken auch hier einen Soldaten Wache halten. Dieser hatte die kriechende Gestalt bemerkt, ging ihr näher und nahm sie fest, da er sie für verdächtig halten mußte. Er rief seine Kameraden herbei, und da man auch den Gärtner holte, ward der Fliehende sogleich als der Feldheim, der arretiert werden sollte, erkannt. Man führte ihn, weil er nicht gehen konnte, nach dem Gartenjaal. Jetzt hörte man auch schon die Gesellschaft in den verschiedenen Wagen zurückkommen. Die Eltern, die sich um die vermißte Tochter ängstigten, deren sonderbares Ausbleiben sie nicht begreifen konnten, waren schnell, nach kurzer Begrüßung der Freunde, wieder umgekehrt. Noch ehe sich die sonderbare Ursache aufklärte, die ihnen bald nicht mehr so wichtig war, vernahmen sie das unglückliche Schicksal ihres

Verwandten. Die Verwirrung war allgemein. Herrschaft und Diener stürmten und liefen durcheinander. Ein Chirurgus ward geholt. Dieser renkte dem Kranken den Fuß, der nicht gebrochen war, bald wieder ein; doch blieben Schmerzen und Geschwulst. Aber es schien alles unwichtig gegen jenes furchtbare Schicksal, welches den geliebten Verwandten bedrohte. Dieser saß wieder, wie in der ersten Zeit der Genesung, betäubt im großen Saal. Der Vater nahm den finstern Biancourt beiseite und fragte nach dem Zusammenhang; Duplessis war nicht mit zurückgekommen, sondern hatte sich zu seinem General verfügt. „Der unglückliche junge Mann“, sagte der Offizier, „hat sich gegen meinen Kameraden als Verfasser jenes berüchtigten Buches bekannt — noch mehr, er hat sich gerühmt, geheime Verbindungen zu leiten, die unsere Armee und den Kaiser bedrohen. Nach dem Verfasser jenes Buchs ist seit lange geforscht — Duplessis zeugt gegen ihn — er selbst kann sein Wort nicht leugnen. Soeben erhalte ich die Order, ihn selbst nach der Stadt zu bringen; er muß sich dort vor ein Kriegsgericht stellen, er wird in wenigen Tagen erschossen.“

Der alte Baron Mannlich, der sich mit seinem greisen Kopf dicht zwischen die Sprechenden geschoben hatte, brach jetzt in ein lautes Geschrei aus, wodurch er das laut bekannt machte, was für alle übrigen noch ein Geheimniß bleiben sollte. „Erschossen?“ rief er heftig, indem er den Kranken in die Arme nahm; „was? unser eigener leiblicher Better, so aus unsrer Mitte heraus? Das ist uns noch niemals begegnet. Unsere Verwandtschaft ist schon nur so klein, und sie soll auf solche barbarische Weise noch mehr vermindert werden? Ja, lieber, guter Better, Sie sind gewiß mein Better, wenn Sie auch mein Wappen für einen Affen hielten. Ach! wir sind ja alle Menschen und können irren. Ein Tag ist nicht wie der andere. Sie wären gewiß zur Erkenntnis gekommen. Sehen Sie, Freund, das kommt davon, wenn Odeleute Bücher schreiben wollen — sie verstehn das Ding nicht recht anzufassen; nein, niemals bin ich darauf verfallen. Und geheime Gesellschaften! Pfui! das ist nun vollends ganz unanständig. O, Herr Major, lassen Sie uns doch den lieben, trefflichen Better.“

Er warf sich auf den Unglücklichen und bedeckte ihn mit seinen Thränen. Es war nur schwer, ihn von Kronenberg zu entfernen, denn er hielt es für Pflicht, seinen Schmerz recht unverkennbar zu zeigen.

Cäcilie war auf ihr Zimmer gegangen und wollte sich weder von der Mutter noch von ihren Schwestern Trost einsprechen lassen. Emmerich drängte sich herzu, sagte ihr ein paar Worte, sprach dann mit dem Vater und eilte in den Stall, um ein Pferd jatteln zu lassen. Noch in der Nacht ritt er mit der größten Eile davon. Der Vater sprach mit Kronenberg; dieser aber antwortete wenig und erklärte nur, er habe sein Schicksal verdient, und zwar, weil er mit der Wahrheit so freventlich gespielt, nicht, weil die Dinge wirklich geschehn wären, die seine Eitelkeit nur ausgesagt hätte.

Die Verwirrung des Hauses sollte noch vermehrt werden. Denn als man sich zur traurigen Abendmahlzeit niederlassen wollte, ward ein Kapitän mit zwei Gefangenen gemeldet. Er erschien und erklärte, daß er mit einem Kommando im Dorfe Platz nehmen müsse, denn er habe schon fünf Meilen gemacht. Er hatte sich gestern bei einem Städtchen gegen eine Überzahl von Bauern und deutschen Soldaten schlagen müssen, mit einem jener kleinen Korps, von denen man neulich gesprochen hatte. Endlich sei ihm gelungen, ihrer Meister zu werden; nach einigem Verlust sei die Mannschaft entflohn und ihre beiden Anführer gefangen genommen worden. Er beklagte die jungen Leute. Sie waren auf ihr Wort frei gewesen und hatten in einem kleinen Städtchen jenseit des Flusses ihr Standquartier gehabt. Von der Noth des Vaterlandes bedrängt, hatte der ältere wie in Verzweiflung eine Anzahl junger Bursche und Soldaten zusammengerafft, den zweiten Offizier überredet, und so waren sie, von einem unseligen Geiste getrieben, freiwillig in ihr Unglück gerannt.

„Das verstärkt leider Ihre Selbstanlage“, sagte Biancourt, sich teilnehmend zu Kronenberg wendend. — Die Thüren öffneten sich wieder, und die beiden Gefangenen wurden hereingeführt. Der ältere, braun und wild, hatte den Ausdruck resignierter Verzweiflung; der jüngere war blond, und sein Gesicht war nur eine

stille Klage über sein Unglück und seinen frühen Tod, in so frischer unerfahrner Jugend. Diesen jüngeren kannten die Mädchen, und die Wehklage ward laut und allgemein, so daß Kronenberg auf einige Zeit vergessen schien. In früheren Jahren war der junge Mensch ein Spielgefährte im Hause gewesen, wenn er zuweilen mit seiner alten Mutter zum Besuch herübergekommen war. Es war rührend, ihn von seinem Unglück erzählen zu hören. „Nach jener unglücklichen Schlacht“¹, sagte er, „ward ich, wie so viele, gefangen, ich ward auf mein Wort freigelassen, und jenes Städtchen, nicht weit von hier, ward mir zum Aufenthalt angewiesen. Der schmale Sold, den man uns versprochen hatte, blieb freilich aus; indessen, da der Feind so manches wichtigere Versprechen bricht, hätten wir darüber nicht zu klagen gebraucht, denn die Bürger des Orts und die wohlhabenden Einwohner unterstützten uns. Mein Freund aber war nicht so ruhig wie ich. Er nannte mein Wesen Feigheit und Engherzigkeit. Bei jeder neuen Nachricht ward er wild. Er ist immer ein tüchtiger Offizier gewesen, und ich hatte schon seit Jahren die größte Hochachtung vor ihm. Er brachte mir endlich auch seine Gefinnung bei, daß es ehrlos sei, beim völligen Untergange des Vaterlandes so still zu sitzen und sich von Almosen füttern zu lassen. So zog ich mit ihm aus. Wir waren beide und auch die übrigen wie berauscht; denn es war uns nicht anders, als könnten wir mit unsern geringen Kräften unsern geliebten König retten. Wir wurden geschlagen, mein Freund gefangen. Wir gelang es, zu entkommen: mein voriger Wirt im Städtchen verbarg mich unter seinem Dache unter Säcken und Geräte. Die Franzosen rüdten nach und vermuteten, daß ich dort sei; man drohte, wer mich verborgen hielte, solle erschossen und sein Haus der Erde gleich gemacht werden. Da kam der alte weißhaarige Bäcker weinend zu mir gelaufen. Er hatte allen Mut verloren. Was war zu thun? So ging ich denn als freiwilliger Gefangener in die untere Stube hinab, wo ich meinen Freund schon traf. Ich weiß nicht, was geschehen kann. Man sagt, sie werden uns erschießen.“

¹ Bei Jena und Auerstädt, den 14. Oktober 1806.

Er endigte seinen Bericht nicht ohne Thränen, vorzüglich da er die jungen Mädchen so heftig weinen sah. Der Musikus, über den Saal schleichend, sagte jetzt zu Biancourt laut genug: „Das ist die Soldatenehre dieser Deutschen! Ihr heiliges Wort zu brechen, um Meuter zu werden.“

„Schweigen Sie, mein Herr!“ sagte Biancourt heftig, „wenn ich nicht vergessen soll, was ich diesem Hause schuldig bin. Achten Sie das Unglück dieser Armen, wenn Sie kein Mitleid fühlen. Die Form haben sie verlegt und sich gegen uns schwer vergangen; aber, bei Gott, wenn die Mehrzahl des Heeres und der Anführer dieses Gefühls gewesen wären, so stünde es wohl um Deutschland und Frankreich anders.“

Man setzte sich endlich zu Tische. Der hinzugekommene Offizier wollte seine Gefangenen ermuntern und sagte: „Froh, meine Herren; es wird so schlimm nicht werden.“

„Das Schlimmste“, rief der ältere Gefangene, „kann mich nicht überraschen, und sollte ich freigesprochen werden, so erkläre ich meinen Richtern, daß ich das wieder thue, weshalb ich jetzt vor sie geführt werde.“

Der Offizier erzählte hierauf noch vom gestrigen Gefecht. „Wunderbar“, fügte er hinzu, „daß ein fremder Herr und eine Dame auch darein verwickelt wurden. Sie waren auf der Landstraße, und da wir plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrachen und jene Mannschaft uns entgegeneilte, waren sie abgeschnitten und mußten, da wir sie in die Mitte nahmen, die Kugeln um sich pfeifen hören. Der junge Mann ist auch am Arm verwundet. Er ist auf einem elenden Wagen bis hieher gefahren und hofft hier im Orte eine bessere Gelegenheit zu finden. Er ist mit seiner schönen Frau in der Schenke abgestiegen.“

Da der Graf dies hörte, schickte er sogleich seinen Jäger hin, um ihn einzuladen; ein Mann von Erziehung, mit seiner Gattin, und obenein verwundet, mahnte ihn zu dringend, ihn als Gast aufzunehmen, so übertoll sein Haus auch am heutigen Tage schon war. Nicht lange, so erschien ein junger, wohlgebildeter Mann mit einer schönen Frau am Arm, der sich entschuldigte, daß er den Wirten noch überlästig sei. Kronenberg, der seitwärts in einem

Sessel faß, hätte versinken mögen, denn die Dame war niemand anders als jene verlassene Cäcilie, gegen die er sich so viel vorzuwerfen hatte, und in ihrem Begleiter erkannte er jenen jungen Mann, der ihn so plötzlich aus der Familie zu Neuhaus vertrieben hatte. Sie bemerkten ihn beide nicht sogleich. „Da Sie mir“, fuhr der junge Mann fort, „auf meinen langen Brief, den ich schon vor sechs Wochen absendete, nicht geantwortet haben, so schloß ich daraus auf Ihren Zorn und wollte Ihnen auch jetzt nicht beschwerlich fallen; nun laden Sie uns aber doch so freundlich ein, und ich muß Sie für versöhnt halten.“

„Wie?“ sagte der Graf; „versöhnt? Einen Brief? Kennen wir uns denn?“

„Lieber Himmel!“ rief jener aus, „Sie haben wohl durch die Unruhe der Zeiten meine Entschuldigung, vielleicht Rechtfertigung, gar nicht erhalten? Ich sollte Sie ja schon im Sommer besuchen, lieber Onkel; ich heiße Feldheim, und das ist meine Gattin, Gräfin Burchheim. Alles, alles enthielt mein Brief.“

„Ich träume wohl“, rief der alte Graf; „mein Vetter Feldheim? Sie? Und jener junge Mann dort? Der ist ja mein Nefse!“

Kronenberg erhob sich. „So ist denn der Augenblick gekommen“, sagte er, „wo alles zusammenbricht; und mag es doch! verdiene ich ja die kleinste Achtung nicht mehr. Die Kugel, die mein elendes Herz zerreißt, soll mir willkommen sein.“

Alle waren erstaunt. Cäcilie erzählte ihnen mit einiger Überwindung, wer der Fremde sei, und auch der wahre Feldheim erkannte ihn jetzt wieder. „Also Spitzbuben und Betrüger“, rief der alte Baron aus, „wollen sich in meine Familie schleichen? Darum wußte der Herr also nichts von den krummen Beinen meines ältesten Bruders? Darum das Zeichen in der Wäsche? O, es bleibt dabei, ich bin der einzige Kluge im Hause, und meine überweife Frau Schwester wird künftig mehr auf mich hören.“

Ohne noch ein Wort zu erwidern, ging Kronenberg aus dem Saal. Der Vater folgte ihm auf sein Zimmer und sprach lange mit ihm. Dann ging er zur Tochter, die noch wachte. Allen verging die Nacht in Sorge und Kummer.

Ohne jemand von der Familie des Grafen zu sehen, bestieg Kronenberg am folgenden Morgen den Wagen, Biancourt setzte sich zu ihm; den Rücksitz nahmen die beiden arretierten Offiziere ein, und zu Pferde begleiteten die offene Chaise zwölf Dragoner mit ihrem Anführer. Kronenberg hörte kaum auf den freundlichen Zuspruch Biancourts. Als der Wagen sich wandte, entdeckte er am Fenster eine weiße Gestalt, in welcher er Cäcilien zu erkennen glaubte. Sein Leben war wie in einen Traum, wie in ein seltsames Märchen zusammengeronnen. „Lieber junger Mann“, fing Biancourt wieder an, „wie konnten Sie die Unbesonnenheit so weit treiben, einem feindlichen Offizier Ihre gefährlichsten Geheimnisse zu vertrauen? Man will jetzt behaupten, es sei alles nicht so, was Sie von sich selber ausgesagt haben; jugendliche Eitelkeit habe Sie nur verleitet, um für etwas Wichtiges zu gelten. Dies ist zu unwahrscheinlich, als daß es einer von uns glauben könnte. Sollte es aber dennoch sein, so muß sich eine unbegreifliche Seelenkrankheit Ihrer bemächtigt haben, von der mir noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen ist. Aber kein Kriegsgericht wird darauf achten, da Ihr eigenes Wort und das Zeugnis Duplessis gegen Sie streitet. Wie kann man überhaupt eine Negation beweisen?“

Kronenberg stimmte dem ernststen Mann, in dem sich alle bisher geirrt hatten, vollkommen bei; er sagte nichts zu seiner Verteidigung, sondern gab sich in dumpfer Betäubung vollkommen verloren. Es wandelte ihn von Zeit zu Zeit an, als wenn er über sich lachen müßte, daß um ein Possenspiel, das ihm jetzt aberwitzig erschien, er sein Leben dem Schein eines Verbrechens hingeben müsse. Er konnte sein Gefühl nicht bemeistern, mit welchem er jene andern beiden Schlachtopfer benedicte, die für eine That, für Mut und Verzweiflung durch feindliche Kugeln ihr Blut versprizen sollten.

Man kam in der Stadt an; tausend Neugierige musterten die Gefangenen. Kronenberg erhielt ein Stübchen für sich allein.

Schon am folgenden Morgen sah er seine beiden Unglücksgefährten mit verschlungenen Armen seinem kleinen Fenster vorübergehen. Es schien ihr Gang vor das Kriegsgericht zu sein. „Mit jeder Minute“, sagte er zu sich selbst, „rückt nun der Augenblick näher, der auch mein Dasein lösen und mich einer fremden, unerkannten und ungeahndeten Existenz übergeben wird. Darfst du es dir gestehen, daß dies Wahrheit, Wirklichkeit und kein Iceres Nebelgebilde ist? Nein, dieser Leichtsinn, der uns Schmerz und Leid durch sein schwindelerregendes Gaukeln verdeckt, der unsere Seele immer und immer von sich selber abzieht, ist mir völlig verschwunden. Diese Betäubung ist entflohn, und ich bin mit meinem Glende allein. Und daß ich mich verachten muß! daß ich mich verspotten möchte! — Das Schicksal gönnte mir Freunde; es verzieh mir meinen Mangel an Edelmut, es ließ mich von jenem Sturz wieder zum Leben erwachen; die trefflichsten Menschen nahmen mich als Sohn auf; ein himmlisches Wesen erniedrigte sich so tief, mich zu lieben. Der ganze Himmel kam mir entgegen; aber mich gelüstete mehr, mit dem Narrenhut zu klingeln und den Kolben¹ so zu tragen, daß er andern Thoren in die Augen fiel. Hatte ich doch alle Mahnungen des bessern Geistes von mir gewiesen! Und darum ist es recht, daß die letzte, auf welche ich nun endlich merke, zu spät kommt.“

Er hörte Schüsse. „Die Armen!“ seufzte er und betete unwillkürlich. Gleich darauf trat der alte Aufseher herein. „Sie haben es überstanden, die guten Jungen“, sagte dieser, „es war ein erbärmlicher Anblick. Als sie vom Kriegsgericht zurückkamen, gingen sie in die Kirche und empfingen mit Andacht das heilige Abendmahl. Das junge Blut mit den gelben Haaren weinte immerfort und beklagte seine alte Mutter und seine eigne Jugend. Der andere drohte und sagte, es müßte bald die Zeit kommen, wo seine Kameraden ihren Tod rächen würden. Lieber Himmel, das sagt sich bald und thut sich schwer; doch hat es ihm einen Trost gegeben. Der jüngste war gleich tot; der braune lebte noch und winkte, wie er zusammengestürzt war, mit der Hand, daß sie

¹ Die Narrenpritsche.

schuell noch einmal schießen sollten; denn sprechen konnte er wohl nicht mehr. Als es wieder geschehen war, lag er auch ganz ruhig.“

Der Alte würde noch länger geschwaßt haben, wenn nicht eine Ordonnanz eingetreten wäre, um Kronenberg abzurufen. Dieser erhob sich gleichgültig, in der Überzeugung, daß man ihn vor ein Kriegsgericht führen würde. War er doch beinahe froh, das Possenspiel des Lebens abschütteln zu können. Er folgte seinem Führer in ein großes Haus, stieg die Treppe hinan und befand sich jetzt im Vorsaal, der von Uniformen wimmelte. Man ließ ihn stehen. Offiziere aller Waffengattungen gingen in das innere Gemach und kehrten zurück; andere verließen das Haus; Nachrichten und Briefe kamen. Ein hagerer Mann, in reich gestickter Uniform, näherte sich dem betäubten Kronenberg und betrachtete ihn mit prüfendem Auge; dann sprach er mit einigen Nahestehenden, offenbar über die Person und das Vergehen des Arrestanten. Nach einiger Zeit ging er zum zweitenmal in das Zimmer und verweilte dort lange. Indessen verminderte sich der Haufe der Wartenden, und nun ward Kronenberg hineingerufen. Er erstaunte nicht wenig, als er im großen Saale niemand als den Marschall sah, den er vor einiger Zeit hatte kennen lernen. Dieser betrachtete ihn lange Zeit und sagte dann: „Junger Mann, Sie geben ein trauriges Beispiel, wie Jugendfehler, die von vielen Menschen oft als gleichgültig betrachtet werden, bis in die tödlichste Gefahr locken können. Sie haben Freunde — ich will hoffen, nicht ganz unverbient — die das Aeußerste für Sie thun. In der Nacht ist ein Herr von Emmerich herübergeeilt, um mich früh zu sprechen und vorzubereiten; kann ein Freund, die Beredsamkeit eines Bruders die Unschuld eines Angeklagten darthun, so hat er alles gethan. Der edle Graf, ein verehrungswürdiger Charakter, ist gleich nach ihm eingetroffen und hat wie ein Vater für Sie geredet; mit Thränen der Rührung hat er Sie in Schutz genommen. Seine Tochter, die Ihnen bestimmt war, indem man Sie für einen andern hielt, gehört seit Ihrem Unglücke kaum dem Leben mehr an; die Mutter auch ist untröstlich. Überlegen Sie alles dies und ziehen Sie die Summe, ob Sie, der so lange es über sich gewinnen konnte, unter einem

fremden Namen diese edle Familie zu hintergehen, nur den zehnten Teil dieser überschwenglichen und beispiellosen Liebe verdient haben.“

„Ihre Excellenz“, sagte Kronenberg kalt, „können es mir nicht eindringlicher sagen, als ich es selbst schon gethan habe, daß ich ein Nichtswürdiger gewesen bin.“

„Was haben Sie verdient?“

„Den Tod, hundertmal; denn wer das Leben und die Wahrheit durch Lügen schändet, verdient nicht Leben, Liebe und das Licht des Himmels.“

„Und doch wollen Ihre Freunde behaupten und wollen es aus Ihrem Munde gehört haben, daß jene Intriguen, derentwegen Sie angeklagt stehen, nicht existieren, daß Sie von jenem Buche keine Zeile geschrieben haben.“

„So ist es; aber was ich wirklich gethan, welches Herz ich zerissen, welcher jämmerlichen Eitelkeit ich mein und fremdes Glück zum Opfer gebracht habe, ist mehr, ist schwerer Verbrechen als jenes, weshalb man mir hier den Stab brechen würde.“

Der Marschall öffnete einen Schrank „Kennen Sie diese Briefftasche?“

Kronenberg nahm sie in die Hand. „Es ist die meinige“, sagte er verwundert, „eine seit lange vermißte; ich bin erstaunt, daß sie mir so unvermutet und unter diesen Umständen vor das Auge kommt.“

Indem trat hinter der niedergelassenen Gardine eines tiefen Fensters jener blasse Mann in der reichen Ziviluniform hervor, der den Jüngling schon draußen mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte. „Kennen Sie mich nicht mehr?“ redete er den Verwirrten an.

Durch die Stimme kam ihm die Erinnerung wieder. Es war jener Fremde, den er am ersten Tage seiner Reise im Gasthose auf so seltsame Weise hatte kennen lernen.

„Als ein großmütiger, junger Mann“, sagte der Fremde, „nahmen Sie sich meiner damals an, beschützten und versorgten mich. Ich war in einer üblen Lage; ein Klügerer hatte mir meine Pässe entwendet, in der einsamen Gegend war mein Geld aus-

gegangen, und das Schlimmste war, man war mir und meiner Verkleidung auf der Spur. Es war nahe daran, daß ich entdeckt und festgenommen wurde. Dann war meine Reise, meine mehr als jahrelange Bemühung umsonst. Sie halfen aus der Not, und es war nicht recht dankbar von mir, bekenne ich selbst, daß ich mir Ihren Paß aneignete. Sie retteten mich damals, und ich kann Sie jetzt retten; denn ich bin mehr, wie alle, von Ihrer Unschuld überzeugt."

„Wie das?“ fragte der Marschall.

„Ich fand“, fuhr der Fremde fort, „außer dem Paß noch einige Brieffschaften in diesem Portefeuille, und Sie erlauben mir, junger Freund (es ist einmal nicht zu ändern), dem Herrn Marschall folgendes Blatt zu übersetzen; es ist von Ihrem Onkel, und wenn es nicht ganz artig ist, so hebt es doch die Anklage völlig auf.“ Er las in französischer Sprache:

„Ungeratener Keffe!

Deine Schulden werde ich nicht bezahlen; Deines Gutes, welches Du in Grund und Boden verdorben hast, werde ich mich nicht annehmen; es heißt das Geld ins Wasser schmeißen, wenn Du mit Deinen neumodischen Theorien der Wirtschaftler bleibst. Die andern Teufeleien, die Du treibst, sind aber noch ärger. Willst Du denn zwei Mädchen heiraten? Der Narr wird sich aber zwischen zwei Stühle niedersetzen und keine bekommen, und damit geschieht ihm schon recht. Es wäre Dir zu gönnen, wenn Dir die Söhne oder die Väter noch obenein einen Denkjettel gäben. Aber vielleicht nimmt sich noch jemand anders die Mühe, Dir nach dem Halse zu greifen, der Dich verdammt jucken muß. Das Buch, Hasensuß, das ich Dir neulich von der Reise mitbrachte, und das Du mir zur patriotischen Ergötzlichkeit vorlesen mußtest, das Werk, Du Albernere, in dem Dir unser Pastor noch einiges erklären mußte, das willst Du nun geschrieben haben? So hat mir mein Bedienter und auch der Schulmeister erzählt, denen Du es weisgemacht hast. Die Dummheit kann Dich ja ins Gefängnis bringen. Vollends muß ich ja hören, daß Du den rothhaarigen Verücktenmacher hast anwerben wollen; Du solltest für englischen

Sold ein Regiment gegen die Franzosen errichten. Der alte, einfältige Herr von Matthias war auch ganz voll davon. Dem hastest Du noch vorgelogen, Du seiest der Chef eines geheimen Ordens, von dem sich die Wirkungen bald zeigen würden. Ich bitte Dich, Laugenichts, um Deines Leibes und Deiner Seelen Heil, zieh doch endlich den Hanswurst aus Deinem verkehrten Gemüthe und lasse das verfluchte Lügen, wozu Du von früher Jugend inkliniertest. Es ist wahr, ich bin Dein Onkel, Dein nächster Verwandter, und von Rechts wegen solltest Du wohl dereinst von mir mein bißchen Armut erben; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht lieber alten Spitalweibern vermache, falls Du nicht in Dich schlägst und ein ganz anderer Kerl aus Dir wird. Übrigens bleibe ich, NB. wenn Du mich künftig mit Quälereien um Geld verschonst,

Dein wohlaffectionierter Onkel
Richard."

Der Marschall hatte dieses väterliche Sendschreiben nicht ohne einiges Lächeln anhören können. „Sie sehen also hieraus“, fuhr der Fremde fort, „daß unser Freund völlig, was seine hiesige Anklage betrifft, gerechtfertiget steht. Sie können ihn frei geben, ihn, der schon genug für die arme, mißverstandene Eitelkeit gelitten hat. Sollte sich aber noch das kleinste Bedenken finden, so nehme ich alle Verantwortung auf mich. Ich reise noch heute ab; in weniger Zeit spreche ich den Kaiser; ich werde ihm selbst die ganze Sache erzählen, und ich weiß voraus, daß es ihn zum Lachen bringen wird, auf welche Weise die Deutschen zuweilen Spaß treiben. Heißt es nicht, mutwillig auf glühendem Stahl ein Ballett mit bloßen Sohlen tanzen wollen?“

„Sie sind frei, mein Herr“, sagte der Marschall. „Ich denke, der Vorfall wird Ihnen zur Schule gedient haben.“

Kronenberg nahm seine Briestafche, dankte beiden Herren und wußte nicht, wie er aus dem Zimmer und Vorfaal wieder auf die Straße gekommen war. Er sah um sich und in den blauen Himmel hinein; er fühlte wieder, daß das Leben ein Gut sei, das sich nicht so leicht wie ein abgetragenes Kleid wegwerfen lasse. Ein Diener redete ihn an und führte ihn nach einem Hause, wo

er den Grafen traf. Väterlich nahm ihn dieser auf, und nach Glückwünschen über die Errettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, auf welche Kronenbergs Beschämung nur wenig erwiderte, sagte er endlich: „Es ist manchen Menschen ohne Zweifel ein gewisser Zauber beigelegt, ein Talisman, der ihnen allenthalben Liebe und Freundschaft erwirbt und sie glücklich macht, wenn sie diese entgegenkommende Sympathie brachten. So ist es mir und uns allen mit Ihnen ergangen. Erwarten Sie von mir kein Wort mehr über diese Jugendschwächen, die Ihnen diese schwere Lehre zugezogen haben, welche Sie ganz gewiß zu Herzen nehmen werden, oder Sie müßten mehr als leichtsinnig sein. Unser ganzes Haus hängt mit Liebe an Ihnen; ich habe um Sie wie um einen leiblichen Sohn getrauert. Die Thränen, die meine gute Frau um Ihr Schicksal vergossen hat, das Wohlwollen, mit dem sie Ihnen verzich, alles das mag ich Ihnen jetzt nicht als Beweise unsrer Freundschaft auführen. Alles, was Sie mir selbst neulich über sich und Ihre Lage gesagt, habe ich reiflich erwogen; aber mehr, als Sie je thun könnten, hat unser Emmerich gethan. Dieser Mann ist Ihnen mit der reinsten, fast beispiellosen Freundschaft ergeben. Ja, mein junger, teurer Freund, es wohnt ein edler Geist, eine echte Gesinnung in Ihrer Brust, die sich nun entwickeln wird; wir alle, so viele gute Menschen, können nicht gänzlich im Irrtum sein. Ich kenne Ihre Familie; Ihr Oheim Richard ist mein Universitätsfreund; wir wollen uns mit diesem vereinigen, und Sie und wir alle werden glücklich sein. Ich habe bisher von meiner Tochter, von Cäcilien, geschwiegen. Der Glaube, daß sie den in Ihnen kennen lernte, der ihr gewissermaßen bestimmt war, hat sie ganz und auf ewig zur Ihrigen gemacht. Sie hat mir ihr ganzes Herz enthüllt; und innig gerührt muß ich diesem Bunde, der sich wie durch ein Wunder geknüpft hat, meinen Segen geben.“

„Großmütigster der Menschen“, rief Kronenberg bewegt aus, „Vater! Sie berauben mich aller Worte und jedes Danks. Auch kann kein Mensch, selbst der beste nicht, so viele Liebe verdienen, viel weniger ich. Mein ganzes Dasein, jeder Pulsschlag wird Dank und Freude sein. Glauben Sie mir, ich bin erwacht, und

unter so edlen Menschen werde ich gut und edel fühlen. Jeder Atemzug sei Wahrheit."

Er war so erschüttert, daß er verstummen mußte. Er entfernte sich auf einige Zeit, um durch die Stadt und vor den Thoren herum zu irren und seinen Gefühlen Lust zu machen. „Cäcilie!" rief er aus, „dir bin ich wiedergegeben, du bist mir geschenkt. Welche Unendlichkeit von Glück und Liebe in dem einen Wort! O, Cäcilie! Aber ich fühle es, ich weiß es: kein Herz hätte dich so lieben können wie das meinige, und nur deine himmlische Liebe konnte das, was in mir gut und rein war, erkennen."

Er fuhr aus seiner Träumerei auf, als ihm eine alte Hand die Schulter berührte. Er sah sich um und fuhr vor des wohlbekannten Christophs Gesichte zurück. „Du hier?" rief er aus; „um's Himmelswillen! wie kommst du hieher?"

„Mit meinem Herrn", erwiderte der Alte. „Ach! es sind noch mehr Leute hier, die Sie kennen. Wir haben Sie schon seit lange gesucht."

Indem begegnete ihnen jener unbekannte Franzose in seiner reichen Uniform. Er stand still, grüßte Kronenberg und redete dann den Diener an: „Nun, wie geht's, mein guter Christoph? Seid Ihr auch wieder da?" Christoph war verblüfft, verneigte sich tief, sah ihn wieder an und rief dann aus: „Ei, du aller Welt blaues Wunder! Ist es möglich, daß Sie der kuriose Mann von damals sind? Nun, so habe ich doch schon immer gesagt, daß der Jüngste Tag vor der Thür sein muß!"

Jetzt näherte sich Karl von Wildhausen und verwunderte sich sehr, seinen Diener in diesem Gespräch zu finden. Der Fremde verweilte nicht länger, nachdem er Kronenberg noch einige freundliche Worte gesagt hatte. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich. „Alles Sonderbare", rief Karl aus, „alles Seltzame wird gewöhnlich. Gestern komme ich in Geschäften hier an, heute morgen vernehme ich dein Unglück; ich halte dich für verloren, jetzt finde ich dich frei; unser Christoph macht die vornehmsten Bekanntschaften; dein Onkel Richard brennt, dich in seine Arme zu schließen."

„Er ist auch hier?“ rief Kronenberg aus.

„Mit mir hieher gekommen“, antwortete der Freund; „ich habe ihn dahin vermocht, sich deiner anzunehmen; deine Gläubiger sind befriedigt. Aber nun war uns deine Spur ganz verloren. Wir machten dann eine Geschäftsreise; er kommt mit mir in die hiesige Gegend und bringt darauf, einen Abstecher nach dem Gute eines alten Schulfreundes, des Grafen Werthheim, zu machen; darum sind wir hier und wollten nun nach dem Lande hinüberfahren. Da erfuhren wir heut' früh durch das Gerücht deine Arrestation und Gefahr und zugleich die sonderbarsten Dinge von deinem Leben. Bei diesen Nachrichten kam der alte Mann außer sich; nun zeigte sich erst, wie sehr er dich immer geliebt hatte, da er dich verloren geben sollte.“

Indem sie sich dem Thore näherten, lief ihnen schon der alte Mann entgegen, stürzte weinend in Kronenbergs Arme und rief: „So habe ich dich denn wieder, du mein einziger Freund, mein Neffe, mein Sohn? Du bist mir wiedergegeben? Du bist frei? Wem hätte ich das doch nachlassen sollen, was mein ist, wenn du verloren warst? Aber jetzt, mein Freund, wollen wir alle vernünftig werden, und ich will den Reigen anführen; denn erst habe ich dich in der Jugend verzogen, nachher bin ich zu streng gegen dich gewesen.“

Sie gingen in Gesellschaft zum alten Grafen, und die Freude der Wiedererkennung war allgemein. „Fahren wir wieder auf das Gut hinaus“, sagte der Vater; „man wird uns dort mit der größten Angst erwarten.“ — „So muß ich nur meine Frau abholen“, sagte Karl. „Deine Frau?“ fragte Kronenberg. „Die du recht gut kennst“, antwortete jener; „das Fräulein aus Neuhaus. Ich bin glücklich mit ihr; der junge Wehlen ist Lieutenant geworden und im Felde; die Tochter ist als Frau recht vernünftig und noch so liebenswürdig als sonst. Und meine Mutter, mein Teuerster, hat jetzt ganz zu deiner Fahne geschworen; sie ist deutsch-patriotisch; es ist unglaublich, was Einquartierungen vermögen.“

Alle fuhren hinaus. Cäcilie und die Mutter waren entzückt, daß die Gefahr so glücklich ihrem Hause vorübergegangen war;

der Vetter Feldheim hatte sich mit seiner jungen Frau schon wieder entfernt.

Als die Verbindung Cäcilien's und Kronenbergs zur Zufriedenheit aller übrigen beschlossen war, sagte der Musikus zu Diancourt: „Sei ein Mensch nur recht armselig und dumm, fange er nur recht einfältige Streiche an, so wird sich das Glück eines solchen gerade annehmen.“

Man vermißte ihn nicht, als er den Zirkel dieser Freunde von jetzt vermied. Emmerich verschmerzte auf edle Weise das Opfer, das sein Herz hatte bringen müssen, und Kronenberg ging seitdem in seinem Eigensinne so weit, daß er es auch nicht einmal dulden konnte, wenn im Scherz die Unwahrheit gesagt wurde.



Musikalische Leiden und Freuden.

Einleitung des Herausgebers.

Eine Mitteilung andrer Art gab der Freund am nächsten Abend¹, „wo er das Manuscript seiner neuesten Novelle: ‚Die musikalischen Freuden und Leiden‘ vorlas.“ Nach dieser Bemerkung Karl Försters in seinem Tagebuch² ist Tieck's fünfte Novelle: „Musikalische Leiden und Freuden“, kurz nach der „Verlobung“, spätestens Ende August des Jahres 1822 vollendet worden. Sie erschien aber erst im Spätjahr 1823 in den „Rheinblüthen“³. Der erste Einzeldruck bildet den vierten Band der „Novellen“ (nicht den fünften, weil der „Geheimnisvolle“ in dieser Sammlung fehlte) und ist 1824⁴ erschienen; Originalneudrucke kamen 1844 im 17. Bande der „Schriften“ und 1852 im 1. Bande der „Gesammelten Novellen“ heraus. Wie Tieck in seiner ältesten Novelle ehrliche und unehrliche Bestrebungen im Gebiet der bildenden Kunst, in der zweiten (dem „Geheimnisvollen“) Verlogenheit und Wahrhaftigkeit im politischen und gesellschaftlichen Treiben, in der vierten (der „Verlobung“) pietistische Heuchelei und echte, menschliche Frömmigkeit in scharfer Beleuchtung gegeneinander gehalten hatte, so machte er Natur und Unnatur, ehrliche Begeisterung und leere Phrase, wie sie das musikalische Leben der Zeit aufwies und allezeit aufweist, zum Gegenstand dichterischer, stark humoristisch gefärbter Darstellung in dieser fünften Novelle. Das Interesse für Musik war gerade damals neu belebt durch das Erscheinen von Webers „Freischütz“ (1821), der von vielen als eine Erlösung vom Rossinischen Klingklang, als ein Sieg deutschen Gemüths über welsches Raffinement freudig begrüßt wurde. Tieck und der große Komponist verehrten einander als Künstler wie als Menschen, und jener ergriff gewiß herzlich gern die

¹ 31. August oder 1. September 1822.

² „Biographische und litterarische Skizzen“, S. 285.

³ Dritter Jahrgang, Taschenbuch auf das Jahr 1824 (nicht 1834, wie bei Köpke, oder 1823, wie bei Minor verdruckt ist; auf 1823 erschien überhaupt kein Jahrgang), Karlsruhe, Braun.

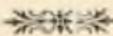
⁴ Dresden, Arnoldsche Buchhandlung.

Gelegenheit, ein warmes Wort für den musikalischen Romantiker gegenüber den Anfeindungen der Pöppel- und Modemusiker und einer bornierten Kritik öffentlich auszusprechen. Dies mag der unmittelbare Anlaß zur Entwerfung vorliegender Novelle gewesen sein. Tiedcks Teilnahme an musikalischen Interessen sowie sein feines Verständnis und gebiegenes Urteil über Musik schrieb sich schon von früher Zeit her. Bereits im Reichardtschen Hause, zuerst in Berlin, dann in Halle und Giebichenstein, war er in musikalische Kreise eingeführt worden; er hatte als Jüngling die damals neuen Opern Mozarts, trotz Reichardts Widerspruch, mit Begeisterung gehört; durch seinen Freund Wackenroder war ihm die Tonkunst fest ans Herz gewachsen; auch Burgsdorff war eine musikalisch begabte Natur, in seinem und in dem gräflich Finkensteinschen Kreise zu Biebingen und Madlitz wurden mit enthusiastischem Eifer und bewundernswertem Geschmack namentlich die Schätze der ältern italienischen und deutschen Kirchenmusik ans Licht gebracht und ihnen ein förmlicher Kultus gewidmet. Alle diese Erinnerungen und Erfahrungen verwertete der Dichter in seiner Novelle. Der Baron Fernow ist niemand anders als der Graf Finkenstein. Auch Bilder aus seiner Knabenzeit tauchten heiter verklärt in dem Dichter auf. Die humoristische Schilderung, die der „Laie“ von seinen musikalischen Lernversuchen gibt, beruht durchaus auf eignen Erlebnissen des jungen Tiedck. Man vergleiche folgende, auf mündliche Berichte Tiedcks zurückgehende Darstellung Köpkes¹: „Eines Tages fragte der Vater: ‚Nun, Ludwig, hast du nicht Lust, Musik zu lernen?‘ . . . Ohne weiter zu wissen, worauf es ankomme, antwortete er, mit der Geige möge er wohl einen Versuch machen. Gesagt, gethan. Ein Musikmeister erschien bald darauf; der Unterricht nahm seinen Anfang. Es war ein guter, stiller und in seiner Kunst sehr tüchtiger Mann, aber der Weg, welchen er einschlug, war der sonderbarste . . . ohne ihn über den Wert und Bedeutung der Noten aufzuklären, legte er ihm in einer der ersten Stunden die bekannte Melodie: ‚Blühe, liebes Weibchen!‘ vor. Er selbst spielte sie so lange ab, bis Ludwig sie mit dem Gehör aufgefaßt hatte und leidlich nachzuspielen vermochte. . . . Sogleich ging man zu schwereren Stücken über. Da es ihm an allem Verständnis fehlte, auch sein Gehör keineswegs sicher war, so lahnte der Unterricht bald in der kläglichsten Weise. Die Übungen, das ihm ganz rätselhafte Notenschreiben setzte seine Geduld auf eine harte Probe; das Instrument selbst ward ihm verhaßt. Die dabei notwendige Haltung des Kopfes kam ihm abgeschmackt vor, die

¹ „Ludwig Tiedck“, Bb. 1, S. 55 ff

sägende Bewegung der Hand lächerlich, der schrillende Ton der Geige, seinem Ohre so nahe, schnitt ihm durch Mark und Bein. Unwillkürlich verzog er bei gewissen Tönen den Mund grimassenhaft, die sonderbarsten Gesichtszerrungen wurden ihm zur Gewohnheit. . . . Eines Sonntags, ein Tag, den der Vater durch allerlei häusliche Untersuchungen auszuzeichnen pflegte, wollte er sich auch von den Fortschritten seines Sohnes in der Musik überzeugen. Ludwig sollte vorspielen. Im guten Glauben an das, was er im Schweiße seines Angesichts gelernt hatte, trug er einige beliebte Melodien vor, mit denen er sich am besten abzufinden meinte. Schweigend hatte der Vater zugehört, endlich sagte er: „Mein Sohn, du hast in der That Fortschritte gemacht; freilich nicht im Violinspielen, aber doch im Gesichterschneiden. Wo in aller Welt hast du diese abgeschmackten Fragen her?“ Zulezt behauptete er gar, in Folge dieser heillosen Musik heftige Zahnschmerzen bekommen zu haben. — Ludwig hatte sich durch sein Kraken auf der Geige auch dem Ohre der übrigen Hausbewohner bemerklich gemacht, und bald galt er für einen Violinvirtuosen. In dem obern Stockwerk wohnte der Stadtsekretär Laspeyres, dessen aufwachsende hübsche Tochter als Hausgenossin auch seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Sonntags pflegte sie Besuche einiger jungen Freundinnen zu empfangen, und so erging einmal die Bitte, ob Monsieur Tied nicht die Güte haben wollte, mit seiner Violine hinaufzukommen. Da der Geburtstag der Mademoiselle sei, wünschten die jungen Damen ein Tänzchen machen. Gern folgte er dieser schmeichelhaften Einladung. Die Mutter empfing ihn mit Entschuldigungen und artigen Worten über sein Spiel. Bei diesen hohen Erwartungen wurde ihm schon unheimlich zu Mute. Mehr noch, als er in vollem Lichterglance, in dem Kreise der jungen, zierlichen Damen stand, die ihn über sein Spiel, welche Tänze er vorzutragen wisse, auszufragen anfangen. Sagend setzte er seine Geige an, und unter obligatem Gesichterschneiden begann er seine Tänze abzuspielen. Man fand die Manier des jungen Künstlers höchst eigentümlich. . . . Man wunderte sich, man sicherte, unwillig mußte man den eben begonnenen Tanz aufgeben; er endete mit der vollsten Verwirrung. Endlich dankte man Ludwig für seine Bemühungen und bat ihn, sie einzustellen. Voll Born über diese Demütigung, die ihn in einem so anmutigen Damenkreise treffen mußte, die Geige und seinen Meister verwünschend, zog er sich still und ohne Geräusch zurück.“ Schon Karl Förster schrieb in sein Tagebuch¹: „In dem Laien schildert Tied seine eignen musika-

lischen Leiden bei Erlernung der Geige und gab dabei noch einige höchst ergötzliche Kommentare zu jener Zeit." Und auch wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre, daß der Dichter in dem Laien seine eigne Person mit der für ihn charakteristischen Selbstironie abgezeichnet hat, so läßt er in der Erzählung oft so ganz die Maske fallen, daß man schon deshalb nicht daran zweifeln könnte. Dieser „Laien“ hat Gedichte über Musik geschrieben und in der päpstlichen Kapelle den Klängen der italienischen Meister gelauscht, er spricht von „unserm Freunde Wolff“, nennt Berlin seine Vaterstadt, ist mit Reichardt, Fasch und Zelter persönlich bekannt, rühmt „unsern hochgeehrten Maria Weber“ 2c. Um den Laien gruppiert sich nun eine Anzahl Personen, die alle mit frischer Lebendigkeit und gesundem Humor gezeichnet sind, wie der dilettantische Enthusiast Kellermann, der, stets in Ekstase, sich nicht scheut, über nie gehörte Kompositionen in aufgeschnappten Phrasen zu schwagen, der nervöse Graf Alten, der aus einem Konzert ins andre jagt und nie befriedigt ist, schließlich aber durch eine wahre Liebe von seiner leidenschaftlichen Überreizung geheilt wird, der von den Launen der Sänger und des Publikums gequälte Kapellmeister und vor allen der halbverrückte italienische Gesangsmeister mit seiner ergötzlichen Kadobrecherei der deutschen Sprache und seiner urkomischen Wut gegen die neue deutsche „Seelenmanier“, in welchem das gemüthlose Virtuositentum auf das heiterste persifliert wird. So ist es nicht bloß der Reichtum an treffenden und geistvollen Bemerkungen über musikalische und nebenbei auch über dramatische Kunst, nicht bloß der sprudelnde Witz und die würdige Tendenz der Schöpfung, sondern auch hier in erster Linie die feine, konsequente Charakteristik der handelnden und redenden Personen, welche die Dichtung so anziehend macht, wenn man auch zugeben muß, daß die Handlung gegen Gespräche und Situationsbilder sehr zurücktritt. Das Urtheil eines Rezensenten in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, daß die „Musikalischen Leiden und Freuden“ „viel zu didaktisch“ seien, „um echt poetisch zu sein“, wird man heutzutage schwerlich mehr unterschreiben, vielmehr der Meinung eines andern Kritikers in dem nämlichen Blatte beipflichten, der „die Originalität der Erfindung, die Reife und Gediegenheit der darin ausgesprochenen künstlerischen Urtheile, die Lebendigkeit der Darstellung, die Wärme des Kolorits und die sprachliche Vollendung“ rühmt und zu dem Schlusse kommt, daß solche „geniale Schöpfungen“ nichts gemein haben „mit jenen alltäglichen Erscheinungen der Almanachsulen, an denen man mit einemmal genug hat“.



Zwei Freunde stiegen vor der Stadt vom Wagen, um zu Fuß durch die Gassen zu wandeln und den Thoren am Thor auszuweichen. Es war noch ganz früh am Morgen, und ein Herbstnebel verdeckte die Landschaft. Etwas entfernt vom Wege bemerkten sie ein kleines Häuschen, aus welchem schon früh vor Tage eine herrliche Frauenstimme erklang. Sie gingen näher, erstaunt über den unergleichlichen Distanz wie über die ungewöhnliche Stunde. Einige Träger brachten Lauten und viele Notenbücher, die kleine Thüre öffnete sich, und neugierig gemacht, fragte der ältere Reisende einen von den Tagelöhnern: „Hier, mein Freund, wohnt wohl ein Musikus und eine Sängerin!“ — „Der Teufel und seine Großmutter wohnt hier!“ erscholl eine krächzende Stimme von oben aus dem offenen Fenster, und zugleich fiel ein Lautenfutteral dem Fragenden auf den Kopf. In diesem Augenblick hörte der Gesang auf, und der Frager sah im Fenster ein kleines greises Männchen stehen, welches die zornigsten Gebärden machte, und dessen funkelnde schwarze Augen aus tausend Runzeln hervor grimmige Blicke herunter schossen. Der Reisende wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte, doch sprach ihm aus dem greisen Kopfe etwas so Wunderliches an, daß er in Verlegenheit den Hut zog und sich mit einer höflichen Verbeugung stumm entfernte.

„Was war das, Herr Kapellmeister?“ sagte der jüngere Reisende, als sie das kleine Häuschen schon im Rücken hatten. „Ich weiß nicht“, erwiderte jener, „vielleicht ein wahnsinniger alter Mann, vielleicht gar dort in der Einsamkeit, in der Nähe des Tannenwäldchens, eine Spukgestalt.“

„Sie scherzen“, sagte der Sänger; „ich begreife jetzt selber

nicht, wie wir so gelassen sein konnten, dem Alten auf seine Grobheit nichts zu erwidern.“

„Lassen wir es gut sein“, sagte der Kapellmeister, indem sie schon die noch ruhige Straße der Residenz hinuntergingen, „in dem Ton der Sängerin war etwas so Wunderbares, daß es mich tief ergriffen hat; ich war wie im Traum, und darum konnte mir auch der alte Thor keinen Bohn abgewinnen.“

„Wieder die alte Schwärmerei und Güte!“ rief der Sänger lachend aus; „denn erstens haben wir so gut wie nichts gehört, und zweitens war in dem Wenigen noch weniger Besonderes zu vernehmen, es war weder Methode noch Schule in dem traurigen Gesange.“

Als sie jetzt um die Ecke nach dem Gasthose zu bogen, hörten sie aus einem obern Stock ein Lied pfeifen; ein rundes, junges Gesicht guckte mit der Schlafmütze aus dem Fenster, und sowie er die Fußgänger gewahr wurde, schrie er: „Haltet, Freunde! einen Augenblick! Ich bin gleich unten! Gott im Himmel! das ist eine Erscheinung!“ Er zog den Kopf so schnell zurück, daß er ihn heftig an das niedere Fenster stieß und die Bekleidung des Hauptes langsam schwebend zu den Füßen des Kapellmeisters niedersank.

„Wunderbar!“ rief dieser, indem er die Zipfelmütze aufhob; „sagen diese sonderbaren Vorbedeutungen uns etwas Gutes oder Schlimmes voraus?“

„Es ist unser Enthusiast Kellermann“, erwiderte der Sänger, „hören Sie, er raffelt schon mit dem Hauschlüssel.“

In diesem Augenblick stürzte der Bewunderer im Schlafrock heraus und umarmte die beiden Künstler mit theatralischer Herzlichkeit; er wurde es nicht müde, jedem wieder von neuem an die Brust zu stürzen, ihn zu drücken und dann die Arme verwundernd in die Höhe zu strecken, bis der Sänger endlich sagte: „Laßt es nun gut sein, Hasenfuß!¹ Ihr habt das Ding jetzt hinlänglich getrieben. Ein Glück, daß noch kein Mensch auf der Straße

¹ Bei Tied im Sinne von „Thor, Narr“.

ist, sonst würden Eure Boßsprünge in dem safrangelben Schlafrock alle Gassenjungen aufregen.“

„Also ihr seid nun wirklich da, ihr goldenen Menschenkinder?“ rief der Enthusiast aus; „was würde es mich kümmern, wenn der vollständige Magistratus an meinem Entzücken Ärgerniß oder Theil nehmen wollte? Habe ich doch seit drei Monaten nicht begreifen können, wozu diese Gasse eigentlich gebaut sei, noch weniger, warum sie so viele Fenster zum Auf- und Zuschieben habe, bis nun endlich ihre Bestimmung erfüllt ist; ihr kommt durch dieselbe hergegangen, und ich gucke da oben mit meiner verlorenen Mühe heraus, um euch im Namen der Nachwelt zu begrüßen. Also nun wird eure Oper doch gegeben werden, ausbündigster Mann?“

„Sind denn Sänger und Sängerinnen auch noch alle gesund?“ fragte der lebhafteste Kapellmeister.

„So, so“, erwiderte jener, „wie es die Laune mit sich bringt; genau genommen, existiert das Volk gar nicht, sondern lebt nur wie im Traum; die Zugabe, die an die Kehle mit Arm und Bein gewachsen ist, macht es oft schwer, sie nur zu ertragen, der unnatürliche Geschwulst aber oben, den sie Kopf titulieren, ist wie ein Dampfkolben, um in diesem Rezipienten¹ die unbegreiflichsten Berrücktheiten aufzunehmen. Insoweit sino sie alle gesund, als es ihnen bis jetzt so gefällt, ist aber die und jene Arie ihnen nicht recht, hat der eine zu viel, die andre zu wenig zu singen, geht die Arie aus As moll, wenn sie Gis² sein sollte, so fallen sie vielleicht binnen drei Tagen wie die Fliegen hin.“

„Zieht Euch an“, sagte der Sänger, „und kommt zu uns in den Gasthof hier drüben, so können wir mehr sprechen, auch sollt Ihr uns auf den Besuchen begleiten.“

Ohne Antwort sprang Kellermann in sein Haus, und die Reisenden begaben sich in das Hotel, wo sie ihren Wagen schon fanden.

¹ An der Luftpumpe die luftleere Glasglocke, welche die zu beobachtenden Gegenstände ausnimmt.

² Nur genetisch verschieden, dem Klange nach derselbe Ton.

Im Hause des Barons Fernow war am Abend große Gesellschaft versammelt. Der Ruf, daß der beliebte Kapellmeister und sein erster Tenorist endlich angekommen seien, hatte in die Wohnung des Musikfreundes alles getrieben, was sich für die neue Oper interessierte. Man hoffte, einige der vorzüglichsten Partien vortragen zu hören, und viele drängten sich hinzu, um wenigstens nachher in andern Gesellschaften darüber sprechen zu können.

In diesem Getümmel, welches der Hausherr, seine Frau und eine Tochter mit Klugheit beherrschten, schwamm der behende Enthusiast wie in einem Strome herum, um jedem von der Herrlichkeit der neuen Komposition begeisterte Worte, über die große Manier, die lieblichen Melodien und den vortrefflichen Ausdruck in das Ohr zu raunen, obgleich er selbst noch keine Note davon gehört hatte. Sein rundes, gerötetes Gesicht schob sich wie eine Kugel von einem zuhörenden Kopf zum andern, und die meisten Gesichter zogen jene nichtsagende Miene, die in Gesellschaften geistreiche Aufmerksamkeit bedeuten muß. Jetzt wurde ein Teil der Versammlung auf einen andern Gegenstand hingewendet, denn in einfacher, höchst sauberer Kleidung trat ein junges Mädchen herein, von so glänzender Schönheit, daß man ihren unbedeutenden Anzug über den edlen und ausdrucksvollen Kopf, über die vornehme Gebärde, den feinen Anstand gänzlich vergaß, und die Nahestehenden sie mit Ehrfurcht begrüßten. Die Tochter des Hauses eilte auf sie zu, indem sie ausrief: „O, meine teuerste Julie! Wie glücklich machen Sie mich, daß Sie meinen Bitten doch noch nachgegeben haben! Aber Ihr Vater?“ — „Sie wissen ja“, erwiderte die Schöne, „wie menschengleich er ist, wie wenig er mit seiner Melancholie und Kränklichkeit in die Gesellschaft paßt; und ich gestehe, ich würde auch nicht gekommen sein, wenn ich einen so großen Zirkel hätte vermuten können.“

Die Umgebung sprach über die außerordentliche Schönheit dieses Wesens, und man erfuhr, daß sie die Tochter eines armen Musikers sei, die aus einer entfernten Stadt dem Fräulein des Hauses einen Brief einer Freundin überbracht hatte. Immer noch hatte der Kapellmeister mit seinen Sängern keines der Stücke

vorgetragen, weil der Wirt noch einen jungen Grafen erwartete, der einer der größten Enthusiasten für Musik sein sollte. „Denken Sie sich“, sagte der Baron zum Kapellmeister, „den sonderbarsten, unruhigsten aller Menschen, nichts interessiert ihn als Musik, er läuft von einem Konzert ins andre, er reist von einer Stadt zur andern, um Sänger und Kompositionen zu hören, er vermeidet allen andern Umgang, er spricht und denkt nur über diese Kunst, und selten ist er doch ruhig genug, ein Musikstück ganz und mit völliger Aufmerksamkeit anzuhören, denn er ist ebenso zerstreut als überspannt. Dazu scheint er den eigensinnigsten und eingeschränktsten Geschmack zu haben, so daß ihm selten ein Kunstwerk zusagt, ebensowenig ist er mit dem Vortrag zufrieden, und dennoch bleibt er Enthusiast. Er ist von großer Familie und reich, war eine Zeitlang in diplomatischen Geschäften an einem angesehenen Hofe, hat aber alles der Musik wegen, die er doch oft nach seinen Reden zu verabscheuen scheint, aufgegeben.“

Die nähern Freunde des Barons waren nach dieser Schilderung sehr begierig, einen Mann zu sehen, der wie von bösen und guten Geistern geplagt und verfolgt wurde. Als daher Graf Alten eintrat, sahen ihm alle mit großer Neugier entgegen. Er begrüßte die Gesellschaft hastig, und sein dunkles Auge durchlief sie eilig; dann senkte er den Blick und setzte sein Gespräch mit einem alten, hagern und eingeschrumpften Italiener fort, welcher mit ihm gekommen war. Doch plötzlich brach er ab und rief halb vernehmlich: „Himmel! was ist das?“ Er stand unmittelbar hinter Julien. Jetzt sang der Tenorist eine Arie der neuen Oper, und alles schien begeistert, der Graf war in tiefen Gedanken. „Nun, Eccellenza“, fragte der Italiener am Schlusse, „sind Sie contentiert?“ — „Ich habe keinen Ton gehört“, antwortete der Graf, indem er den Kopf erhob und die schwarzen Locken aus der denkenden, melancholischen Stirne strich.

Er benutzte die Pause, in welcher sich alles lobend und bewundernd um den Kapellmeister drängte, vorzutreten und sich neben Julien zu setzen. Er wollte sie anreden, aber indem sie höflich das Antlitz zu ihm wandte, fuhr er wie erschreckt zurück. „Nein, wahrlich, dergleichen hatte ich nicht erwartet!“ sagte er für

sich. Das junge Mädchen war erstaunt und verlegen. „Verzeihen Sie“, redete der Graf sie heiterer an, „Sie werden mich sonderbar finden; als ich vorher hinter Ihnen stand, mußte ich glauben, eine ehemalige Bekanntschaft zu erneuen, und jetzt bin ich von Ihrer mehr als wunderbaren Schönheit so geblendet worden, daß ich Zeit haben muß, um mich zu fassen. Die wahre, echte Schönheit kann wohl erschrecken, denn etwas Übermenschliches kündigt sich unsern Sinnen und dem Gemüte an. Himmel! wie müssen Sie singen!“

„Ich singe gar nicht, Herr Graf, und habe weder Stimme noch Kenntniß der Musik“, erwiderte sie mit angenehmem Ton.

Der Graf sah sie prüfend an, schüttelte dann zweifelnd den Kopf und murrete unverständliche Worte verdrossen vor sich hin. Jetzt wurde ein Duett vorgetragen, und alles war aufmerksam, nur der Graf betrachtete unverwandt seine Nachbarin. Das Duett war schwierig, und die erste Sängerin äußerte ihren Verdruß, der Kapellmeister wurde empfindlich, wies zurecht, half nach, alles vergebens; man mußte abbrechen, indem die Virtuofin behauptete, die Passage müsse geändert werden, weil sie ihrer Stimme ganz entgegen sei; der Komponist meinte, er dürfe Ausdruck und Kraft nicht dem Eigenthum ausopfern, denn die vortreffliche Künstlerin könne dies und noch schwierigere Sachen leisten, wenn sie sich nur bemühen wolle. Darüber aber wurde der Gesang völlig unterbrochen, und indem der Kapellmeister ein anderes Musikstück anordnen wollte, sagte der Graf zu Julien: „Ich wette, Sie können diese schwierige Stelle ohne Anstoß vom Blatte singen, wenn Sie nur wollen.“ Als Julie zu leugnen fortfuhr, sagte jener: „Ihre Röte, Ihr Auge widerspricht! Wie? dieser gewölbte Mund sollte in der Mitte der Lippen diese sanfte, feelenvolle Erhöhung von selbst haben, und nicht von den reinen vollen Tönen, die so oft über diesen Hügel schwebten? Denn nur der Ton, wenn er stark und lieblich die rote Straße befährt, darüber klingend weht, bildet diese ausdrucksvolle Erhebung; ganz im Gegensatz jener gefurchten Mundwinkel, die jene berühmte Sängerin dort hat, die mit breitgedrückten und in die Länge gequetschten Lippen den armen kreischenden Ton hervorpreßt.

Sie verfühndigen sich, meine Schöne, daß Sie Ihr großes Talent verleugnen wollen.“

„Sie sind zu scharfsichtig“, erwiderte Julie; „um so trauriger, daß Sie dennoch irren.“

„Sie sprechen auch ganz wie eine Sängerin“, fuhr jener fort, „es ist ein lieblicher, aber unterdrückter Ton in der Rede, der seine Fittiche nicht auszufalten wagt. Wenn Sie doch nur wenigstens einen einzigen Ton anschlagen wollten! das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß Sie singen können.“

„Sie quälen mich, Herr Graf“, antwortete die Verlegene empfindlich; „ich versichere Sie auf das teuerste, ich werde nicht singen, weil mir diese herrliche Gabe von der Natur versagt wurde.“

„Gnaden“, sagte der braune kleine Italiener, „sollen alles zu Virtuosen haben: kann aber nicht alles singen, was hübsch und seinen Mund hat. Konträr! haben oft göttliche Primadonna vor pur himmlisch Gesang und forciert Schreien eine Schnauz wie Signor Cerberus, der die Talent hat, dreistimmige Sache solo durchzuführen.“¹

Der frohe leichte Geist der Musiker war gestört, der Kapellmeister verstimmt und die erste Sängerin mehr als verdrießlich. Der Enthusiast war in der Klemme, weil er es mit keinem verderben und doch keinen stummen, gleichgültigen Zuschauer abgeben wollte. Da man sah, daß für diesen Abend nichts Bedeutendes mehr geschehen würde, so entfernten sich nach und nach die Fremden, auch die Musiker gingen, und nur der Kapellmeister blieb, dem sich der Enthusiast, ohne eine nähere Einladung abzuwarten, anschloß; der gedankenvolle Graf und sein Italiener verweilten ebenfalls, um mit der Familie des Barons beim Glase Wein und einem leichten Abendessen sich zu erheitern.

„So ist es nun wieder wie fast immer ergangen“, fing der Kapellmeister an, als sie um den runden Tisch saßen; „man arbeitet sich ab, man studiert, man quält und endlich freut man sich auch, wenn das Werk vollendet ist und gelungen scheint, und dann

¹ Bekanntlich hatte der Höllenhund Cerberus drei Köpfe.

muß es diesen elenden, verdorbenen Handwerkern übergeben werden, die nichts gelernt haben und mit dem Wenigen, was sie wissen, noch wie mit Wunderwerken hinter dem Berge halten wollen. Kann es einen traurigern Beruf als den eines musikalischen Komponisten geben? Denn endlich nun, wenn auch dieser Jammer durch Bitten, Drohen, Scherzen, Vergötterung, Lüge und Falschheit, durch kleine Änderungen, Zusätze und Wegnahme überwunden ist, wird das gemarterte Werk der Laune des Publikums und dem blinden Zufall, seinem allmächtigen Beherrscher, übergeben. Nun muß es aber weder zu heiß, noch zu kalt, das Haus muß weder zu voll, noch zu leer sein, keine große politische Neuigkeit darf sich eben haben hören, ja keine Seiltänzer und Springer anmelden lassen, um das so notwendige Klatschen und mit diesem armen Beifall einigen Enthusiasmus zu erregen. Und doch kann man es nicht lassen, sich wieder in der Vorstellung zu erhitzen, um eine neue undankbare Arbeit zu beginnen."

„Wo ist die Dame geblieben?“ fuhr der Graf plötzlich auf.

„Neben der Sie lange saßen?“ fragte die Tochter. „Diese ist längst fort und von einer Magd abgeholt worden, denn sie wohnt entlegen, in einer fernen, unbekanntem Gasse.“

„Die sollte Ihre treffliche Arbeit singen“, sagte der Graf, „da würden wir etwas anders hören.“

„Sie irren“, berichtete die Tochter, „ich weiß, daß das junge Frauenzimmer durchaus nicht musikalisch ist. Sie ist aber sonst in weiblichen Arbeiten sehr geschickt, auch hat ihr Vater, ein alter, verarmter Musikus, sie etwas zeichnen lernen lassen.“

„O du alter Sünder!“ rief der junge Graf im höchsten Verdruß, „und keinen Gesang diesen Lippen, keinen Ton diesem schwellenden Munde! Ist es nicht, als wenn man der Rose den Duft rauben wollte, den die Natur ihr gleich im Erblühen mitgegeben hat?“

Die Tochter war etwas empfindlich, denn sie glaubte auch eine Sängerin zu sein, da aber der Kapellmeister in seiner Klage fortfuhr, so blieb ihre gespitzte Antwort unbeantwortet. „Abgesehn aber“, fuhr der Kapellmeister fort, „von diesen armseligen Zufälligkeiten, so verkündigen sich auch erst am Kunstwerke selbst

bei der öffentlichen Darstellung Mängel, welche sich der Komponist vorher auf seinem Zimmer nicht hat träumen lassen. Denn mögen wir ein Werk noch so oft durchsingen, genau kennen, von allen Seiten prüfen, das Urtheil aller Freunde und Kenner vernehmen, so bleibt manches, und oft das Beste, zurück, und das Schlimmste zeigt sich bei der Aufführung erst. Und überhaupt — die Bestimmung des Künstlers! Ist sie nicht eine traurige? Ich setze mich zu keinem neuen Werke nieder, ohne innig überzeugt zu sein, daß ich nun etwas ganz und durchaus Treffliches, Vollendetes erschaffen werde, das meine großen Vorgänger erreicht und sie selbst hie und da übertreffen möchte. Diese himmlische Ruhe und Sicherheit verschwindet aber bald während der Arbeit; mein Entzücken an meiner Hervorbringung wechselt mit den bittersten Zweifeln. Dann fühl' ich oft recht innig, daß ganz, ganz nahe an dem, was ich schreibe, das Wahre und Himmlische liegt, daß meine Noten anklopfen und den Wandnachbar, den unbekanntem, begrüßen: mir ist, ich dürfte nur den Kopf so oder so wenden, so müßte mir der Genius sichtbarlich entgegentreten — und immer, immer wieder erscheint er nicht! Mein Geist quält sich, um außen, weitab, die Bahn anzutreffen — und so im Jammer, im Resignieren, arbeite ich weiter. Es gemutet mir¹ wie der Affe mit seiner traurigen Unruhe und dem fatalen Gesichter schneiden: vielleicht hat er jeden Moment dunkler oder deutlicher eine Ahnung von der Vernunft, will sie nun, die nah' Erreichbare, und nun wieder haschen und sich dann besinnen und findet sich immer wieder in seinem widerwärtigen Zustand eingeriegelt."

Jetzt trat noch ein Mann reifen Alters zur Gesellschaft, ein Gelehrter und Hausfreund des Barons, der sich fast täglich einfand, aber gern die größeren Versammlungen vermied. „Sie haben wieder“, redete ihn der Wirt an, „unser Konzert, wie Sie es gewöhnlich machen, nicht mit anhören wollen.“ — „Ich bin zu sehr Laie“, erwiderte der Freund, „und darum mag ich mich nicht unter die Kenner drängen; soll der Unmusikalische den Gebildeten durch seine trockne Gegenwart ihren Genuß verkümmern?“

¹ Es mutet mich an, kommt mir vor.

„Wir kennen diesen Schalk schon“, rief ihm der Kapellmeister zu, indem er den alten Bekannten begrüßte. „Sie haben recht gethan, denn unsre Sängerinnen haben wieder den alten Spud getrieben, schlecht gesungen, sich zu vornehm gedünkt, die Musik kritisiert und endlich damit beschloffen, alle Musik in Verstimmung und Eigensinn zu beerdigen.“

„Sie sind also wirklich unmusikalisch?“ fragte der Enthusiast; „und Sie machen auch kein Hehl daraus?“

„Warum sollte ich es?“ antwortete der Saie; „kein Mensch kann alle Talente in sich vereinigen oder alle seine schlummern-den Anlagen erwecken und ausbilden.“

„Viel Charakter, es so dreist zu bekennen“, erwiderte der junge Mann, der durch vieles Schwagen während der Musik und den hastigen Genuß des starken Weines in eine Laune erhitzt geraten war, deren Sonderbarkeit er selber nicht zu bemerken schien. „Sehn Sie“, fuhr er fort, „daraus ist schon viel Unheil für mich entstanden, daß ich mich zu solchem Mute nicht habe entschließen können. Ich war anfangs (und wie es schien, von Natur so geschaffen) gar kein Musikfreund, ich hatte kein Ohr, ich konnte keine Melodie behalten; darum vermied ich auch Konzerte und Opern, und in Gesellschaften, wenn Lieder gesungen, wenn Kantaten aufgeführt wurden, sprach ich entweder oder suchte eines Buches habhaft zu werden. Denn gewiß, nichts verschließt unser Ohr so sicher vor all den herein und durcheinander fahrenden Tönen, als ein tüchtiges und vorhaltendes Gespräch über Stadtneuigkeiten oder einige interessante Verleumdungen. ‚Sehe man nur den Stod!‘ ertönte es nun von allen Seiten, ‚hat die dicke Figur wohl ein menschliche Seele in seinen weitläufigen Fleischanlagen sitzen? Von der Musik, der göttlichsten aller Künste, nichts zu verstehn! Ist wohl ein Block, ein Stein, der nicht gewissermaßen von der himmlischen Harmonie gerührt werden müßte?‘ — Nun gesiel mir dazumal auf mehr als gewöhnliche Weise ein gewisses Frauenzimmer: diese pflegte, sowie gesungen wurde, vor übermäßiger Empfindung herzlich zu weinen. Dieser nun war ich mit meinem kalten Herzen gradezu ein Abscheu. ‚Wie?‘ sagte sie, ‚Lieben wollen Sie, der Sie nicht einmal eine Ahndung jener Wonne haben, die

aus dem Himmel stammt und mit der Liebe so nah' verwandt ist?' — Da, Freunde, faßte ich nun den großen Entschluß, umzusatteln und von der Musik gehörig begeistert zu werden. Alle meine Freunde und Bekannten erstaunten, als ihnen meine neu-geprägte blanke Entzückung in die Augen strahlte. Da war nun auch gar kein Halten mehr, ich übertraf alles in der Begeisterung, was ich nur je in den Gesellschaften hatte beobachten können; alles zappelte an mir vor Freude, sowie nur das Klavier angeschlagen wurde, die Beine trommelten, die Arme schlenkerten, die Augen wackelten, ja, ich nahm die Zunge zu Hülfe und leckte mir zuweilen die vor Erstaunen weitgeöffneten Lippen. Dann mußten die Hände klatschen, die Augen, wenn es irgend möglich zu machen war, weinen, die ausgestreckten Arme Bekannt und Unbekannt an dies stürmische Herz schließen, das mit mächtigen Schlägen im wildesten Enthusiasmus klopfte. Ja, wenn ich nachher in mein einsames Zimmer trat, war ich so müde und matt, so mürbe und zerschlagen, daß ich zuweilen Kunst und Künstler, Liebe und Harmonie sowie alle die bezaubernden Gefühle zum Satan wünschte."

„Aber empfanden Sie nun wirklich recht viel?“ fragte der Vaie lachend.

„Das ist eine bedenkliche Frage“, erwiderte der Enthusiast; „was der Mensch so stürmisch will, davon muß wohl etwas auch wirklich in sein Wesen übergehn; es wäre unbegreiflich, wenn durch das vorsätzliche Nachspielen nicht hie und da ein Gefühl in unsrer Brust widerklingen sollte. Aber um doch ganz aufrichtig zu sein, so war mir bei all diesem Bewundrungsbemühen oft unerträglich nüchtern zu Mute, so recht, was der Hause langweilig nennt, und wenn ich nicht so stark mit Händen und Füßen gearbeitet hätte, so wäre mir wohl oft ein herzliches Gähnen angekommen. Das Schlimmste aber ist, ich habe doch nichts dabei gewonnen; denn meine böshafte Freunde meinten, ich hätte den Anseh zu hoch genommen und sei von der andern Seite vom Pferde wieder hinuntergefallen. Sei ich erst wie ein verstocktes dumpfes Tier gewesen, so erscheine ich jetzt wie ein verwilderter Hasensfuß, mein Enthusiasmus träte als ein verzerrender Krampf auf, man

müßte fast glauben, mein Arzt habe mir diese übertriebene Motion nur empfohlen, um sie gegen mein Fettwerden zu gebrauchen. Ach! und die Musiker! Von denen habe ich das meiste gelitten. Vor acht Monaten war es, als hier im Saal die beiden berühmten Kompositors ihre Sachen aufführten. Wie der erste geendigt hatte, konnte ich ihm richtig mit fließenden Thränen an seinen Hals fallen, und der Mann klopfte mir selber, über mein Entzücken gerührt, mit aller Freundschaft auf den Rücken, wir drückten uns recht herzlich zusammen, und er sagte ganz laut, er habe noch keinen so gründlichen Kenner in allen Reichen der musikalischen Welt angetroffen. Nun brannte der andere Mann aber auch sein Kunststück los. Thränen hatte ich nicht mehr, es meldete sich aber ein großartiges Schluchzen, was noch höher lag als die Thräne — und ein ganz stummer Druck, ein Vergehen, Aufgelöstsein, fast sterbend in die Arme des zweiten Hinfallen, ja ein reelles Abstehn¹ mußte diesen großen Meister belohnen. Der grobe Schelm ließ mich aber geradezu auf das Parkett hinschlagen, ohne mir seine dankbare Brust unterzustemmen, und sagte, wie ich in der Kunstlohnmacht lag, höhnisch zu mir: ‚Bleiben Sie in des Himmels Namen liegen, denn wer über die Stümperei jenes Menschen dort weinen kann, verdient gar nicht, einen Ton von mir mit seinen Ohren aufzufassen.‘ So erhob ich mich, um Trost bei meinem großen Freunde zu suchen, dessen allergrößter Kenner ich war. Er sprang aber auch vor meinem Ausruf weg, so daß ich mit der Nase fast an die Wand stieß, unter dem nichtigen Vorwande, daß, wer so wenig echtes Gefühl besitze, daß er das Arm-selige wie das Edle so übermäßig bewundern könne, für die Kunst ein mißgeschaffenes Ungeheuer sei. Wie ich nun bei meiner Geliebten Hilfe suchen wollte, war sie ebenfalls gegen mich empört, denn ich hatte bei ganz unrichten Stellen geweint und da am lebhaftesten empfunden, wo grade die wenigste Empfindung hingehörte. O Teuerste, Berchrteste, möchte man nicht fast veranlaßt sein, den Schwur zu thun, daß man bei Arioso und Cavatine, Finale und Ouvertüre, Adagio und Presto nur mit ruhig ge-

¹ Hinsterven.

kretschten Beinen dafitzen und höchstens zuweilen den Taft schlagen wolle; denn wenn all dies Hämmern und Puffen, dies Arbeiten unsers irdischen entzückten Herzens, diese weisssagende rinnende Thräne, die den Widerschein der Unsichtbarkeit abspiegelt, wenn alles dies nichts fruchtet, sag' ich noch einmal, und statt paradiesischer Sympathie nur die infernalische Antipathie erregt, so wünschte man ja lieber Balgentreter¹ oder Schmiedegejell als echter Enthusiast zu werden. Darum wundert euch nicht, wenn ich der undankbaren Kunst wieder einmal den Rücken wende."

Als man über diese Geständnisse lachte, sagte der Saie im frohen Mut: „In meinem Leben gehören die Leiden der Musik auch zu den empfindlichsten. Nicht der zu starke Enthusiasmus hat mir geschadet, wohl aber sind meine Kinder- und frühen Jugendjahre mir durch Musik verbittert worden. Lächerlichkeiten, an die ich noch jetzt mit einigem Schrecken denken muß."

„Sprechen Sie, alter Freund“, rief der Kapellmeister, „habe ich doch auch schon erst mein Leiden geklagt, was Sie freilich nicht mit angehört haben."

„Ich mochte zwölf Jahre alt sein“, fing der Saie an, „es ging mir gut, in der Schule rückte ich schnell hinauf, meine Lehrer sowie meine Eltern waren mit mir zufrieden, als ein böser Geist, dieser Behaglichkeit und Harmonie zürnend, sein Unkraut unter den aufwachsenden Weizen säete. Mein Vater, ein strenger, aber heiterer Mann, ließ mir frei, meine Bestimmung zu wählen, er war ein Freund der Musik, aber ohne alles Talent. An einem Nachmittag fragt er mich, ob ich vielleicht Lust hätte, ein Instrument zu spielen. Mir war der Gedanke noch niemals gekommen; ich sollte es mir überlegen, er verlange es nicht, aber wenn ich mich entschließe, müsse ich auch Ernst machen. Darauf kannte ich ihn, ich wußte, daß er sich nicht wundern würde, im Fall ich keine Musik triebe, aber einmal angefangen, durste ich die Sache niemals wieder fallen lassen. Mir war, weil mein Ohr noch schlief, bis dahin alle Musik höchst gleichgültig und langweilig

¹ Bälgetreter bei der Orgel.

vorgekommen. Die Opern haßte ich geradezu, weil bei den Arien und Duetten, von denen ich nichts vernahm, die Handlung, die mich einzig interessierte, stehen blieb. Nie war in unserm Hausbedarf von Musik etwas vorgekommen, außer in den Stunden bei dem Tanzmeister, zu dessen vorzüglichsten Scholaren ich gehörte, der es mir aber nie hatte deutlich machen können, daß die Musik seiner Geige mit zum Tanz gehöre. Traf ich daher gleich anfangs den Takt, so tanzte ich meine Menuett, Kofak¹, oder was es war, trefflich hindurch. Fehlte es mir aber, so half kein Auftragen, Anhalten, Beschleunigen, mich wieder in den verlorenen Takt zu werfen. Ich hielt es auch geradezu für Aberglauben, daß man herkömmlich zum Tanzen aufspiele. Konnte mich schon hier die Musik ängstigen, so brachte sie mich in der Kirche, die mir schon nicht erfreulich war, fast zur Verzweiflung. Meine Nerven waren schwach, und die losbrausende Orgel mit ihren schmetternden Tremulanten² verwirrte mein Gehirn, und unerträglich fiel mir der unisone kreischende Gesang der Gemeine. Mit beiden habe ich mich auch noch nicht vertragen lernen: die Orgel, sei sie eine erhabene Erfindung, erschreckt und ängstigt mich in der Nähe, und dieser Choralgesang, der sich so demüthig, wie gefesselte, reuige Verbrecher, auf dem Boden hinschleppt, nimmt mir, so oft ich ihn auch gut vorgetragen höre, allen Mut, alle Poesie und Musik erlischt bis auf das letzte Fünfchen in meinem Gemüt, und ein nüchterner Lebensüberdruß bemächtigt sich meines Geistes.“

Darüber ließe sich viel sagen, meinte der Kapellmeister, doch komme auch wohl eine feltne Eigentümlichkeit des Laien hinzu.

„So fern“, begann dieser wieder, „war ich aller Musik, und keine Spur eines Talents hatte sich gezeigt, als der böse Geist es mir in den Kopf setzte, in mir sei vielleicht ein großer Violinspieler verborgen. Die Geige wurde angeschafft, ein Lehrer angenommen. Es hatten sich aber nun der seltsamste Scholar und der wunderbarste Meister zusammengesunden, denn dieser unter-

¹ Altmobischer Tanz von sehr gemäßigtem Tempo.

² Bewegliche Klappen, die vermittelst eines Registerzuges den Ton vibrieren lassen.

richtete mich eigentlich so, als wenn ich schon seit Jahren ein nicht unwissender Violinspieler gewesen wäre. In der ersten Stunde ließ er mich nur die Geige anstreichen, was mir bei meinen zarten Nerven keine Freude verursachte. Zur folgenden hatte er mir schon ein Buch gemacht und einige leichte Lieder hineingeschrieben. ‚Dies Stück‘, sagte er, ‚geht aus D dur‘; es war: ‚Blühe, liebes Weibchen.‘¹ Ich bekümmerte mich nicht weiter darum, was die beiden Kreuze oder D dur zu bedeuten hatten, ob es eine oder mehrere Tonarten gäbe, was die Taktabteilung oder die Striche an den Noten bedeuteten, sondern wir spielten nun wohlgenut das Lied durch und ich ihm nach, Fingersetzung und alles aus dem Gedächtnis. So ging es beim zweiten und dritten Liede, welches aus C dur ging. Ich sah wohl, daß nun die Kreuze fehlten, und er nannte jedesmal die Tonart, wenn ich falsch griff, fand es aber gar nicht notwendig, weitere Erklärung hierüber oder über die Dauer der Noten hinzuzufügen. Es klingt märchenhaft, aber ebenso wahr ist es, daß ich in dieser Manier sechs bis sieben Jahr die Geige gestrichen habe, ohne daß der Trieb in mir erwachte, der Sache näher auf den Grund zu kommen, oder daß er es notwendig geachtet hätte, unsrer praktischen Kunst einige Theorie anzuhängen. Übrigens kann man sich vorstellen, wie es lautete. Da ich Länge und Kürze der Töne, ihre Abweichung in Moll und alles, was die Musik ausmacht, ohne jedes Verständnis, nur aus dem Gedächtnis spielte (denn ich kannte nur die Note an sich selbst, so wie sie auf der Linie stand, und nichts weiter), da ich überdies gar kein Gehör hatte, den Bogen schlecht führte und in der Fingersetzung häufig irrte, so begreift sich's, was ich für ein Charivari² hervorbrachte. Mein Meister, der wirklich geschickt im Spiel war, klagte in jeder Stunde über seine Ohren. Ich selbst litt, so oft ich die Violine unter's Kinn nahm, wahre Höllepein. Dies Schnarren, Pfeifen, Mauzen und Gurren war mir unerträglich; selbst der beste Geiger hat, wenn man

¹ „Der Knabe an ein Weibchen“, Gedicht (1778) von Christian Abolf Oerbed (1755—1821), früher sehr volkstümlich durch die Komposition von Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800).

² Durcheinander, Ragenmusik.

ihn zu nahe hört, einen Nebenton, die stark angestrichene Saite, besonders in der Applikatur¹, überschreit sich zuweilen, aber bei mir thaten sich fast nur die abscheulichsten Mißtöne hervor. Da meine Nerven so stark affiziert wurden, so zeigte sich mein Widerwille gegen das Geheul und Schnarzen², welches meine Finger so dicht vor meiner Nase erregten, auch deutlich in meinen Gesichtsmuskeln, der Mund und die Wangen begleiteten mit widerlichen Verzerrungen die hohen und tiefen Töne, die Augen klemmten sich zu und rissen sich auf, und ich fühlte deutlich, daß manche neue Falten und Lineamente sich formierten, die ursprünglich nicht für ein gewöhnliches Menschengesicht berechnet waren. Mein tief-sinniger Meister schüttelte oft sein Haupt und meinte, so wenig Talent als ich habe keiner seiner Scholaren. Mir begegneten aber auch in der That mehr Unglücksfälle, als ich sonst bei ausübenden Künstlern wahrgenommen hatte. Kamen wir so recht in Eifer und lieferten, nachdem ich schon länger studiert hatte, die raschen, mutigen Passagen, so rutschte im Allegro mein Bogen über den Steg³, und im Entsetzen ließ mein Lehrer die Geige sinken, denn welcher Ton alsdann im heftigen Streichen aufquiekt, weiß nur der, dem dieses Abenteuer begegnet ist. Mehr wie einmal fiel der Steg selber um, wie aus Mitgefühl, und ein heftiger Knall endigte mit Macht ein schmachtdendes Largo mitten in der Note. Einmal sogar, und ich dachte, der Tod ergriffe mich, brach der Knopf ab, der unten das Saitenbrett⁴ festhält, und sprang unbarmherzig gegen meine Nase. Für diese Stunde war denn unsre Harmonie zu Ende, und das Instrument mußte erst wiederhergestellt werden. Nach einem Zeitraum war denn auch mein Vater so neugierig, zu hören, wie ich mich appliziere⁵. Ich trug ihm einige der Lieder vor, die ich am besten innezuhaben glaubte. Er erschrak über das, was er hörte, und erstaunte noch mehr über

¹ Es sind die höchsten Tonlagen gemeint.

² Schnarren.

³ Saitenhalter.

⁴ In ihm endigen die über Griffbrett und Steg gespannten Saiten. Durch einen starken Darm wird es an einem auf der schmalen Rückwand der Geige angebrachten Holzknopf festgehalten.

⁵ Anlasse.

daß, was er sah. Er meinte nämlich, in der Kunst, Gesichter zu schneiden, sei ich unbegreiflich weit vorgeschritten, und meine Musik könne doch von Nutzen sein, Ratten und Mäuse zu vertreiben; er warnte mich nur zum Beschluß, den Ausdruck meiner musikalischen Physiognomie doch etwas zu beschränken, weil ich außerdem auf dem graden Wege zum Affen sei. Das war mein Lohn dafür, daß ich das damals populäre rührende Lied: „Hier schlummern meine Kinder zc.“¹ ihm nicht ganz ohne Glück vorgebracht hatte, denn dies war gradezu meine Lieblings-Arie, in der ich firm zu sein glaubte, die auch in den Mittelklängen mit melancholischer Gesektheit verweilte und nicht in den Diskant oder gar in die Applikatur hinaufstieg, die ich ein für allemal verabscheute.“

„Hatten Sie denn aber gar keinen Ersatz für diese mannigfaltigen Leiden?“ fragte der Kapellmeister launig.

„Wenig“, erwiderte der Laie; „als mein Lehrer es nötig fand, wegen des Ausdrucks für mich einen Sordin² zu kaufen, den ich mit Freuden aufsteckte, weil es doch einmal einen andern Ton gab, die Dämpfung auch wie ein spanischer Reiter³ es dem reißenden Bogen unmöglich machte, wieder jenseit dem Steg zu springen. Auch machte es mir innige Freude, als wir erst weiter vorgeückt waren, in den Ouvertüren die Vierundsechzigstel als eine und dieselbe Note dreißigmal abzuspielen, welche meistens gegen Ende des Stücks, kurz vor dem Aufzug der Gardine, vorkommen. Diese wiederholte ich gern in der Einsamkeit, weil in diesen Passagen keine große Schwierigkeit ist, mir auch der so oft wiederholte Ton die Empfindung gab, als wenn ich in meinem geliebten Theater säße.“

„Aber damals“, fragte der Kapellmeister, „hatten Sie doch wohl einige klare Begriffe von der Musik?“

¹ Gedichtet von Gottlob Wilhelm Burmann (1737—1805), komponiert von Otto Karl Erdmann Freiherr von Koszoth (gestorben 1817), beide in Berlin. Ersteren scheint Lied persönlich gefannt zu haben.

² Sordinio, Dämpfer; ein Holzkämmchen, das auf den Steg geklemmt wird, um die Resonanz zu schwächen.

³ Starke wagerechter Balken mit senkrechten, zugespitzten Latten, früher verwendet zur Abperrung von Festungsthoren und -brücken.

„So wenige“, antwortete der Laie, „wie in der allerersten Stunde; Takt, Vorzeichnung, Tonart, nichts von alledem begriff ich, sondern spielte Sonaten und Symphonien so pur aus dem Gedächtnis hin, wie ich es von meinem Lehrer hörte! Auch vernahm ich keine Melodie, keinen musikalischen Gedanken; hie und da führten mir wohl ein paar Takte eine Art von Verständnis herbei, das ich aber nie weiter verfolgen konnte. So fern war ich allem Begreifen, daß ich mir einmal einbildete, weil g, h, a und b vorkommen, daß das ganze Alphabet wohl in den Noten enthalten sei, und daß man bei der Komposition eines Liedes nichts zu thun habe, als die Noten zu nehmen, die die Buchstaben eines Wortes bezeichneten, und sie dann schneller oder langsamer abzuspielen. Wie ich nun meinen Lehrer fragte, wo denn das m, r oder p stecke, wurde ich zwar von diesem sehr verlacht, aber doch nicht besser belehrt, denn er erstaunte nur immer von neuem über meine ungeheure Einfalt, daß ich das alles nicht wisse, was sich doch von selbst verstehe. Eben da mir alle Musik nur wie ein Charivari vorkam, so ließ ich mir beigeen, auch selbst einmal zu komponieren. Der Takt schien mir gleich ein Vorurteil, eine Tonart brauchte ich noch weniger, und nie werde ich die Freude vergessen, die ich meinem Meister machte, als ich meine wild zusammengewürfelten Noten ihm als meinen ersten dichtenden Versuch überbrachte. Er wollte sich ausschütten vor Lachen und konnte nicht müde werden, sich unter Lust und Freude meine Phantasie vorzuspielen. Mir klang sie wie jede andere Musik.“

Der braune alte Italiener erfreute sich sehr über diese Erzählung, und selbst der finstere Graf lächelte. „Es ist unbegreiflich“, sagte der Baron, „daß Sie so lange ausgehalten haben.“ — „Ich mußte wohl“, erwiderte der Erzähler, „meines strengen Vaters wegen, da ich das Ungetüm einmal begonnen hatte. Sonst befürmerte er sich nicht weiter um meine Kunst, weil er einigemal, da ich ihm Sonntags nachmittags einen Zeitvertreib machen sollte, von meinem Spiel, wie er behauptete, Zahnschmerzen bekommen hatte. Einmal widersuhr mir als ausübenden Künstler eine ausgezeichnete Demütigung. Die Besizerin des Hauses, in

welchem wir wohnten, hatte zum Geburtstage ihrer erwachsenen Tochter eine große Anzahl hübscher Mädchen gebeten. Um das Fest unerwartet fröhlich zu machen, hatte die gute Dame mit meiner Mutter die Abrede getroffen, ich sollte heimlich mit meiner Geige hinaufkommen, im Nebenzimmer plötzlich stimmen und den überraschten schönen Kindern dann einige englische Tänze aufspielen, damit sie einmal im Saale recht wohlgenut herum-springen könnten. Ich wurde in das Nebenzimmer mit allem Geheimnis geführt: ich sah durch den Vorhang in die allerliebste Versammlung hinein — aber nun — die Geige stimmen! Wie gemein! Ich hatte es auch in meinem Leben nie versucht, weil mein Meister das besorgte, ich hörte auch niemals einen Unterschied, wenn sie nach seiner Meinung im Stande war, und wenn sie nicht jetzt schon richtig stimmte, so konnte ich auf jeden Fall nur das Übel ärger machen. Es schien mir edler sowohl wie vor-sichtiger, mit meiner Lieblings-Arie mich anzukündigen, und so ließ ich dann plötzlich das: ‚Hier schlummern meine Kinder‘ an-mutig ertönen. Die Freude dieser Nicht-Schlummernden war unbeschreiblich, mit Jubel ward ich in den Saal gezogen, wo ich wie geblendet stand, da ich noch niemals so viele reizende Wesen beisammen gesehen hatte. Das war ein Fragen und ein Bestellen; ich zeigte ihnen die englischen Tänze, die mir mein guter Meister in mein Notenbuch geschrieben hatte, ich spielte einen auf, aber er wollte nicht passen. Sie fragten nach der Anzahl der Touren und dergleichen, was mir alles unverständlich war. Ich sollte ihnen den Tanz und die Musik dazu arrangieren. Ich versuchte noch eine Anglaise¹ und ebenso die dritte, nun war meine Kunst zu Ende, und da auch diese nicht paßten und wir uns gar nicht ver-ständigen konnten, so mußte ich, den sie im Triumph eingeholt hatten, mit der größten Beschämung wieder abziehen, und sie en-digten ihren Nachmittag in Verdruß, der ihnen ohne die plötzliche unerwartete Freude heiter verfließen wäre. Meiner Mutter, die mich ausfragte, erzählte ich, die Mädchen hätten eigentlich gar nicht tanzen können; und so kam es mir auch vor, da sie sich aus

¹ Jetzt Française genannt.

meinem Spiel nicht zu vernehmen¹ wußten. — Mein Meister wurde endlich zu einer auswärtigen Kapelle verschrieben, und nun glaubte ich, meiner Qual los zu sein: mein konsequenter Vater aber hatte schon wieder einen neuen Lehrmeister bei der Hand, der, als ich ihm meine Künste vorgespielt hatte, die Sache gründlich wieder von vorne anfang. Ich, der ich schon Symphonien und die schwierigsten Sachen vorgetragen hatte, mußte jetzt jene mir verhaßten Choräle und Kirchenmelodien einlernen, lauter Noten aus halben oder ganzen Takten, weil mein neuer Meister behauptete, ich hätte weder Strich noch Fingersezung. Dieser hatte ein so delikates Ohr, daß er bei meinen Mißtönen fast ärgere Gesichter schnitt als ich selber, er lachte auch niemals über meine Ungeschicklichkeit und Mangel an Talent, wie der erste, sondern nahm sich die Sache sehr empfindsam zu Herzen und war manchmal fast dem Weinen nahe. Zum Glück dauerte diese neue Schereerei etwa nur ein halbes Jahr, worauf ich zur Universität abging und seitdem kein Instrument wieder angerührt habe. Diese Bekenntnisse, meine Herren, schildern nur kurz den geringsten Teil meiner musikalischen Leiden, denn wenn ich sie ganz hätte darstellen wollen, würde mir Zeit und Ihnen die Geduld ermangeln.“

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen“, sagte der Baron Fernow, indem er sich zum alten Italiener wandte, „Sie haben bei diesen Erzählungen eine besondere Freude gezeigt, und es ist wohl billig, daß Sie uns auch einige Ihrer Leiden mitteilen, die Ihnen wohl, als einem alten Virtuosen, nicht gefehlt haben können.“

„Ach! meine Herren“, sagte der Alte mit einem sonderbaren Gesicht, „meine Leiden sein zu tragisch, um Bläsir zu machen, auch kann meine welsche Zunge nicht in die Landstraße von der deutsch Idiom recht fortkommen, muß daher um Nachsicht anfleh, wenn meine Konfession etwas mit Konfusion verschwägert sein sollte. Ich war von Jugend auf geübt im Sang, fertig im Klavierpiel und guter Tenor, frisch auf Theatern mit Glück in Napoli gesungen und brav beklatscht und e viva! mich zuge=

¹ Es begreifen, sich hineinfinden.

rufen. Ging nach Rom, gefiel nicht so ausnehmend, denn die Herren Romani sein kritischer Natur, bilden sich ein, die feinste Ohreinrichtung in den ganzen Italia zu haben. Ach! aber hier sah ich im Karneval eine junge Demoiselle, die Stunde bei mich nahm, um nachher in Firenze¹ zu singen, auch auf das Theater. Ach! welcher Ton! welche Talente! welche Augen! Nun das war ein cara mia, amor und mio cuore², bis wir, eh' wir uns das Ding verfaßn, mitsammen davongelaufen waren und singen nun in Firenze auf Theater aus Leibesmacht als Mann und Frau. Hatten viel Zärtlichkeit in der Eh', aber auch manchen Verdruß, denn cara mia war der Jalousie ergeben, und meine Wenigkeit war dazumal ein gar hübscher giovine³, und die Frauenzimmer rührten leicht mein Herz. Doch alles ging gut, bis wir in eine deutsche Residenz engagiert wurden. Da lebte ein Kompositeur, ein Maestro, so recht ein Theoretiko, voll Präntension, aber geschickt, dabei ein hübsch wohlgewachsen Männel. Der Hortensio gefiel meiner Cara, und sie wollte nun seine Schülerin vorstellen, in edel große Manier singen, mit Seele, wie Hortensio sagte, nicht mehr aus Hals und Kehle, sondern, so wie die Deutsche meinen, aus das Gemüt heraus. Gemüt! Eine extra deutsche Erfindung, die alle andern Natione gar nicht kennen. Bis dahin hatte die Gute ihren schönen Ton gehabt, grausame Höhe, hell wie Glas, spiz, laut, mochte Kompositeur komponieren, wie er wollte, brachte er seinen hohen Ton, flugs hatten wir ihn weg, richtig mußte er in seine Passage und Kadenz hinein, hinaufgeschroben, höher und immer höher, da oben dann umgeschwenkt und wieder hinabgegurgelt, und brava! brava! bravissima! aus den Logen heraus geschrien, mit Fächern und Händchen geklopft, mia cara sich verneigt, Arme kreuzweis vor der Brust, und keinem Menschen war's eingefallen, daß Monsieur Kompositeur da hatte Gedanken, aparte Fühlungen hineindrechseln wollen. Aber Hortensio! Hortensio! bestia maladetta!⁴ denk

¹ Florenz.

² Meine Zeure, mein Liebling, mein Herz.

³ Jüngling.

⁴ Verdammte Bestie!

ich, der Schlag soll mich rühren, wie ich zum erstenmal die seelische Manier in mein Ohr hinein hör'! Keine Passage, keine Übergänge, keine Triller, singt daher wie ein Kalb, das geschlacht werden soll, pur ohne Manier und Methode. Ich war der primo uomo¹, konnte aber nicht lassen, meine Primadonna im Liebesduett rechtchaffen in den runden Arm zu zwicken. Schreit sie auf gefährlich: meinen die Deut', das soll' auch große neue Manier sein, und fangen an zu lachen. Von dem Tage Zwietracht unter uns, kein Beifall vom Publikum mehr. Hortensio war großer Theoretiker und Enthusiast, wollte aber keinen Amanten abgeben, war verheiratet an eine gute Frau, die nach deutscher Manier ganz Seele war. Nun steigt in meiner zarten Isabella die Bosheit immer höher. Sie will retour in alte brillante Manier, verflucht Seele und Gemüt, aber war nicht anders, als wenn die Töne wie Besessene durcheinander schriegen, kochte und zwirbelte oft in der Gurgel, murrte und piff, als wenn Satansbrut in dem kleinen Hals miteinander auf Gabel und Besenstiel wie zum Schornstein hinaus auf die liebe Blockberg fahren und rutschen wollten. So war das Glend komplett, fehlte nur noch, daß sie mir alle Schuld gab, und das that sie denn auch redlich: ich sänge so schlecht, wäre rückwärts gegangen: endlich, wir kriegten beide unsern Abschied mit kleine Pension. Zogen durch alle Provinz, den wohlfeilsten Ort anzutreffen, und fanden immer die allerteuersten, gaben Konzert, ich Privatstund im Singen. Die cara Isabella konnte aber Musik nicht aufgeben, und je ärger es wurde, je lieber sie sang; als kein Mensch mehr zuhören wollte, trieben wir das Spektakel privatissime auf unserer Stube. Ja, da mußte ich ganzer Mann sein, um mit meine Heroismus das Schlachtgeschrei auszuhalten, und oftmals dachte ich, es müßte gesterben werden. Wir hatten großen, mächtigen Kater, der lag immer auf das Klavier: sehn Sie, das Kerl fürchtete sich weder vor Raß noch Maus, lief vor keine noch so große Hund und hatte sich 'mal mit einem allmächtigen Bullenbeißer gekrätzt; aber sowie meine Gemahlin nur den Deckel aufmachte, um die Harmonie loszu-

¹ Wörtlich: der erste Mann, d. h. erster Tenorist.

lassen, so lief das Raß, was es konnte, bis auf den allerobersten Boden. Wir tobten so gewaltig, daß uns kein Wirt mehr zum Mietzmann einnehmen wollte. Natürlich mochte nun kein Mensch mehr unser Konzert hören, denn die menschliche Ohr sein meistens etwas zart konstruiert, und sehr viel Menschen haben fast natürlichen Widerwillen gegen Detonieren¹ und widerwärtigen Gesang.

„An einem Tage sagte mir die Gattin, ich solle meine beste Kleid anziehen, es sei große reputierliche Gesellschaft von Zuhörer gebeten. Wir sangen und tobten, es war aber kein Mensch da. Wie ich in der Nacht darüber mit ihr redete, sagte sie, die gewöhnliche Menschheit sei zu platt und grob organisiert, ihre Kunst zu fassen, darum habe sie Überirdische invitiert, die klagten niemals über Dissonanz, ich aber sei ein Gesell, zu plump, um die feinen Kreaturen mit meine dumme Augen zu sehn. Nun ging's immer so fort mit die Engelsocietäten, und sie erzählte mich viel von dem großen Beifall, den ihr Vortrag bei die Kenner fände. Am andern Abend, als wieder große Geisterassamblee bei uns war, und wir beide g'nug schrieen, sagte sie zu mir plötzlich, ich sänge entseßlich falsch, es sei nicht auszuhalten, und König David, der gewiß ein Kenner in Musiken sei, wolle gar nicht wiederkommen, wenn ich nicht richtiger und mit mehr Respekt sänge. Ich sollte gleich hin und Majesté um Verzeihung bitten. Wo sitzt er denn? Da, nahe am Ofen, denn der alte Herr hätte etwas kalt. Ich trug meine submisse Devotion in höfliche Redensart vor und wurde pardonnirt.“

„Armer Mensch!“ sagte der Kapellmeister gerührt, „und wie lange lebte die Wahnsinnige noch?“

„Bitte sehr um Verzeihung“, erwiderte der Italiener, „meine selige Gattin nicht zu lästern, war nichts weniger wie etwa toll im Kopf, dachte es auch erst, sah aber bald meinen Irrtum. Denn als es noch kälter wurde, die Tage immer kürzer, die Selige mich auch tüchtig tribuliert² hatte und ich mir fast den Hals entzwei

¹ Falsch singen.

² Gequält.

gesungen, weil diesmal alle Makkabäer uns die Ehre erzeigten, da sah ich, wie ich Licht hereinbrachte, die ganze Stube voll unsichtbarer Menschen, will sagen, verstorbene Geister. Seitdem mir nun die Binde von meine Augen heruntergefallen war, habe ich manche interessante Bekanntschaft unter die Abgeschiedenen gemacht und hatte nun gar nicht mehr nötig, viel mit die sterbliche Menschen umzugehen.“

„Das glaub' ich“, sagte der Baron, indem er den Erzählenden mit einem prüfenden Blicke anstarrte; die Tochter rückte etwas weiter von ihm weg, der Enthusiast war erstaunt, der Laie lachte, und nur der Graf, welcher ihn schon kannte, blieb ruhig. „Wir sahen ein“, fuhr der Alte fort, „daß die zu weit ausgebreitete Bekanntschaft mit die ganzen Vorzeit etwas lästig werden könnte, und beschränkten uns nachher fast nur auf die berühmte Musiker. Ja, meine Herren, da habe ich nachher erst Dinge über Kontrapunkt, Wirkung, Ausbeugung¹ und über Charakter von die Tonarten erfahren, die in keinem Buche stehen. Aber meine liebe Frau starb bald, und seitdem habe ich den Umgang auch nicht fortsetzen können, denn alle die Herren haben sich mich allein, da cara mia nicht zugegen, seitdem nicht wieder gezeigt.“

Der Baron fragte den Grafen nach einer Pause, ob er nicht auch vielleicht einige musikalische Leiden vorzutragen habe, und dieser, der bis jetzt geschwiegen hatte, fing so an: „Ihre Klagen, meine Herren, waren zum Teil darüber, daß Sie mit der Musik in Verbindung kamen, ohne eigentliche Lust oder scharfen Sinn für diese Kunst zu besitzen. Mein Glend kommt von der entgegengesetzten Seite. Von frühester Jugend war meine Freude an Musik, mein Trieb zu ihr überreizt zu nennen, auch machte er meinen Eltern und Erziehern genug zu schaffen. Ich wollte nichts anders lernen und verwünschte oft meinen Stand, der mich hinderte, ein ausübender Künstler zu werden. Wo nur ein Ton erklang, wo nur Gesang sich hören ließ, da war ich gleich mit ganzer Seele und vergaß alle meine Geschäfte. Mein Vater, ein

¹ Übergang in eine andre Tonart.

ernster, heftiger Mann, zürnte über meinen Enthusiasmus, der allen seinen Absichten feindlich zu werden drohte. Da ich auch zu leidenschaftlich war und im jugendlichen Eifer wähnte, ich könnte meine Kunst nicht fanatisch genug verteidigen, so verletzte und tränkte ich oft meinen Vater auf ungeziemende Weise, und dieser Kampf, diese Reue und Zerknirschung über meine Hitze, Verstimmung gegen die Welt und mich, dies traurige, zerriffene Wesen verdarb mir völlig die Heiterkeit meiner Jugend, denn der gewaltsam errungene Genuß meiner Kunst war doch nicht im Stande, mir alles das zu ersetzen, was ich einbüßen mußte. Ja, sei es nun, daß meine Erwartungen zu hoch gespannt waren, daß meine Abndung für das Höchste zu sehr meine Forderungen stimmte, genug, es wurden mir auch die Werke der Kunst selbst, so gut wie ihr Vortrag, oft allzusehr verkümmert. Denn ich glaubte nicht selten wahrzunehmen, daß man so vieles in die Musik aufgenommen habe, was dieser Kunst ganz fremd bleiben müsse, daß sie meistens zu sehr zum Zeitvertreibe herabgesunken sei, daß sie um Effekte buhle, die ihrer unwürdig sind, und daß die wenigsten Sänger nur wissen, was Vortrag und Gefühl zu bedeuten habe. Eine tiefe Schwermut konnte sich meiner bemächtigern, daß fast nirgend in der Welt die Stimmung angetroffen werde, die ich für notwendig hielt, wenn diese hohe Kunst ihr Element finden sollte. Ich mußte denn endlich meinem Vater doch nachgeben und an den Geschäften teilnehmen. Die Arbeit wurde mir leichter, als ich mir vorgestellt hatte, und mein Vater, der mich wegen meiner Kunstliebe für fast blödsinnig gehalten, war so mit mir zufrieden, daß seine ehemalige Bärtlichkeit gegen mich erwachte. Nach einigen Jahren ward ich in diplomatischen bedeutenden Geschäften an einen großen Hof gesendet. Seit lange hatte ich die neuen Sänger und Sängerinnen beobachtet und war fast mit allen unzufrieden. Wenn die Stimme das Gefühl, den Enthusiasmus der Leidenschaft ausdrücken soll, so muß sie sich großartig erheben, mächtig anschwellen und die Höhe nur deswegen suchen, um die stärkste Lichtregion und Kraft zu gewinnen. In dieser Gegend ist es, wo Komponist und Sängerin das Übermenschliche der Liebe, der Klage, der Andacht und jeder

Bewegung der Seele ausdrücken können: und doch fand ich fast immer, daß der Wohlklang, die Wollust dieser Klänge nur gebraucht wurden, um eine kleine Künstlichkeit, eine Art Springerei anzubringen, eine Virtuosität, die wohl ganz nahe an die Seiltänzer grenzt und von der echten Kunst ganz ausgeschlossen sein sollte. Noch schlimmer fast erschienen mir diejenigen, die nach einer ziemlich verbreiteten neuen Manier den Ausdruck anbringen wollten. Kein Crescendo, kein Portamento¹ der Stimme, sondern ein plötzlicher Aufschrei, wie ein Angst- oder Hülfseruf, dann ein ebenso plötzliches Verhauchen, ein unmotiviertes Sinkenlassen des Gesanges, ein dumpfer Seufzer statt des Tons und so fort in diesem schroffen, eckigen Wechsel, so daß ich jetzt nichts hörte und jetzt wieder von grellen Tönen erschreckt wurde, ein Unfug, den oft ein ganzes Publikum bewunderte, und der mir noch jenseit dem Anfange der Schule zu liegen schien oder mir vielmehr wie der rohe unmusikalische Gegensatz alles Gesanges vorkam. Von dem neuesten Geschmack der Opern will ich schweigen, denn hier fände ich meinen Klage Liedern kein Ende.

„Als ich dem fremden Hofe mich vorgestellt hatte, empfing ich bald darauf den Bescheid, daß ich mit einem wichtigen Auftrage schnell in mein Vaterland zurück müsse. Am Abend war beim Bruder des regierenden Fürsten Konzert, und eine fremde Sängerin wollte sich zum erstenmal hören lassen. Ich begab mich in den Konzertsaal. Nur der Sängerin Naden, dessen blendende Weiße von einem wunderbar gekräuselten braunen Vöächchen erhöht wurde, konnte ich wahrnehmen sowie einen Teil des feingerundeten Ohres, so dicht war das Gedränge. Aber jetzt erhob das Mädchen den Ton und ging in einen zweiten über und strahlte den dritten aus, so mächtig, edel, rein, voll und lieblich zugleich, daß ich wie bezaubert stand, denn das war es, wie ich es mir immer gedacht, ja es war mehr, wie ich gewünscht hatte. Dieser reine, himmlische Diskant war Liebe, Hoheit, zarte Kraft und Fülle der edelsten, der überirdischen Empfindung. Da hörte ich nicht den spizen,

¹ Portamento: getragenes Singen mit leichtem Hinüberschleifen von einem Ton zum andern.

blendenden Glaston, der noch die Harmonika¹ überschleift, nicht die Betäubung in der letzten, schwindelnden Höhe, die wie mit Spizen das Ohr verlegt und durchbohrt, nicht die Ohnmacht an der Grenze der Stimme, die erst ein Mitleidsgefühl in uns erregt und von diesem dann Hülfe und Beifall bittet: nein, es war die Sicherheit selbst, die Wahrheit, die Liebe. Nun begriff ich erst, wie Haffe² hatte wagen können, zuweilen in seinen Arien durch viele Takte den Sopran auf ein und zwei Silben trillern, sich senken und wieder steigen zu lassen. Ich war so entzückt, daß ich mich und alles vergaß, ich legte in diesem höchsten Augenblick meines Lebens das sonderbare Gelübde mir selber heimlich ab, daß nur dieses Wesen mit dieser Wunderstimme oder keins meine Gattin werden sollte. Der Rat und der Lanzer des Fürsten hatten mich schon zwei-, dreimal erinnert. Ich ging zum regierenden Herrn in das Schloß hinüber. Es ward mir schwer, meine Lebensgeister zu dem sehr bedeutenden Gespräche zu sammeln. Nach der Audienz mußte ich mich in stürmischer Nacht in den Wagen werfen. Kein Diener, am wenigsten der alte Rat, mein Begleiter, wußten mir von der Sängerin etwas zu sagen. In meinem Vaterlande angekommen, erwarteten mich dringende Arbeiten, die mich selbst in den Nächten beschäftigten, ich konnte meinen Vater, der auf dem Krankenbette lag, nur wenig sehn. Als ich fertig war und meinem leidenden Vater jetzt meinen Trost und Dienst widmen wollte, konnte ich ihm nur noch die Augen zudrücken. Jetzt wußte ich erst, wie teuer mir der edle Mann gewesen war, doch war es mir jetzt erlaubt, meiner Neigung zu folgen; ich entzog mich den Staatsdiensten. Sobald es meine geordneten Geschäfte zuließen, reisete ich nach jener Residenz zurück — aber — und wie ist dies zu begreifen? — kein Mensch, kein Musiker, niemand am Hofe wollte von jener Sängerin oder jenem Abend, den ich beschrieb, etwas wissen, als sei diese einzige, himmlische Stimme eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, die man kaum bemerkt und dann

¹ Die Glasharmonika, ein im 18. Jahrhundert beliebtes Instrument aus verschieden abgestimmten und mit den Fingern gestrichenen Glasglocken.

² Johann Adolf Haffe (1699—1783), Komponist von Opern und Kirchenmusik, 1731—63 Hofkapellmeister in Dresden.

vergißt, oder als sei ich in Wahnsinn und Bezauberung, daß ich mir alles nur eingebildet habe.

„Als jede Nachforschung vergeblich war, suchte ich auf Reisen jenes Wunder wieder anzutreffen. Darum versäumte ich kein Konzert und keine Oper, suchte jede musikalische Versammlung auf, und immer vergebens. Seit zwei Jahren führe ich dies unruhige, traurige Leben, und heut abend dacht' ich thöricht zu werden, denn in der fremden Dame glaubte ich meine Unbekannte gefunden zu haben, dieselbe Locke im Nacken, derselbe feine Kontour des Ohrs, und Mund und Physiognomie schienen mir ganz wie die einer Sängerin.“

Die Tochter des Hauses versicherte noch einmal, daß der Graf sich durchaus irre, und daß seine Bemerkungen über Gesang fast ebenso einseitig als fein zu nennen wären. — „Denken Sie denn Ihr sonderbares Gelübde zu halten?“ fragte hierauf der Baron.

„Ich muß wohl“, erwiderte der Graf, „denn mögen Sie auch lächeln und es unbegreiflich finden, jener wunderbare süße Ton hat mir Liebe, wahre Liebe eingeflößt. Warum soll denn unser Auge der einzige Sinn sein, der uns dies Gefühl, diesen enthusiastischen Taumel zuführt? Ich träume von dieser Engelsstimme, immer vernehme ich sie, alles erinnert mich an diesen Ton: o Himmel! wenn er verschwunden, wenn sie gestorben sein sollte! Ich mag mir die Unermeßlichkeit dieses Glends gar nicht vorstellen.“

Die übrigen, den Laien abgerechnet, schienen diese Leidenschaft nicht begreifen zu können oder an sie glauben zu wollen. Da es spät war, trennte man sich, und der Italiener begleitete den Grafen, in dessen Hause er wohnte.

„Eccellenza“, fing er in einer einsamen Straße an, „thut mir die Gefälligkeit, mich übermorgen vor das Thor da in den Tannenwald zu begleiten, da will ich mir umbringen.“

„Narr!“ sagte der Graf, „was fällt Euch einmal wieder ein? Habe ich nicht versprochen, für Euren Lebensunterhalt zu sorgen?“

„Alles recht schön“, sagte jener, „danke auch für die Großmut; aber ich bin mein Leben völlig satt, so sehne ich mir nach meiner abgeschiedenen Hälfte.“

„Damit ihr auch jenseit“, fragte der Graf, „euer Kapellkonzert wieder fortsetzen könnt?“

„Nicht bloß deswegen“, erwiderte der Alte, „bin aber mit Pfabellen so gewohnt gewesen, mit Palestrina, Durante, Bach¹ und alle große Leute, den königlichen Kapellmeister David mit eingerechnet, zu leben, daß ich es mit so ordinären Menschen nicht mehr aushalten kann. Wie raten mich, Eccellenza, daß ich mir umbringen soll, hängen, schießen oder ersaufen?“

„Ich werde den Narren einsperren lassen“, sagte der Graf.

„Hat jedes etwas für sich“, fuhr der Italiener fort, ohne sich stören zu lassen; „Luft, Feuer, Wasser; jedes ein ganz gutes Element. Ein einziges Ding könnte mich mein Leben versüßen, so daß ich wieder in die Lebenslust einbisse.“

„Nun, und was?“

„Daß ich den Herrn Hortensio nochmal anträfe.“

„Und weshalb?“

„Daß ich ihn so recht abtwatsen, durchdreschen könnte, daß er dazumal meiner cara die Gesangsmethode so verdorben hat.“

„Phantast!“ sagte der Graf, indem sie durch die Thür schritten. — „Und was ist Eccellenza?“ murmelte der Alte, indem die Diener ihnen entgegenkamen.

Der Kapellmeister war in Verzweiflung. Es war ganz so gekommen, wie er gefürchtet hatte. Die erste Sängerin zeigte sich mehr als empfindlich, sie fühlte sich beleidiget, und sogleich war auf einen Wink von ihr eine recht schwere Krankheit da, die ihr es unmöglich machte, einen Ton zu singen, ja nur ihr Zimmer zu verlassen. Der Enthusiast wandelte und rannte hin und her, aber seine Vermittlung machte die Sache eher ärger als besser, denn da er treuherzig wiedererzählte, was jede der Parteien ge-

¹ Giovanni Pierluigi Palestrina (1515—94), der größte katholische, Johann Sebastian Bach (1685—1750), der größte protestantische Kirchenkomponist; Francesco Durante (1684—1755), bedeutender Kirchenkomponist, Vertreter der sogenannten neapolitanischen Schule

äußert hatte, so wurde der Kapellmeister immer mehr erbittert, und die Sängerin ging am Ende so weit, daß sie verlangte, statt der beiden Hauptarien sollten zwei ganz neue gesetzt werden, und das Duo im letzten Akte müsse in den ersten und zwar gleich in den Anfang verlegt sein, auch forderte sie noch für sich die große Arie der zweiten Sängerin, ohne welche Bewilligungen an keinen Friedensschluß zu denken sei. Über diese ungeheuren Forderungen geriet der Kapellmeister so außer sich, daß er schwor, sie solle nun in seiner Oper gar nicht singen, ob er gleich noch nicht wußte, wie er seiner Verlegenheit abhelfen sollte. „Wenn nur meine cara noch lebte!“ rief der alte Italiener aus, der an den Beratichlungen teilnahm und jetzt die Verzweiflung des Kapellmeisters sah. „Ach! wie brillant könnte die Selige zum Theater wieder auferstehn! Die Rolle ist ganz und gar für sie geschrieben.“

„Könnt Ihr sie nicht vielleicht selbst übernehmen?“ fragte der Kapellmeister in tragischer Bosheit.

„Signor, si!“ rief der Alte, „wenn Ihr kein ander Subjekt findet, ich kann zum Entsetzen einen hohen Sopran durch die Fistel singen.“

„Es kommt wirklich fast auf eins hinaus“, rief der Komponist in seiner Verzweiflung, „ob man so oder so parodiert wird; wenigstens würde doch kein Liebhaber bei einer unpassenden Gelegenheit klatschen, und kein Eifersüchtiger oder der Bewunderer der zweiten Dame aus Neid pochen und zischen. Unternehmt Ihr, Alter, aber auch liebenswürdig zu erscheinen?“

„Was der Mensch leisten kann“, antwortete jener, der es für Ernst hielt, „vor dreißig Jahren war ich zum Malen hübsch, und wenn ich mal auf Karneval in Weibskleidern ging, lief mir alles junge Mannsvolk nach.“

„Die Primadonna hätten wir also“, sagte der Enthusiast, „und wenn die Oper nur Nacht und Verfinsterung des Theaters erforderte und kein Mensch die Sache erführe, so käme es wohl auf den Versuch an, welche Wirkung der alte Freund machen würde.“

„Wenn ich nicht vor der Aufführung tot bin“, warf der Italiener ein, „so wie das andere Subjekt krank ist, so möchte ich wohl in das Sterben geraten.“

„Ich sehe schon“, beschloß der Kapellmeister, „ich bin vergeblich hergereist, ich habe umsonst alle Anstalten getroffen. So lange es unmöglich bleibt, von Obrigkeit wegen einen solchen Eigensinn zu bestrafen und zu hindern, so lange das Publikum selbst nicht eine solche Frechheit und Verachtung seiner so ahndet, daß kein zweiter dieselbe Vergehung wieder wagt, so lange bleiben wir das Opfer dieser Kaprice von unwissenden Menschen, die für ihr mäßiges Talent viel zu sehr belohnt und von den Direktionen und allen Zuhörern bezogen werden. Ich werde wieder einpacken.“

Der Enthusiast weinte vor Schmerz, der Italiener aber sagte: „Ihr habt ganz recht; nicht wahr, das Leben mit all den Mühseligkeiten ist nicht die Rede wert?“

„Ich bin es wenigstens völlig satt“, antwortete der Komponist.

„Nun, so kommt mit mich, leistet mir Gesellschaft“, sagte der Alte sehr freundlich, indem er sich an ihn schmiegte.

„Wohin?“

„Nach jenseit, nach dem weiten, großen Raum, wo man Ellenbogenfreiheit nach Herzenslust hat. Sagt, Mann, wollen wir uns lieber ins Wasser schmeißen oder frisch den Kopf abschließen, wie dem Vogel von der Stange?“

„Geht“, rief der Musiter, „Ihr seid schon am frühen Morgen trunken.“

„Nein“, sagte jener, „ich habe einmal einen heiligen Schwur gethan, mir aus dieser Welt hier fortzuschaffen, wenn ich nicht etwa den lieben Signor Hortensio wieder antreffen thäte: das würde natürlich die ganze Sache verändern. Aber wenn mir die Freude nicht arriviert, sagt nur selbst, was ist denn das für ein lumpiges Leben hier unten? Da sitzt Ihr immer, närrischer Maestro, und kimpert auf das Klavier und schreibt Cure Eingebungen auf und ängstigt Euch um Invention, Charakter, Melodie, Stil, Originalität und wie man Kunstwesen alles

nennt: und wer dankt es Euch? Wer merkt es nur ein bißel? Laßt uns doch mal als vernünftige Männer in Tag hinein reden: ist es denn nicht spaßhafter, sich aus dem Staub zu machen? Ja, Ruhm, Nachwelt! Wollen der lieben Nachwelt ein bißel entgegengehn und mal hinter den Vorhang gucken, ob es solches Getier überhaupt nur gibt. Übermorgen, Freundchen, seid von der Partie, ich bring' auch Pistol mit: Ihr müßtet denn lieber baumeln wollen; ist aber jetzt windiges und garstiges Wetter."

„Laßt die Narrenspoffen“, sagte der Musikus sehr ernst, „es wird noch dahin kommen, alter Thor, daß Ihr nach dem Tollhaufe wandert.“

„Und wohnen da nicht auch Leute?“ sagte der Italiener grinzend; „Ihr habt Vernunft noch nicht viel gebraucht, junger Mann, da ist sie noch ein bißel frisch! Wer sie aber so wie ich strapaziert hat, da ist sie mürbe und matt; mir kommt's gar nicht so sehr auf Ambition an, daß mich Curesgleichen für vernünftig oder Weisen aus Griechenland hält. Ich habe wohl andern Umgang gehabt, als Ihr, Ihr armer, gegenwärtiger, kurzfristiger Mensch! Und wenn Nestor oder Pheidias und Praxiteles, mit die ich so oft konversiert habe, mich so etwas gesagt hätten, so hätte ich jeden einen Schlag an die Gegend von das Ohr gegeben.“

Er lief wütend fort, und der Kapellmeister setzte sich melancholisch nieder; auch der geschwägige Enthusiast mußte ihn verlassen, damit er seinem Kummer recht ungestört nachhängen könne.

„Nein“, sagte am Abend der Saie zum Baron Fernow, „ich habe dazumal einen Schwur gethan, niemals eine Geige wieder anzurühren, und darum verschonen Sie mich.“ Der Vater und die Tochter wünschten nämlich, er möchte ihnen nur etwas, das kleinste Liedchen vorspielen, um zu sehen, wie er sich in der Jugend mit seinem Instrumente ausgenommen habe.

„Man sollte wohl nichts verschwören“, sagte der Baron, „am wenigsten die Ausübung einer so edeln Kunst.“

Der Kapellmeister trat herein und erzählte eine sonderbare Anmutung, die ihm vom Grafen geschehen sei. Dieser habe ihn nämlich besucht und gebeten, am heutigen Abend mit ihm und dem alten Italiener in den Wald vor die Stadt zu gehn, wo sich der Sänger erschießen wolle; der Graf wünsche wenigstens einen rechtlichen Mann zum Zeugen, der es nachher bewähren könne, daß der alte Thor sich selber umgebracht habe. Der Baron war der Meinung, man müsse den alten Berrückten sogleich festnehmen und einstecken; die übrigen fielen bei, nur der Laie äußerte den Zweifel, ob nicht jedem das Recht zustehen müsse, über sein Leben zu entscheiden, wie es ihm am besten dünkte. Hierüber entspann sich ein Streit, ob es dem Staate oder den übrigen Menschen erlaubt sei, über irgendwen eine solche beschränkende Aufsicht zu führen, welches der Baron uneingeschränkt behauptete, da ein solcher durchaus, der einen so unklugen Vorsatz fasse, als ein Wahnsinniger zu betrachten sei.

„So muß man erst ermitteln, was Wahnsinn ist“, warf der Laie ein; „denn wir sehn es in der Geschichte, wie die Gesetze und ihre Vollstrecker nach den Umständen und herrschenden Gesinnungen bald dieses, bald jenes zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt haben, welches andere Zeitalter zu Tugenden erhoben oder gleichgültig ansahen, ja selbst verlachten. Frei zu denken, von gewissen Meinungen abzuweichen, hat ehemals manchen auf den Scheiterhaufen geführt; wegen Zauberei, wegen angeschuldiger Künste ist manchem der Stab gebrochen worden, und jetzt, wo wir in diesen Punkten Freiheit gestatten und es doch dulden müssen, wie viele durch Übermaß und Ausschweifung sich vorsätzlich und sichtlich zu Grunde richten, begreife ich nicht, wie man es den Glenden und Verstorben mit Recht verwehren kann, das Leben wegzuverwerfen, wenn sie diesen Entschluß wirklich ergreifen.“

„Sie sind paradox“, rief der Baron; „ich bin nicht Philosoph genug, um Sie widerlegen zu können, allein aus den Überzeugungen der Religion müssen Sie es selber schon wissen, daß Sie eine böse Sache verteidigen.“

„Ich habe versprochen, mit auszuwandern“, sagte der Kapellmeister, „denn ich kann mir nimmermehr vorstellen, daß der alte

Thor Gruß machen wird. Übrigens wäre es wahrlich nicht zu verwundern, wenn ein armer geplagter Kapellmeister diese Gelegenheit benutzte und ihm Gesellschaft leistete.“

Der Graf trat wie verstört und tiefsinnig herein. Man fragte ihn, ob etwas Neues begegnet sei; er äußerte aber, die Erinnerung an jene Stimme, die ihm durch die neuliche Erzählung wieder mit frischer Lebhaftigkeit in das Gedächtnis gekommen sei, sein rastloses Suchen, die Qual dieser Spannung und die Unruhe, die es seinem ganzen Wesen mittheile, mache ihn völlig elend, und er habe beschlossen, wenn sich der Italiener erst erschossen habe, weiter zu reisen.

„So halten Sie es denn für Ernst?“ fragte der Baron erstaunt.

„Wenn er nicht wirklich dazu thut“, antwortete der Graf, „so nehme ich den Narren wieder auf die Reise mit.“

Der Italiener trat herein und schien aufgeräumter, als man ihn noch je gesehen hatte. Alle betrachteten ihn mit einer gewissen Scheu, er aber nahm keine Notiz von diesem veränderten Betragen, und als jetzt der Enthusiast und der Sänger die Gesellschaft vermehrten, wurden alle in heitern Gesprächen von einer vergnüglichen Laune beherrscht, den Grafen ausgenommen, der seine trübe Miene nicht veränderte. „Lassen Sie uns“, sagte der Kapellmeister endlich, „einiges von unsern neulichen Erzählungen aufnehmen. Wie ist es möglich (indem er sich zum Laien wandte), daß Sie nach Ihren neuerlichen komischen Bekenntnissen ein so großer Freund der Musik haben werden können?“ — „Vielleicht dadurch um so mehr“, erwiderte dieser, „weil das Gefühl, als es reiß in mir war, durch sich selbst und stark erwachte, daß ich nichts Ungelerntes, Nachgesprochenes in meine Liebhaberei hinübernahm. Ich hatte es endlich dahin gebracht, daß ich kleine, einfache Lieder begriff, die mir auch wohl im Gedächtnis hängen blieben, die trefflichen von Schulz¹ zum Beispiel, in denen uns, ohne daß sie uns eben poetisch aufregen, so behaglich und wohlthut, die uns so klar blauen Himmel, grüne Landschaften, leichte Figuren und

¹ Die „Lieder im Volkston“ von Johann Abraham Peter Schulz erschienen 1779—90.

annütige Empfindungen hinmalen, waren mir oft gegenwärtig und verständlich. Nur die größeren Kompositionen, am meisten aber die dramatische Musik, waren mir zuwider, wenn ich auch in der letztern manchmal mit Wohlgefallen eine kleine Arie hörte, die sich dem Ohr einschmeichelte. Auch der Harthörigste lernt am Ende die kleinen melodischen Sachen fühlen, wenn ihm auch der Zusammenhang großer musikalischer Dichtungen unverständlich bleibt. Als das erste Mal „Don Juan“ von Mozart gegeben wurde¹, ließ ich mich bereden, das Theater zu besuchen. Es war unlängst komponiert und des großen Mannes Ruhm noch in Deutschland nicht so begründet wie bald nachher, welches ich besonders an einem hochgeachteten Musiker wahrnahm, der während und nach der Aufführung nicht genug über den falschen Geschmack des Werkes reden konnte. Mir aber war, als fielen mir schon während der Ouvertüre eine Binde von allen Sinnen. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben, die mich zum erstenmal überraschte, daß ich wahre Musik hörte und verstand. Mit dem Verlauf des Werkes steigerte sich mein Entzücken, die Absichten des Komponisten wurden mir klar, und der große Geist, der unendliche Wohlklang, der Zauber des Wundervollen, die Mannigfaltigkeit der widersprechendsten Töne, die sich doch zu einem schöngeordneten Ganzen verbinden, der tiefe Ausdruck des Gefühls, das Bizarre und Grauenhafte, Freche und Liebevollte, Heitere und Tragische, alles dieses, was dieses Werk zu dem einzigen seiner Art macht, ging mir durch das Ohr in meiner Seele auf. Daß es so plötzlich geschah, vermehrte meine Begeisterung, ich konnte nun kaum den „Belmont“² desselben Meisters erwarten, dessen Leidenschaftlichkeit mich nicht weniger entzückte. Auch andere Komponisten suchte ich zu begreifen, und Glucks³ großer Stil, seine edle Rhetorik, sein tiefes Gemüt rissen mich hin, ich

¹ In Berlin zum erstenmal am 20. Dezember 1790 aufgeführt; komponiert 1787. Der „hochgeachtete Musiker“ ist Reichardt, der anfangs gegen Mozarts Musik eine heftige Abneigung hatte.

² „Belmonte und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail“, komponiert 1781; erste Aufführung in Berlin am 16. Oktober 1788.

³ Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714–87), der große Reformator der dramatischen Musik.

erfreute mich an Paisiello und Martini, Cimarosa's¹ heller Geist leuchtete mir ein, und ich bestrebte mich, die Verschiedenheiten des musikalischen Stils sowie verschiedenartige Dichter zu erfassen und mir anzueignen. Während meiner Universitätsjahre verlor ich diese Kunst wieder aus dem Gesichte, doch zurückgekehrt, war mein Eifer für sie um so brennender, vorzüglich da einige vertraute Freunde mein Urtheil und Gefühl läuterten. Jetzt wurde ich mit dem wundervollen Genius des großen Sebastian Bach² bekannt, in dem vielleicht alle Folgezeit der entwickelten Musik ruhte, der alles kannte und alles vermochte, und dessen Werke ich etwa nur mit den altdeutschen tiefsinnigen Münstern vergleichen möchte, wo Zier, Liebe und Ernst, das Mannigfaltige und Reizende in der höchsten Nothwendigkeit sich vereinigt und in der Erhabenheit uns am faßlichsten das Bild ewiger und unerschöpflicher Kräfte vergegenwärtigt.“

Der Komponist sagte: „Gewiß, es könnte Schwindel erregen, wenn man überschaut, was alles vorangehen mußte, bevor Bach seine Werke schreiben konnte; aber es gehört auch wahrlich viel dazu, einer solchen Fuge oder einem vielstimmigen Satz auf die rechte Weise zu folgen und ihn zu verstehen, es ist gleichsam eine Allgegenwart des Geistes, die ich einem solchen Laien am wenigsten zugetraut hätte.“

„Nach mehreren Jahren“, fing der Laie wieder an, „wurde mir es so gut, in eine edle Familie³ eingeführt zu werden, deren Mitglieder, vorzüglich die weiblichen, auf eine entzückende Art die Musik ausübten. Die älteste Tochter sang einen Sopran, so voll

¹ Giovanni Paisiello (1741—1816), Opernkomponist („Die schöne Müllerin“, „Der Barbier von Sevilla“ u. a.); Vicente Martin y Soler aus Valencia (1754—1810), von den Italiern Martini Io Spagnuolo (der Spanier) genannt, Komponist einst beliebter Opern („La cosa rara“, „Lilla“ u. a.); Domenico Cimarosa (1749—1801), schrieb vortreffliche, namentlich komische Opern (am berühmtesten „Die heimliche Ehe“, 1792).

² Seine gewaltigen Schöpfungen — auf welche E. T. A. Hoffmann zuerst wieder hingewiesen hatte — waren damals in weitem Kreise so gut wie vergessen; die erste Aufführung der Matthäuspassion durch Mendelssohn fand erst 1829, sieben Jahre, nachdem Tied dies schrieb, statt.

³ Das Folgende enthält wohl eine Huldigung für die Familie Finkenstein, insbesondere für Tieds edelmütige Freundin, die Gräfin Henriette, die allerdings nicht die älteste, sondern die jüngste Tochter war.

und lieblich, so himmlisch klar, daß ich bei Ihrer neulichen Beschreibung des Gesangs Ihrer Unbekannten, werter Graf, an diese unbergleichliche Stimme denken mußte. Hier vernahm ich nun neben manchem Weltlichen vorzüglich die großen und ewigen Gedichte des erhabenen Palestrina, die herrlichen Kompositionen eines Leo und Durante, die Zaubermelodien des Pergolese¹, den ich mit den Lichtspielen des Correggio² vergleichen mußte, die trefflichen Psalme Marcellos, die großartige Heiterkeit unsers Hassen und das dramatische Requiem Tomellis³. Manches von Leo, die Miserere von Bai und Allegri⁴ ungerechnet. So rein, ungeziert, im großen, einfachen Stil, ohne alle Manier vorgetragen, wird man schwerlich je wieder die Meisterwerke hören. Diese glückliche Zeit versetzte meinen Geist in eine so erhöhte Stimmung, daß sie eine Epoche in meinem Leben macht. Nur in wenigen schwachen Gedichten⁵ habe ich versucht, meine Dankbarkeit auszusprechen. Meine Seele war so ganz in diesen göttlichen Tönen aufgegangen, daß ich dazumal nichts von weltlicher Musik wissen wollte, es schien mir eine Entadlung der Göttlichen, daß sie sich zu den menschlichen Leidenschaften erniedrigen sollte. Ich glaubte, es sei nur ihre wahre Bestimmung, sich zum Himmel aufzuschwingen, das Göttliche und den Glauben an ihn zu verkündigen.“

„Ein Beweis“, sagte der Kapellmeister, „daß Ihr ganzes Herz damals von der Glorie dieser Erscheinung durchdrungen war. Man thut auch Unrecht, dergleichen wahre Begeisterung Einseitigkeit zu schelten, denn unsre Seele, wenn sie wirklich auf

¹ Leonardo Leo (1694—1744), Mitbegründer, Giovanni Battista Pergolese (1710—38), ausgezeichnete Vertreter der neapolitanischen Schule. Von letzterem z. B. ein berühmtes Stabat mater, das Lied zu mehreren Gedichten begeistert (s. das chronologische Verzeichnis der Gedichte unter 1802).

² S. Anmerkung zu S. 154. Lied denkt hier besonders an des Meisters „Heilige Nacht“ in Dresden.

³ Benedetto Marcello (1686—1739), Dichter und ausgezeichnete Komponist; am berühmtesten seine „Psalmen“ (1724—27); Lied hat ihn in einem Gedicht gefeiert (1802). Nicola Tomelli (1714—74), Mitglied der neapolitanischen Schule, bedeutend in Kirchen- und Overturen.

⁴ Francesco Leo (1699—1752), berühmter Komponist und Gesanglehrer in Neapel; Tommaso Bai (1680—1714), schrieb vor allem ein berühmtes Miserere, das alljährlich in der Karwoche in der päpstlichen Kapelle zu Rom gesungen wird, abwechselnd mit denen von Vaini und von Gregorio Allegri (1590 bis 1652). Lied hörte diese Kompositionen in Rom selbst.

⁵ Lieds Gedichte über Musik sind 1802 geschrieben.

so große Art ergriffen und erschüttert wird, fühlt dann in diesem ihr neuen Element die ganze Kraft und Ewigkeit ihres Wesens; sie findet dann die Schönheit, von der sie früher gerührt wurde, erhöht und vollendet in der neuen Erscheinung und sichts mit Recht auf ihre frühern Zustände als auf etwas Geringeres hinab. In weissen Herz eine solche Vision nicht steigen und es ganz ausfüllen kann, der weiß überhaupt nicht, was echte Begeisterung ist. Und gewiß ist die Kirchenmusik, welche freilich die Neueren meist auch so tief herabgezogen haben, die erhabenste und schönste Aufgabe unsrer Kunst. Ich bin aber überzeugt, daß Sie späterhin von selbst eben aus Ihrem Enthusiasmus wieder den Weg zu Ihrem geliebten Mozart und andern gefunden haben.“

„Natürlich“, fuhr der Vaie fort, „denn die Liebe kann sich doch niemals in Haß umwandeln. Ich habe immer die Menschen gesüchtet, die mit ihren Gefühlen in den Extremen schwärmen und heut übertrieben verehren, was sie in einiger Zeit mit Füßen treten. Unsere Bildung kann und soll nur eine Modifikation einer und derselben Kraft, einer und derselben Wahrheit sein, kein unruhiger Austausch und Wechsel und kein hungerndes Verlangen nach Neuem und Unerhörtem, welches doch niemals befriedigend gesättigt werden kann. Als es mir nachher so gut ward, in Rom von der päpstlichen Kapelle viele derselben Sachen vortragen zu hören, so fühlte ich wohl, daß hier ein eigener traditioneller Vortrag des alten Canto fermo¹ manches anders und noch einfacher gestaltete, aber weder dort noch in den Theatern habe ich je diesen unbeschreiblichen Distant wieder vernommen, und Pergolese oder andere neuere Kirchenmusik ist mir auch niemals in dieser Vollendung wieder vorgetragen worden.“

„Aus Ihren Beschreibungen“, fing der Sänger² an, „muß ich wohl abnehmen, daß Sie mit der neuen Sängermanier wohl selten zufrieden sein mögen. Ich gestehe Ihnen aber, daß ich hierin nicht ganz Ihrer Meinung sein kann: zu große, zu schlichte

¹ Die altertümlich einfache und gemessen einhererschreitende, choralartige Gesangs-melodie.

² Damit kann hier nur der Kapellmeister oder der Komponist gemeint sein, nicht der Italiener; vielleicht Schreibfehler des Dichters.

Einfalt würde mich zurückstoßen, ich will den Virtuosen vernehmen, der die Musik und seine Stimme beherrscht. Wie der Deklamator nicht bloß ruhig ablesen soll, sondern durch Erhöhung und Senkung der Stimme, durch kleine Pausen, durch rollende Töne erst zum Schauspieler wird und das zur Kunst erhöht, was der ganz gute Vorleser doch in der niedrigen Region stehen lassen muß.“

„Sie haben gewiß recht“, erwiderte der Laie, „vorausgesetzt, daß es wirklich das sei, was ich Deklamation im Schauspiel oder Vortrag des Gesanges nennen kann. Was uns der Graf aber neulich als falschen und schlechten Ausdruck schilderte, muß ich freilich auch als meine Meinung unterschreiben. Und ist es denn in unsern Schauspielen anders? Wie denn überhaupt wohl nie Gebrechen und Vorzüge eines Zeitalters einzeln stehn können, sondern jede Kunst wird eine Abspiegelung der andern sein, und selbst Staat und Geschichte müssen ebenfalls alle Gesundheits- oder Krankheitsstoffe wieder in ihrem großen, verschlungenen Gewebe nachweisen. Ebenso wie der Sänger schreit und seufzt und selten das Gefühl im ganzen ausspricht, welches die Arie oder das Duo von ihm fordert, so auch der Schauspieler; dieser hilft sich auch durch einzelne übertriebene Accente, herausgehobene Worte, stark unterstrichene Stellen und muß darüber den Sinn des Ganzen fallen lassen, wodurch die Szene wie die einzelnen Stellen für den Kenner nüchtern und trivial werden. Denn wo gibt es jetzt wohl noch Schauspieler, an deren Leidenschaft man glaubt, die uns täuschen und in ihrem hohlen, abgepufften Ton nur irgend Wahrheit sprechen? Ja, unser Freund Wolf sowie seine Gattin¹ machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme, so sehr, daß sie fast schon einzeln in Deutschland dastehn, wenn auch hie und da ein Talent sich zeigt, das aber immer nur zuzeiten jener Manier widersteht, die unser Theater beinah' schon völlig zerstört hat. Nicht, daß sich nicht viele Schauspieler bemühten, aber es

¹ Pius Alexander Wolf (1781—1828), ausgezeichnete Schauspieler der weimarschen (Goetheschen) Schule, Verfasser der „Preciosa“. Seine Frau Amalie Wolf, geb. Malcolmi (1780—1851). Ein Gastspiel des Ehepaars zu Dresden im Entziehungsjahr der Novelle (1822). Vgl. auch „Briefe an Tieck“ 4, 312 ff.

ist hier ebensowohl wie im Gesange eine falsche Schule entstanden, die Ausdruck, Empfindung durch Einzelheiten, die nicht in der Sache selbst liegen, erregen will und darüber das Ganze verdunkelt und, wenn wir uns strenge ausdrücken wollen, die Absicht der Kunst, ja diese selber vernichtet.“

„Sie haben vollkommen recht“, rief der Kapellmeister; „aber machen es denn meine Handwerksgenossen, die Komponisten selbst, anders? Kaum ein Lied wissen sie mehr zu setzen, wo sie nicht jede Strophe neu komponieren, gewaltsam accentuieren, innehalten, abbrechen und in gesuchte und fernliegende Tonarten übergehen, um nur, wo sie die Empfindung wahrnehmen, so starke Schlagschatten hinzumalen, daß man diese Stellen nun zwar nicht überfieht, aber auch gewissermaßen mehr Schwärze als Farbe gewahr wird. Als wenn es dem Sänger nicht müßte überlassen bleiben, auch im wiederkehrend Einfachen eine leise Variation anzubringen, oder als wenn das nicht eben das musikalische Gefühl in unserer Natur wäre, in diesen sich wiederholenden Klängen ohne weiteres vermöge unsrer Liebe zu ihnen das Mannigfaltige zu empfinden.“

„Sehr wahr“, fügte der Vaie hinzu, „aus demselben Unglauben fürchtet auch mancher geniale Musiker, wie der herrliche Beethoven, nicht neue Gedanken genug anbringen zu können, deshalb läßt er so selten einen zu unsrer Freude ruhig auswachsen, sondern reißt uns, ehe wir kaum den ersten vernommen, schon zum zweiten und dritten hin und zerstört so, wie oft, selbst seine schönsten Wirkungen. Sehn wir sogar auf die Goetheschen Lieder, die er gesetzt hat¹: welche Unruhe, welche scharfe Deklamation, welches Überspringen. Ich möchte diesem trefflichen Manne sowie manchem andern nicht gerne Unrecht thun, aber die Reichardschen Melodien² zu den meisten dieser herrlichen Gesänge haben sich

¹ Ludwig van Beethoven (1770—1827) hat folgende Goethesche Lieder komponiert: „Maidel“, „Marmotte“, „Mignon“, „Neue Liebe, neues Leben“, „Es war einmal ein König“ („Faust“), „Wonne der Wehmuth“, „Was zieht mir das Herz so“, „Mit einem gemalten Bande“, Die beiden Klärchen-Lieder („Egmont“), „Nur wer die Sehnsucht kennt“ und (mehrstimmig) „Bundeslied“.

² Johann Friedrich Reichardt (1752—1814), der Schwager von Tieck's Frau, hat etwa 80 Goethesche Lieder gesetzt; seine einfachen Kompositionen waren sehr beliebt, bis sie durch die Beethovins und Schuberts verdrängt wurden.

mir so eingewohnt, daß ich mir diese Gedichte, vorzüglich die frühern, nicht anders denken und singen kann.“

„Wenn Sie so gefinnt“, nahm die Tochter das Wort, „und die übertriebene falsche Gelehrsamkeit verwerfen, den Ausdruck schelten, der sich vordrängt und darüber Melodie und eigentlichen Gesang verdunkelt, so hätten Sie ja nun selbst meinen geliebten Rossini gerechtfertigt.“

„O divino maestro! O pui che divino Rossini!“¹ rief begeistert und mit verzerrtem Gesicht der alte Italiener. „Eccolo il vero!“² den ausgemachten Wunderdoktor des Jahrhunderts, der uns verirrte Schafe wieder auf die rechte Straße bringt, der alle die falsche deutsche Bestrebungen maustot schlägt, der mit himmlische, unerschöpfliche Genie Oper über Oper, Kunstwerk auf Kunstwerk häuft und sich Pyramid oder Mausoleum erbaut, worunter nachher alle die ausdrucksvolle, gedankenreiche und seelenmäßige Klimperlinge auf ewig begraben liegen.“

„O wie wahr!“ rief der Enthusiast, „ich habe mir schon oft vorgenommen, keinen andern Komponisten mehr anzuhören, so entzückt hat mich jedes seiner Werke, es kam mir nur unbillig vor, da ich doch selber ein Deutscher bin, mich so feindlich meinen Landsleuten gegenüberzustellen.“

„Was hat die Landsmannschaft damit zu thun?“ sagte der Laie. „Manche Italiener, die gern eine Partei formieren möchten, haben es freilich bequem, wenn sie den Mozart oder gar Gluck zu den Ihrigen rechnen und so gegen Bestrebungen zu Felde ziehn wollen, die ihnen im Wege stehn. Gibt es aber eine wahrhaft deutsche Oper, eine Musik, die wir uns als national durchaus aneignen müssen, so ist es eben die Mozartsche, und es ist sehr gleichgültig, daß der „Don Juan“ ursprünglich für italienische Sänger geschrieben wurde. Italien hat auch deutlich g'nug bewiesen, daß es diesen großen und reichen Geist nicht fassen und lieben konnte. Mozart, Gluck, Bach, Händel und Haydn sind

¹ O göttlicher Meister! o mehr als göttlicher Rossini! — Giachino Rossini (1792—1868); sein Kultus stand schon damals (1822) in höchster Blüte; „Tancred“, „Italienerin in Algier“, „Barbier von Sevilla“, „Otello“, „Diebische Elster“ etc wurden überall bejubelt.

² Das ist der Wahre!

echte Deutsche, die wir uns niemals dürfen abdisputieren lassen, und ihre Kompositionen sind, recht im Gegensatz gegen die italienischen, wahrhaft deutsche zu nennen.“

„Und dann“, fügte der Kapellmeister hinzu, „kann man gern dem Rossini Talent und Melodie zugestehen, wenn der Lobpreisende auch uns zugibt, daß ihm in seiner Eile alles das abgehe, was den Komponisten erst zu einem dramatischen macht. Regellos, willkürlich ist er durchaus und achtet weder Zusammenhang noch Charakter, ja ich fürchte, in diesem leichten und wilden Spiel bestehe sein Talent, sowie das mancher dramatischen Schriftsteller, und ihn zwingen wollen, konsequent zu sein, dem Charakter und Inhalt gemäß zu komponieren, hieße nur, ihm das Komponieren selbst untersagen.“

„Sein schneller Ruhm“, sagte der Baie, „ist wohl nur entstanden, weil eben der echte Sinn für Musik unterzugehen droht. Denn wie kann man sich doch nur mit diesem völligen Mangel an Stil vertragen, der allen seinen Melodien einen so niedrigen, geringen Charakter ausdrückt? Seine Sangstücke sind größtenteils sangbar, ja recht bequem für unsere jetzigen Sänger geschrieben, aber sehr häufig setzt er auch nur, so vielen andern ähnlich, wie für Instrumente, und wenn sein Beifall noch lange währt, so wird er auch noch dazu beitragen, die Sänger völlig zu verderben, ja auch wohl den guten und edlen Vortrag der Instrumente, weil er alles so kleinlich und geringe behandelt. Der Sinn für Musik erwachte bei uns auf eine schöne Weise, er kräftigte sich, und es war uns vergönnt, Glück zu verstehen und uns völlig anzueignen, eine so große Erscheinung, wie Mozart, entstand und vollendete sich vor unsern Augen, Haydns tief sinniger Humor in seinen Instrumentalkompositionen ergriff alle Freunde der Kunst, des großen Händels Werke wurden wieder studiert, und selbst die Dilettanten fühlten sich von seiner Kunst entzückt, die das Mächtige, Gewaltige erstrebt, jeden kleinlichen Reiz verschmähend; wir sahen Anstalten gedeihen, die auch die alte Kirchenmusik, die herrlichen Werke der verstorbenen großen Meister wieder ertönen ließen, es schien, daß auf immer der Geschmack am Großen und Edeln gerettet sei. Nur hatte sich indessen die Menge auch mit

der Musik scheinbar vertraut gemacht, und diese kann, wenn sie sich eine edle Sache aneignet, immer nur bis auf eine gewisse Weite mitgehn, dann wird sie notwendig das Ergriffene in etwas Geringeres verwandeln, das ihr zusagt. Chiemals hatten wir nur Kenner und oberflächliche Liebhaber in Deutschland, jetzt aber entstand eine Halbkennerschaft statt der Freunde, die sich unschuldig ergöhten. Diese anmaßlichen Kenner haben mit lauter schreienden Stimmen nach und nach das Wort der wahren Musikfreunde verdrängt, ja diese gelten den neuern Enthusiasten wohl gar für eigensinnige oder gefühllose Kritiker, die aus Neid und Mißlaune die glänzenden Erscheinungen der neuesten Zeit nicht anerkennen wollen. Darum hat auch in meiner Vaterstadt, in Berlin, Rossini am meisten Widerspruch gefunden, weil durch des unvergeßlichen Fasch herrlichen Eifer dort die treffliche Musikakademie gegründet wurde, die unser Freund, der wackre Zelter¹, nach dessen Tode in demselben Sinne fortgeführt hat. Durch die Vergewärtigung der alten Meisterwerke, durch den einfachen, edlen Gesang, der dort bekannter ist als anderswo, sind die zahlreichen Mitglieder zum Bessern verwöhnt und können sich unmöglich dem zierlich Nüchternen hingeben.“

„Sie werden es mit meiner Tochter völlig verderben“, sagte der Baron lächelnd, „denn sie meint, wo nur Effekt sei, da wäre es lächerlich, zu fragen, ob die Wirkung auch stattfinden dürfe.“

„Sie hat vollkommen recht“, antwortete der Laie, „ich aber auch, wenn ich behaupte, die Wirkung müsse gar nicht eintreten. Um diesen Punkt dreht sich die Kritik in allen Künsten.“

„Darum ist es ein Glück zu nennen“, antwortete der Baron, „ja gewissermaßen eine weise Lenkung des Kunstgenius, daß ein großer Komponist sich diesem Kleinlichen Untwesen so mächtig gegenüberstellt und das so ausgezeichnet besitzt, Stil nämlich, was jenem ganz abgeht. Ich spreche von dem nicht genug zu Lobenden Spontini.² Es läßt sich hoffen, daß von dieser Seite durch

¹ Karl Friedrich Christian Fasch (1736—1800) begründete 1792 die Berliner Singakademie, sein Nachfolger Karl Friedrich Zelter (1758—1832), Goethes Freund, die Berliner Liedertafel und das königliche Institut für Kirchenmusik.

² Gasparo Spontini (1774—1851), seit 1820 Generalmusikdirektor in Berlin, Komponist der Opern: „Die Bestalin“, „Ferdinand Cortez“, „Olympia“

mächtige Wirkungen der Sinn der Deutschen wieder gehoben und ihr Wohlgefallen an diesem Melodieenfizel beseitigt werden.“

Der Baie schien so in Eifer geraten zu sein, daß er allein das Wort führen wollte. „Gewiß“, sagte er lebhaft, „wäre es lächerlich, wenn man diesem Manne ein ausgezeichnetes Talent absprechen wollte, und über die Verdienste seiner ‚Vestalin‘ läßt sich vieles sagen und streiten. Aber daß er im ‚Cortez‘ und nachher noch gewaltiger ein Brausen und Lärmen der Instrumente, ein Überschreien der Stimmen, ein Aufkreischen, ein wildes Getümmel uns hat für Musik geben wollen, scheint mir ebenfalls ausgemacht. Man kann schwerlich im voraus bestimmen, wie viel oder wenig unser Ohr von Instrumentalmusik vertragen soll, denn Mozart hat die meisten seiner Vorgänger überboten, und es gab früherhin auch Kunstfreunde, die bei ihm über zu große Fülle klagen; und schon lange vor diesem hat der große Händel außerordentlich viele Instrumente in Anspruch genommen, um seine erhabenen Gedanken auszusprechen. Aber bei diesen war die Fülle der Töne doch Musik, ein Anschwellen, ein Heranbrausen, ein Abdämpfen und Zurücksinken in eine gewisse Stille und Ruhe, aber nicht dieses ununterbrochene, nie rastende Wüten aller Kräfte ohne Vorbereitung, Inhalt und Bedeutung, welches nur betäuben kann, und dessen Macht und Gewaltthatigkeit mehr erschreckt und ermüdet als erhebt und erschüttert. Geht der berühmte neuere Komponist hiebei nur gar zu oft auf leeren Effekt und Schreckschuß aus, so wie manche Schauspieler und Schauspieldichter, wirkt er nur einzig und allein durch große Massen, so ist er zwar wohl nicht der Wandnachbar Rossini's, aber sie reichen sich denn doch aus einer gewissen Entfernung befreundet die Hände und stehn sich nicht als feindliche Kräfte einander gegenüber. Wohl uns, daß unser hochgeehrter Maria Weber¹ uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt, der in dem, was er schon

¹ Karl Maria von Weber (1786—1826), seit 1816 Direktor der von ihm begründeten Deutschen Oper in Dresden. „Der Freischütz“ wurde in Berlin am 18. Juni 1821, in Dresden am 26. Januar 1822 zum erstenmal aufgeführt, „Preciosa“ in Berlin am 14. März 1821, in Dresden am 27. Juni 1822; „Euryanthe“ erschien erst 1823.

trefflich geleistet hat, so glänzend zeigt, wieviel er in Zukunft noch vermag.“

Nun erhob sich die Tochter mit allen Tönen, und der Vater stand ihr bei, um den Laien in die Enge zu treiben, der ihre Lieblinge so fest angegriffen hatte, ohne doch vom Metier zu sein, da er sein ehemaliges Violinspielen selber nicht in Anschlag zu bringen wage. Unter lautem Lachen wurde disputiert und behauptet, der Teufel sei ein für allemal unmusikalisch, die Kugelgießerei und der Lärmen¹ dabei schlimmer, als was je auf dem Theater getobt, und der Musik, die ganz Deutschland wie verwirrt gemacht, fehle die Mannigfaltigkeit, ein heiteres Element, ja auch jene Ironie, wodurch Mozart erst seine ungeheure Dichtung des „Don Juan“ zu diesem einzigen Werke gebildet habe, so daß bei diesem durch Gegensätze sich Inhalt und Behandlung rechtfertigen, was dort ganz aus der Acht gelassen sei.

Der Kapellmeister nahm sich des armen Laien, der hierauf wenig zu erwidern wußte, oder den man vielmehr nicht zu Worte kommen ließ, freundlichst an und meinte, eine Vergleichung auf diese Weise anzustellen, sei unbillig, weil das neue Kunstwerk gar nicht die Absicht habe, sich neben jenes ungeheure zu stellen. „Überschreitet auch die angefochtene Szene“, fuhr er fort, „welche gerade die Menge herbeigelockt hat, die Grenzen der Musik, so ist doch übrigens des Vortrefflichen, des echten Gesanges, des Neuen und Genialischen, vorzüglich aber des wahrhaft Deutschen im besten Sinne so viel, daß ich vollkommen in das Lob unsers unmusikalischen violinspielenden Laien einstimmen muß, der manches wohl eben deswegen bestimmter empfindet und fester ausspricht, weil er niemals vom Handwerk gewesen ist und selbst nicht als Dilettant hineingepfuscht hat, da er sich doch becheidet², in die eigentlich grammatische Kritik einzugehn. Sollte keiner als nur Musiker mitsprechen dürfen, so würde ja auch für diese nur komponiert, und das werden wir uns doch wohl sowie alle Künstler verbitten, nur für die Zunftgenossen zu arbeiten, um von ihnen empfunden und verstanden zu werden.“

¹ In der Wolfschluchtszene im „Freischütz“.

² Versagt, nicht begnügt.

„Könnte ich nur“, fing der Laie wieder an, „den sanften Genuß wieder haben, den mir ehemals die ‚Lila‘ des Martini¹ gewährte. Diese idyllische, reine und heitere Musik wäre nach so manchem Ungetüm unsrer Theater eine wahre Erquickung. Wie würde ich mich freuen, Paisiello's ‚Barbier von Sevilla‘ wieder zu vernehmen, und es kränkt mich innig, daß man eine solche Komposition nicht als eine klassische verehrt, die nun einmal für allemal fertig ist, und an die sich keiner von neuem wagen dürfte. Denn ist bei Rossini² auch hier und da vielleicht ein Moment brillanter, so ist doch der dramatische Sinn des Ganzen, die Bedeutung untergegangen und nichts gegeben, was sich dem Humor in der Rolle des Alten nur irgend vergleichen dürfte. Die Verwöhnung der gehäuften Instrumente läßt aber befürchten, daß man, wenn man auch einmal diese trefflichen alten Sachen geben möchte, Zusätze zur Begleitung macht, oder diese wenigstens verstärkt. Hier und da habe ich schon murmeln hören, daß Glück dergleichen bedürfe. Mozarts ‚Figaro‘³ ist schon in Violinen und andern Instrumenten doppelt so stark besetzt worden, als es der Komponist vorgeschrieben hat, bei dieser heitern Musik um so unpassender, weil dadurch der Witz, das wunderbar Leicht- und Heitere des Gesanges gestört wird. Es ist, als wollte man treffliche Brillanten aus ihrer leichten Fassung nehmen und sie, um sie zu ehren, in schweres Gold schmieden. Oder als riefte man sich witzige und launige Einfälle durch ein Sprachrohr zu.“

Man sang zum Beschluß noch einiges, und die Gesellschaft trennte sich. Beim Abschiede sagte der Baron zum alten Italiener: „Auf Wiedersehn!“ Doch dieser schüttelte den Kopf und wies mit dem Finger nach oben. Der Laie ging nach seinem Hause, weil es schon spät war und er in der kalten Nacht an einem Abenteuer, an welches er nicht glauben mochte, nicht teilnehmen wollte. Der Kapellmeister und der Graf wandelten aber mit dem wunderlichen Alten durch die ruhige Stadt, ließen sich das Thor

¹ S. S. 356, Anmerkung I.

² Rossini's „Barbier von Sevilla“ in Berlin 1822, in Dresden erst 1825 aufgeführt.

³ Am 14. September 1790 zum erstenmal in Berlin aufgeführt

öffnen und begaben sich nun nach dem Tannentalde, wo der Lebensüberdrüssige seine Laufbahn eigenmächtig zu vollenden drohte. Als sie unter den finstern Bäumen standen, sagte der Graf: „Nun, Alter, seid Ihr wieder gescheit geworden, wollt Ihr nun nicht lieber zu Bette gehn?“

„In die Ewigkeit thu' ich mich hineinlegen“, sagte der Italiener, „und das liebe Vergessen, Ruhe, tiefer, tiefer Schlaf werden wie Flaumen eines Daunenbetts um mich zusammenschlagen. Adieu, Eccellenza! lebt wohl, thörichter Kapellmeister, der Ihr die schöne Gelegenheit nicht benutzt, allen Euren Jammer, Partituren, Noten, Pausen, Tonarten, Sänger und Sängerinnen los zu werden. Nun laßt mir ein bißel noch über meinen Zustand nachdenken, und dann rufe ich euch wieder; Kapellmeister kommandiert Eins, Zwei, Drei, und beim Worte Drei, deutlich ausgesprochen, langsam, feierlich, laut, daß liebe Echo auch etwas davon abkriegt und mitspricht, schieß' ich mich die ganze Pistole in meinen dummen Kopf hinein.“

„Ihr werdet doch nicht“, sagte der Kapellmeister, „so abgeschmactt wie der Hanswurst in der Kreuzerkomödie¹ sterben wollen?“

„Gerade so muß es geschehen“, sagte der Alte und legte sich in einen Sandgraben nieder. Die beiden Begleiter gingen tiefer in den Wald, die Nacht war still, kein Wind wehte, ein ganz leiser Hauch rührte zuweilen die Zweige an, so daß die Nadeln der Tannen in sanften Tönen lispelten, das Flüstern fortließ und, indem sich dann der Wald in allen Stämmen bewegte, wie fernor Orgelton verhallte. „Feierlich genug ist die Stunde“, jagte der Musiker. „Eine wunderfame Empfindung“, erwiderte leise der Graf, „hat den ganzen Abend in mir fortgeklungen: vielleicht bin ich dem Tode näher als jener alte Wahnsinnige, denn noch nie war mir mein Dasein so abgestanden und leer, so jedes Reizes entkleidet. Ich glaube nun auch, daß jenes himmlische Wesen, welches ich schon lange suche, gestorben ist.“ — „Still!“ rief jener, „hörten Sie nicht Musik? — „Vielleicht die fernen Glocken.“

¹ Komödie, für die der Eintritt einen Kreuzer kostet; hier das Puppentheater

„Nein“, sagte der Kapellmeister gehend, „ich höre es deutlicher; und nun erinnere ich mich, hier wohnt der unkluge Alte nicht fern, in dessen Häuschen ich bei meiner Ankunft schon morgens um fünf Uhr einen herrlichen Diskant vernahm.“

Der Graf war tief bewegt. „Jetzt kommt! kommt!“ schrie der Italiener, „mein Ermorden soll ein bißchen seinen Anfang nehmen!“ — „Schießt Euch tot oder hängt Euch!“ rief der Graf zurück, „wir haben jetzt etwas Besseres zu thun, als Eure Possen anzuhören.“

Sie gingen weiter, drängten sich durch Baum und Strauch, und der neugierige Italiener hatte sich zu ihnen gesellt. Jetzt tönte ihnen schon bestimmter der Gesang entgegen, und der Graf zerriß sich Hände und Gesicht, um nur aus den Gesträuchen zu kommen, in denen er sich aus Eifer immer tiefer verwickelte. Er drängte endlich hindurch und stand in der Nähe des Häuschens, dessen kleine Fenster erleuchtet waren. Der treffliche Psalm Marcellos: „Qual anhelante“¹ tönte ihnen voll und rein entgegen, so einfach, so edel vorgetragen, daß der Kapellmeister erstaunt und hingerissen kaum atmete. „Sie ist es! sie ist es! meine Einzige!“ rief der Graf in der größten Erschütterung aus und wollte sich dem Hause nähern, aber der Kapellmeister hielt ihn fest, klemmte sich an ihn und warf sich dann zu seinen Füßen nieder, die er umarmte, und rief: „O bester, glücklichster Graf! Heiraten Sie sie also, wie Sie gelobt haben; aber gönnen Sie mir vorher das einzige Glück, daß sie erst die Geliebte in meiner ruinierten Oper singt; dann will ich gern sterben, denn eine solche Stimme gibt es auf Erden nicht mehr.“

Der Graf strebte zum Hause hin, und der Kapellmeister ließ endlich sein ungeduldiges Bein los. Sowie er auf die Wohnung losstürzte und an die kleine Thür klopfte, verstummte der Gesang. „Macht nicht so viel Umstände“, sagte der Italiener, „der Gesang ist nicht der Mühe wert, man sieht wohl, daß Ihr meine Selige nicht gekannt habt.“ Der Kapellmeister, der jetzt ebenso

¹ Vgl. S. 357, Anmerkung 3. „Qual anhelante cervo etc.“ Anfang des 42. (41.) Psalms: „Wie der Hirsch schreit“ u. s. w. Marcellos Komposition der Paraphrase ist für 2 Stimmen in 7 Sätzen eingerichtet.

aufser sich war, wie der Graf selbst, klopfte mit diesem wetteifernd an die Thür, und da sich beide in den Kräften überboten und das Tempo immer schneller nahmen, so entstand dadurch ein sonderbares Konzert in der ruhigen Nacht. Im Hause war alles still, endlich aber schien man drinnen doch die Geduld verloren zu haben, denn ein Fenster öffnete sich, und eine leise, heisere Stimme sagte: „Was gibt's da? Seid ihr betrunken?“ — „Laßt uns ein!“ rief der Graf. „Hinein müssen wir!“ schrie der Kapellmeister; „wo ist die Sängerin?“ der Graf; „ich habe sie schon am Morgen neulich gehört“, der Kapellmeister, „als Ihr mir sagtet, es sei des Teufels Großmutter.“ — „Aber hinein müssen wir!“ vereinigten sich nun beide. „Seid ihr rasend?“ rief die erhöhte Stimme des Alten, und in diesem Augenblick schrie der Italiener lauter als alle: „Gortensio! Gortensio! haben wir Euch endlich erwischt? Nun bleib' ich am Leben! Mag sich umbringen, wer Lust hat, ich halte mich an Euch, altes Fell!“

„Ich bin der Graf Alten“, schrie der Liebhaber; „ich der Kapellmeister!“ rief sein Begleiter, „laßt uns nur hinein, daß wir die Sängerin sehn!“ — „Kommt herab!“ rief der Italiener, „daß wir beide unsre Bekanntschaft erneuern können.“

„Mein Himmel!“ ächzte der Greis, „so nach tiefer Mitternacht? Meine guten Herren, wenn Sie bei mir was zu suchen haben, so kommen Sie doch morgen, wenn der Tag scheint.“

„Gut“, sagte der Graf beruhigter, „morgen früh!“ Der Kapellmeister fand sich auch in den Vorschlag, und als sie friedlich wieder fortgingen, sagte der Italiener: „Ich bleibe die Nacht hier draußen und passe ihm auf. Morgen früh machen wir alle unsern Besuch.“ —

Wie erstaunten, erschrafen am folgenden Tage der Graf und der Musiker, als sie das Haus verlassen und öde fanden; noch vor Tage, sagte die alte Aufwärterin, seien die beiden Bewohner ausgezogen und haben in größter Eil' alle Sachen fortschaffen lassen. Auch der Italiener zeigte sich nirgend.

Ein schöner, heiterer Herbsttag war aufgegangen, die Sonne schien in dieser späten Jahreszeit noch so warm wie im Sommer, und dies bestimmte den Vaie, mit seiner Tochter in das nahe-liegende Bergthal¹ zu fahren. Auf einem kleinen Mietpferde saßen sie in der Entfernung den Enthusiasten auch mit nachflatterndem Kleide auf dieselbe Gegend zusprennen. „Der Himmel verhüte nur“, bemerkte der Vaie zu seiner Tochter, „daß der Schwäger nicht ebenfalls in jenem Thale verweilt, weil er uns sonst mit seinen heftigen Reden und Schilderungen den Tag verderben würde.“

„Wir müssen uns schon darauf gefaßt machen“, erwiderte die Tochter, „denn er sagte mir neulich, daß er diese Gegend vorzüglich liebe und sie oft besuche.“

„Wie sind diese Menschen doch so lästig“, fuhr der Vaie fort, „die eben, weil sie gar nichts empfinden, über alles in Hitze geraten können. Aber mehr noch als bei Kunstwerken stören sie mich in der Natur, die am meisten ein stilles Sinnen, ein liebliches Träumen erregt, in der ein vorüberschwebender Enthusiasmus und Behaglichkeit sich ablösen und sie unsern Geist fast immer in eine beschauliche Ruhe versenken, in welcher Passivität und schaffende Thätigkeit eines und dasselbe werden; dazu der Anhauch einer großartigen Wehmut in der Freude, so daß ich in der schönen Landschaft gegen diese beschreibenden Schwäger oft schon recht intolerant gewesen bin.“

„Sie stören fast ebensosehr wie die unerträgliche Musik“, antwortete das Mädchen, „da man so oft in der Nähe der Gebäude Tänze oder kreischende Arien vernehmen muß.“

Als sie angekommen waren, sprang ihnen der berührige Enthusiast schon aus dem Hause entgegen. „O wie schön“, rief er aus, „daß Sie diesen herrlichen Tag auch benutzen, der wahrscheinlich der letzte helle dieses Jahres ist. Lassen Sie uns nur gleich an den murmelnden Bach gehn und dann von der Höhe des Berges das Thal überschauen. Es ist eine Wonne, die Schwingungen der Hügel, den kleinen Fluß, das herrliche Grün

¹ Tied denkt wohl an den Plauenschen Grund bei Dresden.

und dann die Beleuchtung zu sehn und zu fühlen. Gibt es wohl ein Entzücken, das diesem gleich oder nur nahe kommen kann?"

„Ich will mit Ihnen gehen“, erwiderte der Laie, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mich mit allen Schilderungen und begeisterten Redensarten verschonen. Wie können Sie überhaupt nur immer so vielen Enthusiasmus verbrauchen? Es ist nicht möglich, wie Sie auch neulich gestanden haben, daß Sie so viel empfinden.“

„Bei der Kunst“, sagte der Enthusiast, „setzt man freilich wohl hie und da, dem Künstler zu gefallen, etwas zu, aber in der himmlischen Natur — nein! da kann doch keine Zunge Worte genug finden, um nur einigermaßen das wiederzugeben, was im Herzen aufgeht. Ich habe es aber schon seit lange bemerkt, daß Sie kein großer Freund der Natur sind, denn wie konnten Sie nur sonst, wie ich schon so oft gesehen habe, daß Sie thun, beim schönsten Frühlingswetter in das dumpfe Theater kriechen, um eine Oper zu hören oder sogar ein mittelmäßiges Schauspiel zu sehen, über welches Sie nachher selber Klage führen?“

„Weil es mir an solchem Tage“, antwortete jener, „darum zu thun ist, ein Schauspiel zu sehen, und ich dies mit dem Genusse der Natur dann nicht vereinigen kann und mag. Auch gestehe ich Ihnen, daß ich oft in der schönsten Natur bin, ohne sie mit den geschärften Jägeraugen in mein Bewußtsein aufzunehmen, wenn mich ein heiteres Gespräch beschäftigt, oder ich auf einsamem Spaziergang etwas sinne, oder ein Buch meine Aufmerksamkeit fesselt. Glauben Sie nur, unbewußt, und oft um so erfreulicher, spielt und schimmert die romantische Umgebung doch in die Seele hinein. Wenn wir uns überhaupt immer so sehr von allem Rechenschaft geben sollen, so verwandelt sich unser Leben in ein trübseliges Abzählen, und die feinsten und geistigsten Genüsse entschwinden.“

„Hm! Sie mögen nicht ganz unrecht haben“, sagte der Enthusiast nachsinnend, „wenn ich nur nicht einmal den Charakter der Festigkeit angenommen hätte und bei allen meinen Bekannten als ein Eiferer gölte, so wollte ich mir das Wesen wieder abzugewöhnen suchen. Es ist aber denn doch auch fatal, wenn man,

so wie Sie, für einen Phlegmatiker gilt. Da Sie also nichts von Naturbegeisterung hören wollen, so will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich schon vorhin, ehe Sie kamen, eine sonderbare Erscheinung hier bemerkt habe. Ein junges, wunderschönes Mädchen stand dort oben auf dem Hügel, sah immerdar auf den Weg hin, der zur Stadt führt, und weinte dann heftig. Sie erregte mein lebhaftestes Mitgefühl, ich ging zu ihr, aber so sehr ich auch in sie drang, so konnte ich sie doch nicht bewegen, mir eine vernünftige Antwort zu geben oder mir zu erzählen, was sie hier mache, wie sie hergekommen sei und wen sie hier erwarte. Und ich war doch so ganz außerordentlich neugierig, vorzüglich, weil ich dies junge, außerordentlich reizende Frauenzimmer neulich schon bei unserm Baron in der Gesellschaft gesehen habe, wo sich der verwirrte, melancholische Graf viel mit ihr zu schaffen machte. — Sehn Sie, sie steigt schon wieder den Hügel hinan, um ihre Beobachtungen anzustellen.“

Mit Zierlichkeit und Grazie schwebte die Gestalt die grüne Anhöhe hinauf, und ihre vollen, braunen Locken, ihr leuchtendes Auge, das einfache Gewand und die Gebärde wirkten mit unbeschreiblichem Zauber in der annutigen Landschaft. Die Tochter fühlte sich bewegt, als sie das schöne Wesen wieder weinen sah, die Thränen stiegen ihr selbst in die Augen, als die Unbekannte jetzt im Ausdruck des höchsten Schmerzes die Hände rang und sich jammern auf den Rasen niedersetzte. „Lassen Sie uns hinaufsteigen“, sagte der Laie, „das arme Wesen bedarf unsers Trostes und Beistandes, meine Tochter soll sie anreden, wir aber, Herr Kellermann, wollen uns fürs erste schweigend verhalten und die Betrübteten am wenigsten mit zudringlichen Fragen ängstigen.“ Die Tochter ging zu ihr, und die Fremde bekannte, daß sie ihren alten Vater aus der Stadt erwarte und nicht begreife, wie er so lange zögern könne, da er ihr diesen Ort angewiesen habe, wo sie zusammentreffen wollten, um weiter zu reisen.

„Sie wollen also unsre Gegend verlassen“, fragte der Laie, „da Sie doch, soviel ich weiß, nur kürzlich angekommen sind?“

„Ach! mein Herr“, antwortete die schöne Fremde klagend, „mein lieber Vater leidet schon seit lange an einer schweren Me-

lancholic, an Menschenfeindschaft und tiefem Lebensüberdruß; so zieht er seit einigen Jahren von Ort zu Ort, verarnt in immer mehr, wird immer kränker, versagt sich selbst alle Hülfe und will auch mir das Glück nicht gönnen, ihm beizustehn, da ohne diesen starren Willen meine Talente sein Leben wohl unterstützen könnten. Denn mein Gesang und die Musik überhaupt machen das Unglück meines Lebens.“

„Sie singen also doch?“ fragte der Laie sehr lebhaft.

„Meine Trauer, mein tiefer Schmerz“, erwiderte die schöne Klagende, „sind schuld, daß ich mein Gelübde gebrochen habe. Ich habe meinem Vater geloben müssen, niemals zu gestehen, daß ich singe, auch niemals, außer wenn er zugegen ist und es mir erlaubt, einen Ton anzuschlagen. Wir wohnten deshalb von der Stadt entfernt, wir vermieden allen Umgang, nur neulich war ich zufällig im Hause des Baron Fernow, wo ein Fremder, ein feiner, anständiger Mann mich über die Gebühr mit Fragen und Aufforderungen zum Singen ängstigte. In der letzten Nacht, als ich, wie ich glaube, in der höchsten Einsamkeit einen Psalm Marcellos einübe, entsteht vor dem Hause ein Getümmel, wir halten die Leute für Räuber oder Trunkene, der Graf nennt sich endlich und will eingelassen sein, noch einige andere toben ebenso laut, und mein Vater kann sie endlich nur beruhigen, indem er ihnen verspricht, am Morgen ihren Besuch anzunehmen. Kaum sind sie fort, so muß alles in der größten Eile eingepackt werden, noch in der Nacht werden Fuhrleute gemietet, unsre wenigen Sachen hieher zu fahren, am Morgen muß ich nachreisen, und er verspricht, in wenigen Stunden ebenfalls hier zu sein, weil er in der Stadt noch unsere Reisepässe besorgen müsse. Hier erwarte ich ihn nun schon manche Stunde, gewiß ist er krank, ein Unglück ist ihm zugestoßen, und ich weiß in meiner Angst nicht Rat noch Hülfe; wo soll ich ihn wiederfinden?“

Der Laie suchte sie zu beruhigen. Er schlug vor, im Gasthause bis nach Tische den Alten zu erwarten, dann solle sie mit ihm und seiner Tochter zurückfahren; da nur ein Weg zur Stadt führe, so müßten sie dem Vater begegnen, wäre dies nicht der Fall, so solle die Fremde in seinem Hause absteigen, indessen er

selbst Erkundigungen einzöge. Auf sein eindringliches Zureden und der Tochter schmeichelnde Liebfosungen wurde sie ruhiger und ging mit ihnen in den Gasthof. Bei Tische wurde man sogar guter Laune, nur verweigerte die Fremde auf die unbescheidene Bitte des Enthusiasten, zu singen, weil dies gegen ihr heiliges Versprechen laufe. Man sprach dann viel über die neulichen Musikstücke, die der Kapellmeister im Hause des Barons habe probieren lassen, sie lobte die Komposition als großartig, tadelte aber die Manier der Sänger. „Es kann sein“, beschloß sie ihre Kritik, „daß ich hierüber völlig im Irrtum bin, aber nach den Grundsätzen meines Vaters und nach der Gesangsweise, die ich nach seinem Unterricht ausüben muß, ist jene Manier ebenso klein als willkürlich. Ja, dürfte ich einmal (aber dazu ist mein Vater auf keine Weise zu bewegen) eine Opernrolle, wie diese des Kapellmeisters, singen, so schmeichle ich mir, daß ich eine große Wirkung hervorbringen würde, und vielleicht um so größer, weil diese Art jetzt ganz vergessen ist und die Neuheit um so mehr erschüttern möchte.“

„Wenn Sie diejenige sind“, erwiderte der Laie, „für welche ich Sie jetzt halten muß, so können Sie einen gewissen enthusiastischen Mann, wenn es übrigens Ihre Gefinnung erlaubte, unbeschreiblich glücklich machen.“

Die Schöne wurde rot, und der Enthusiast Kellermann, sowie er das Wort enthusiastisch nennen hörte, sprang eilig herbei und rief: „ja gewiß, Verehrte! Wie könnte mein Herz wohl so vielfach vereinigttem Zauber widerstehn?“

„Gebt Euch keine unnütze Mühe“, rief der Laie laut lachend, „ich meine jenen sonderbaren Grafen, den wir alle kennen. Ich hoffe einen beglückenden Ausgang weisfagen zu dürfen.“

Die Schöne wollte sich auf keine nähern Erörterungen einlassen, lobte aber nachher im Verlauf des Gespräches den jungen Grafen als einen schönen und verständigen Mann, der sie auch in der Gesellschaft am meisten interressiert habe.

Auf der Rückfahrt unterhielt man sich mit heitern Gesprächen. Der Enthusiast sprengte wieder auf seinem kleinen Pferde voran und war bemüht, seine Geschicklichkeit im Reiten zu zeigen. Als

sie in die Stadt hineingefahren waren, sahen sie in der Hauptstraße einen großen Volksauflauf, Getümmel, Geschrei, ein Vor- und Zurückdrängen, der Wagen mußte halten, die Wache machte Platz, und der Laie erstaunte, als er den alten Italiener zwischen den Soldaten bemerkte, die ihn als Gefangenen fortführten. „Was gibt es?“ fragte er einen Vorübergehenden. — „Se, der braune Schelm“, antwortete dieser, „hat einen alten Mann soeben totgeschlagen.“

Als sich die Menge verlaufen hatte und sie weiter fahren konnten, stürzte ihnen aus einem großen Hause der Graf entgegen, er rief, daß man anhalten solle, und mit einem Ausdrücke übermenschlichen Entzückens half er Julien aussteigen. Der Laie und die Tochter folgten, um zu sehen, wie sich die Szene entwickeln würde.

Im Saale fand Julie den alten Mann im Lehnstuhl sitzen, blaß und erschüttert, aber wohl und unverletzt. Man erfuhr, daß er den ganzen Tag durch Hin- und Herschicken, indem er seine Pässe berichtigen und auslösen mußte, von der Polizei war aufgehalten worden. Als er endlich fertig zu sein glaubte und eben einen Wagen suchte, um seiner Tochter nachzureisen, begegnete er dem thörichten Italiener, der ihn sogleich auf offener Straße angriff, um ihn zu mißhandeln. Als er aber um Hülfe rief, nahmen sich die Vorübergehenden des Greises an, und der Verwirrte wurde der Wache übergeben. Julie liebte den Alten und suchte ihn durch ihre Zärtlichkeit zu beruhigen. Der Enthusiast sowie der Kapellmeister waren ebenfalls Zeugen dieses Auftrittes.

„Vielen Dank“, sagte endlich der Alte, „bin ich Ihnen, mein Herr Graf, schuldig, daß Sie sich meiner so freundlich angenommen haben, jetzt aber lassen Sie uns abreisen, damit wir recht bald den Ort unsrer neuen Bestimmung erreichen.“

Er stand auf und wollte gehn, Julie blieb zaudernd und blickte verlegen auf die Gegenwärtigen, der Graf aber trat vor den Greis hin und sagte mit zitterndem Tone: „Können Sie mir das Glück meines Lebens entreißen wollen, dem ich so lange nach-

eilte, jetzt, nachdem ich es endlich so unverhofft und so wunderbar gefunden habe?"

„Was meinen Sie?“ fragte der Alte.

„Selig würde ich sein“, antwortete der Graf, „wenn Ihre Tochter sich entschließen könnte, mir ihre Hand zu schenken. Ich bin reich, völlig unabhängig, lassen Sie uns in Liebe, Freundschaft und Musik verbunden ein Glück begründen und genießen, wie es nur immer auf Erden möglich ist.“

Der Alte taumelte wie erschrocken zurück, er mußte sich vor Bittern wieder niedersetzen. „Wie!“ rief er im heftigen Weinen aus, „das könnte Ihr Ernst sein, mein Herr Graf?“

„Ich nehme“, rief dieser, „alle diese Freunde zu Zeugen; doch, Julie selbst?“

„Nun, meine Tochter“, sagte der Alte bewegt, „könntest du deinen greisen Vater so glücklich machen? Jetzt liegt es in deiner Hand, mir allen Gram meines Lebens zu vergüten und meine letzten Tage zu verherrlichen. Aber ist es denn kein Traum? Wie kommt dies alles? Kannst du dich entschließen, mein Kind?“

Die Tochter war heftig erschüttert. „O Himmel!“ rief der Graf, „nein, Gewalt sollen Sie sich nicht anthun; lieber entsage ich allen meinen Hoffnungen.“

„Können Sie mich so mißverstehn?“ antwortete Julie kaum hörbar, „hätten Sie wirklich nicht gefühlt, wie sehr ich mich zu Ihnen gezogen fühlte? Habe ich doch seitdem immer Ihr Bild vor Augen gehabt. Aber auch den allerfernsten Schimmer eines solchen Glücks wies ich als einen wahnsinnigen Traum zurück.“

Der Graf kniete vor ihr nieder, der Alte legte gerührt ihre Hände incinander, dann sank sie an die Brust ihres Geliebten.

„Doch jetzt“, rief der Graf aufspringend, „nur einen Ton, einen Takt, ich weiß es zwar gewiß, daß du es bist, aber um mich völlig zu überzeugen.“

Sie sah fragend ihren Vater an, doch dieser sagte lächelnd: „Ich löse dich jetzt gänzlich von dem Gelübde, welches du mir gethan hast, jetzt darfst und mußt du alles thun, was dein Bräutigam von dir fordert.“

Da sang sie ohne alle Begleitung den Anfang des „Stabat

mater“¹ von Palestrina, so stark und voll, so anschwellend die Töne, so gehalten und lieblich, daß alle, vorzüglich aber der Graf und der Kapellmeister, in ihrem Entzücken keine Worte finden konnten.

„Ja“, sagte der Vater, als man wieder ruhiger war, „es ist mein Stolz und mein Glück, diese Stimme gebildet zu haben, ich darf es ohne väterliche Verblendung behaupten, sie ist einzig in ihrer Art, und diesen Vortrag wird man jetzt nirgends hören.“

„Aber wie kamen Sie nur dazu“, fragte der Saie, „von Ihrer Tochter sich geloben zu lassen, niemals in Gesellschaft zu singen, ja sogar dieses himmlische Talent zu verleugnen?“

„O, mein Herr“, sagte der Alte, „wenn Sie meine Geschichte kennten, mein jahrelanges Elend, wie ich verkannt und genüßhandelt wurde, so würden Sie dies und noch weit mehr begreifen. Von frühesten Jugend war mein Sinn und Streben auf Musik gerichtet, aber meine Eltern waren so arm, daß sie für meine Ausbildung nur wenig thun konnten. Mit Chorsingen fristete ich mich durch, späterhin mit Stundengeben. Ich mußte mir alles selber erringen und auf den mühseligsten Wegen. Als ich den Kontrapunkt gründlich studiert hatte und alles versucht und durchgearbeitet, was zu einem musikalischen Komponisten notwendig ist, als ich nun fertig zu sein glaubte und schon manche Kirchenmusik geschrieben, die mir gelungen schien, fand ich nirgends Unterstützung, kein Mensch wollte von mir etwas wissen, mein Äußeres war nicht empfehlend, ich besaß keine feine Lebensart, mir fehlten die einschmeichelnden Manieren. Nach Italien strebte mein Sinn, doch die matten Augen meiner hilflosen Eltern sahen mich so flehend an, daß ich recht im Herzen fühlte, wie es meine Pflicht sei, für sie zu sorgen. So mußte ich denn wieder für ein geringes Geld fast auf allen Instrumenten Unterricht geben, und diese Pein, mit einem ungeschickten gefühllosen Schüler die Geige zu kragen, immer dieselben Mißtöne zu hören, ist über alle Beschreibung. Nur ein solcher Musiklehrer erfährt, welche Dummköpfe es in der Welt gibt. So bot man mir einen an, der schon

¹ Die berühmteste Komposition Palestrinas.

sechs Jahre Violine gespielt hatte. ‚Gi!‘ dachte ich dazumal, ‚das ist doch ein Trost, da kann ich einmal musikalisch zu Werke schreiben und vielleicht einen echten Scholaren erziehen.‘ Er hatte schon Sonaten, Quartetts, Symphonieen und die schwierigsten Sachen durchgearbeitet. Und, denken Sie, als ich ihn nun ins Examen nehme, ist dieser Virtuose nicht im Stande, seine Geige zu stimmen, er kennt keine Tonart, schabt alles aus dem Gedächtnis daher, hat keinen Takt und verwundert sich in seiner blanken Unschuld, daß alles das Zusammenhang habe und Wissenschaft sei. Wie das Meertwunder, das schon fast ein erwachsener Jüngling war, seinen Pleyel¹ zusammenrasselte, alle Töne falsch, ohne Bindung und Sinn, kreischend und quietschend, Gesichter schneidend und Pausbacken machend, davon haben Sie alle keine Vorstellung. Denken Sie, ich mußte mit ihm wieder einen Choral zu spielen anfangen, und nach sechs oder sieben Jahren, die er schon bei einem andern Lehrer verarbeitet hatte, konnte er das nicht einmal leisten.“

Die übrigen hatten den Laien schon während dieser Erzählung lächelnd angesehen, als dieser ausrief: „Ist es möglich, daß ich so unvermutet meinen verehrlichen Musiklehrer wiederfinden muß? Ja, alter Herr, damals haben wir uns beide das Leben recht-schaffen sauer gemacht.“

„Sie sind der junge Mensch von damals?“ sagte der alte Mann in Verlegenheit; „bitte tausendmal um Verzeihung, aber es war mir doch so merkwürdig, daß ich diesen Umstand niemals wieder vergessen habe. — Auf diese Weise ging dann meine Jugend hin. Meine Eltern starben, ich war aber indes alt geworden. Nach und nach gab man in kleinen Orten von meinen Kompositionen. Hier und da versuchte auch ein Theater meine Opern darzustellen, aber sie machten kein Glück. Als ich meine Gattin, eine herrliche Sängerin, kennen lernte und sie ihr Schicksal mit dem meinigen vereinigte, schien mir nichts mehr zu wünschen übrig. Aber nach der Geburt meiner Tochter war ihre Stimme schwächer geworden. Ach, was ist es doch für ein unermesslicher Verlust, wenn eine wahrhaft schöne Stimme verloren geht. Es

¹ Ignaz Joseph Pleyel (1757—1831); seine leichtern Lobekompositionen, besonders Klavierstücke, waren seiner Zeit sehr beliebt.

ist ja noch weit mehr, als wenn uns ein geliebter Freund abstirbt. Und doch muß sich der Mensch auch darein finden. Meine Frau wollte es aber nicht, sie sang immer schwächer, immer stärker griff sie sich an und sang sich zu Tode. Nun war mein ganzer Himmel diese meine Tochter. Eine kleine Pension, die mir das Theater zukommen ließ, das ich eine Zeitlang dirigiert hatte, schützte mich vor der äußersten Dürftigkeit. Von jetzt vertiefte ich mich erst recht in die großen Kirchenmusiken der alten Meister. Immer armseliger erschien mir die Gegenwart. Alle die Manieren, die Liebhabereien, die überhandnahmen, waren mir verhaßt. Am abscheulichsten aber erschien mir die neue Singmethode, welche immer mehr einriß. Der rechte Ton muß wie die Sonne aufgehn, klar, majestätisch, hell und immer heller, man muß die Unendlichkeit in ihm fühlen, und der Sänger muß ja nicht verraten, daß er die letzte Kraft ausspielt. Eine Musik, recht vortragen, wiegt sich wie ein Stück des Himmels und sieht aus dem reinen Äther in unser Herz und zieht es hinauf. Und was ich einzig und allein im Ton hören will, ist die Begeisterung. Einen tragischen oder göttlichen Enthusiasmus gibt es, der herausklingend jeden Zuhörer von seiner menschlichen Beschränktheit erlöst. Ist die Sängerin dieser Vision fähig, so fühlt sie sich vom Sinn des Komponisten, aber auch zugleich vom Sinn der ganzen Kunst durchdrungen, daß sie Schöpferin, Dichterin wird, und wehe dem armen Kapellmeister, der dann noch Takt schlagen und das Tempo zu starr festhalten will, denn die Eingeweihete darf über die gewöhnlichen und notwendigen Schranken hinaussteigen und sich wie ein Engel schwebend aus dem Grabe des Zeitlichen erheben und triumphierend in lichter Glorie dem Unsterblichen zufliegen.“

„Das ist es“, sagte der Vaie, „was ich neulich habe aussprechen wollen.“

„Die meisten Künstler“, fuhr der Alte fort, „sind nur höchstens von ihrer eigenen Virtuosität trunken, selten, selten, daß einer nur wagt, den Komponisten zu verstehn, geschweige über ihn hinauszuschreiten. So wie im letzten Fall der Komponist verherrlicht wird, so wird er im ersten fast immer vernichtet, doch ist diese Begeisterung nicht ganz zu verwerfen, weil alsdann, wenn auch auf

eitle Weise, Seele in den Gesang kommt, insofern nämlich der Sänger ein wirklicher ist. Mein Kind erwuchs und ward ganz, wie ich es mir gewünscht. Sie faßte meinen Sinn, sie bekam eine Stimme, wie ich sie noch niemals gehört hatte. Ich glaubte, eine unschätzbare Kleinod in ihr zu besitzen. In dieser Überzeugung schrieb ich von ihr einem großen Hof, wo man sie zur Kammerfängerin berief. Nun glaubte ich, in Ruhe und ohne Armut meine Tage beschließen zu können. Die vornehme Welt ist versammelt, und sie singt ein altes Musikstück so, daß mir die Thränen in den Augen stehn; ich selbst hatte sie nie so singen hören, denn sie hat Stolz, die Umgebung befeuerte sie. Und wie sie endigt, keine Hand, kein Wort, kein Blick. Der alte Kapellmeister kommt dann zu mir und flüstert, der Fürst und die Damen hätten geäußert, und er selber müsse die Meinung unterschreiben, meine Tochter möchte noch erst Unterricht von einem guten Sänger haben, um Schule zu bekommen.“

„Das ist es eben“, rief jetzt der Graf aus, „was sie wollen, Schule, Methode, wie sie es nennen, statt des Gesanges. Ja, das war jener Abend, als ich, Julie, in Wonne aufgelöst hinter deinem Rücken stand und dein Angesicht nicht sehen konnte. Methode! gerade als wenn ein Solimene oder Trevisano¹ den Raffael bedauern wollte, daß er nicht mehr Schule in seinen Werken zeige.“

Julie sagte: „Glauben Sie mir, mein Vater, ich kann besser singen, als ich jenen Abend sang. Ja, vor Freunden, die uns verstehn, die unserm Sinn entgegenkommen, wird die Stimme noch einmal so mächtig und die Sicherheit unendlich. Aber man fühlt es auch vorher durch geistigen Instinkt, wenn wir vor Unverständigen uns hören lassen sollen. Wird bei jenen der Gesang wie Gold in Blut der Liebe geschmolzen, so versagt bei diesen Stimme und Mut, ja, der Ton wird oft, trotz aller Anstrengung, kümmerlich. An jenem mir fürchterlichen Abende sah ich mich geflissentlich nicht um, und doch steckten mir alle die Augen der

¹ Francesco Solimena (1657–1747), Maler, talentvoll, aber flüchtig in der Zeichnung, maniert, ohne rechte Zucht und Schule; Francesco Trevisani (1656–1746), Maler, fruchtbar, alle möglichen Stile nachahmend, gefällig, doch ohne Tiefe und Ernst; zahlreiche Bilder von beiden in der Dresdener Galerie.

gelangweilten Hofdamen und die verwunderten Blicke der neugierigen Kavaliere in der Kehle.“

„Das Unglück, dieser Unsinn“, nahm der Alte wieder das Wort, „verwirrten mir auch den Kopf. Ohne es nur anzuzeigen, reisete ich noch in derselben kalten Nacht mit meiner Tochter wieder ab. Sie mußte mir feierlich geloben, nie anders, als nur in meiner Gegenwart, und wenn ich es ihr erlaubte, zu singen. Kam sie unter Menschen, die jetzt fast alle gern kreischen und zwitschern, so mußte sie fest verleugnen, daß sie nur irgend was von Musik wisse. Wir lebten sehr einsam, kamen wenig oder gar nicht unter die Leute. Mein Gemüt verfinsterte sich immer mehr, und hätte mich nicht meine Tochter getröstet, so wäre ich wohl längst gestorben, oder Wahnsinn hätte mich ergriffen. Ist mir doch fast, als wäre ich in manchen Stunden diesem Glende nicht allzu fern gewesen. Ofter wechselte ich den Wohnsitz und kam nun hieher, um draußen, in der Nähe finsterner Tannen recht einsam zu leben und ungestört mit meinem Kinde Gesang und Musik zu üben. Da sah mich neulich der Herr (indem er auf den Kapellmeister wies) draußen, und gestern wollten sie beide in der Nacht mein Haus bestürmen, was ich freilich ganz anders auslegte, als es sich nun zu meinem unerwarteten Glücke ausgewiesen hat.“

Man setzte fest, daß noch heut abend die Verlobung sein sollte, zu welcher auch der Baron und seine Familie gebeten wurde.

„Aber halt!“ rief der Kapellmeister, „Ihr Gelübde, Herr Graf, welches Sie in dieser Nacht gethan haben, daß Ihre schöne Braut noch vor der Vermählung die Hauptpartie in meiner Oper singen soll!“

„Es sei“, sagte der Graf, „wenn es meiner Julie nicht unangenehm ist.“ Man sah es ihr aber auch ohne ihre Versicherung wohl an, daß es ihr Freude mache, auf eine so glänzende Art ihr großes Talent zu entwickeln.

Ehe der Graf in das Schauspiel ging, nahm er noch einmal den alten Italiener einsam vor und sagte: „Ihr hättet neulich fast Unglück gestiftet, alter Thor, reiset nun, wozu ich Euch aus-

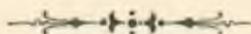
gestattet habe, in Eure Heimat zurück, lebt dort ruhig, und Ihr werdet richtig Eure Pension ausgezahlt erhalten, die Euer Alter froh und sorgenlos machen kann."

„Eccellenza“, antwortete der Verwirrte, „sein die Großmuth selbst, bitte auch auf Knien um Pardon, daß den Schwiegervater habe prügeln wollen, den alten böshafte Hortensio, der alle Musik ruiniert. Ich hatte lange draußen gelauert und war im Wald vor Müdigkeit und Chagrin eingeschlafen, unterdessen er auf und davon. Untersuche alle Dörfer dort, komme müde und matt zurück, da rennt er über die Straße: Herr Graf, da zog es mich so gewaltig, ich mußte losprügeln und wenn's mein leiblicher Vater gewesen wäre.“

Als Julie sich in der schöngefehten Partie zeigte und in vollen Tönen so sicher ausstrahlte, war das Entzücken des Publikums allgemein. Die Zeichen des Mißfallens, die einige Freunde der eigensinnigen Sängerin wollten hören lassen, mußten beschämt verstummen. Als die große Arie gesungen war, entstand ein so lautes Beifallrufen, ein solches Jauchzen und Geräusch, daß Musik und Stück innehielt. Als es ruhiger war, hörte man eine laut heisere Stimme, die vom Parterre heraufrief: „Taugt nix! Gar nix! Miserable Puscherei, kein Vortrag, ist nur Abergwitz und deutsche Seelenmanier des verrückten Herrn Hortensio!“ Es war der alte Italiener, der sich noch einmal vernehmen ließ, aber genötigt wurde, das Theater zu verlassen.

Noch niemals hatte in dieser Stadt eine Oper so großes Glück gemacht, der Kapellmeister war beseligt, der Vater glücklich, der Graf entzückt, der Laie in frühere Jahre versetzt und der Enthusiast, was die übrigen freute, ohne Worte.

Bald darauf war die Vermählung der Glücklichen. Dann zog der Graf auf seine großen Güter; alte Musik, die Kompositionen Hortensios, Opern wurden in seinen Sälen gegeben, und die abwesenden Freunde hörten in Briefen nur von der ungetrübten Freude dieser auf so wunderliche Art Vereinigten.



Der funfzehnte November.

Einleitung des Herausgebers.

Die Novelle „Der funfzehnte November“ erschien zuerst 1827 in der „Dresdener Morgenzeitung“ (herausgegeben von Kind u. Krauf-ling)¹ und wurde 1828 in Buchform veröffentlicht². Geschrieben ist sie zu Anfang des Jahres 1827; „im Winter“ (Januar oder Februar) las Tieck sie seinem Freunde Karl Förster aus dem Manuskript vor³. Die Veranlassung zu dieser Dichtung gab nach Köpkes Mitteilung⁴ ein Kupferstich in einem holländischen Buche, der eine Überschwemmung darstellte. Ob dies die einzige Quelle war, aus der Tieck den Stoff schöpfte, muß dahingestellt bleiben. „Nach der mir bekannten Gewohnheit und Sinnesweise Tiecks“, sagt Hermann von Friesen⁵, „bin ich überzeugt, daß die Novelle nicht ein völlig selbständiges Produkt seiner Phantasie ist. Auch darf ich . . . versichern, daß Kenner der geheimnisvollen und oft wunderbaren Seelenzustände von Gemüths- und Geisteskranken an dem Ahnungsvermögen des thörichten Friß-Wilhelm, an seiner riesenhaften Körperkraft und seiner plötzlichen, überraschenden Heilung nicht den mindesten Anstoß nahmen. Daß aber der Zweifel hier ebensowenig am Plage sein würde, als das Grübeln über den möglichen Zusammenhang, darüber gibt uns der Dichter im Verlauf der Erzählung Winke von genügendem Gewicht. Man mußte es auch nur in wiederholten Gesprächen mit Tieck erfahren haben, wie sehr er es liebte, die stillwirkende und geheimnisvolle Macht der göttlichen Schöpfer- und Vaterhand in der Natur sowohl als in dem menschlichen Gemüt mit Hingebung zu betrachten, um ihm in der Neigung zu solchen Schilderungen zu folgen. Wenn der blödsinnige Friß-Wilhelm in dem

¹ Nr. 37—49, b. i. vom 5.—26. März.

² Im 7 Bände der siebenbändigen Ausgabe der „Novellen“ (Berlin, Reimer), hinter der Novelle „Glück gibt Verstand“; spätere Auflagen, vom Dichter selbst besorgt, 1845 („Schriften“, Bb 19) und 1853 („Novellen“, Bb. 3).

³ Förster, „Biographische und litterarische Skizzen“, S. 331.

⁴ „Ludwig Tieck“, Bb 2, S. 154.

⁵ „Erinnerungen eines alten Freundes“, Bb. 2, S. 327.

Instinkt der Tiere ebenso wie in anderen Außerlichkeiten, die wir in der Gewohnheit, sie immer vor uns zu sehen, kaum noch beachten, Gott sieht und erkennt, so ist die unmittelbare, geheimnisvolle Wirkung des Ewigen ebenso klar und unzweifelhaft in den Erlebnissen eines alten Hausfreundes, des Schiffskapitän Thomas, in seiner treuen Freundschaft zu den Eltern des Kranken und in seiner Neigung zu der Tochter einer Jugendgeliebten. Oder dürften wir sie weniger sehen in der stillen Liebe des jungen Mädchens zu dem Unglücklichen, dessen Heilung kaum wahrscheinlich scheint, und endlich in der Gewalt, welche die sanfte Elisabeth über das verdunkelte Gemüt des armen Fritz-Wilhelm ausübt?“

Allerdings hat Tieck durch den Titel Anlaß gegeben, an die berüchtigten Unglückstage der Schicksalsdramatiker Werner und Müllner zu denken und irgend einen fatalistischen Sinn oder Unsinn zu argwöhnen, der in Wirklichkeit jedoch gar nicht vorhanden ist; aber wenn auch die Hervorhebung des Datums kein glücklicher Griff des Dichters ist, wenn auch die Lösung des Knotens durch ein Ereigniß geschieht, das nahe an das Gebiet des Wunders streift, so könnte doch nur eine engherzige Kritik eine Verwertung des Seltsamen schelten, wenn sie so wenig dem dichterisch Schönen widerstreitet wie hier. Nicht eine fatalistische Spukgeschichte bietet der Dichter, sondern eine einfache und doch reizvolle, rührende Erzählung, tiefsinnig und von religiöser Wärme, mit prächtigem Humor vorgetragen, reich an trefflich gezeichneten Charakteren und eigenartigen Stimmungsbildern. Unter jenen steht scheinbar fremdartig der deutsche Windbeutel Sommer da, der indes einen fein berechneten Gegensatz zu dem rauhen, aber tief empfindenden, wahrheitsliebenden Seemann bildet, und in dem Tieck seiner Vorliebe, die Verlogenheit zu geißeln, genugthut. Im ganzen wird man sich ohne Bedenken den Kritikern Hoffmann, Minor, Hermann Kurz u. a. anschließen, welche die vorliegende Novelle zu den vortrefflichsten Schöpfungen unsers Dichters rechnen. Der Lokalon und die Zeitfärbung — die in Holland spielende Begebenheit wird in die zweite Hälfte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verlegt — sind so schön getroffen, wie es Tieck nicht häufig gelingt.



Einige Meilen von Amsterdam lebte auf seinem Gute und in einem behaglichen Hause der reiche Herr van der Winden. Garten und Haus war heut' besonders festlich aufgeschmückt, weil er seinen Jugendfreund Thomas erwartete, der von Ostindien zurückgekommen war, und den er seit mehr als zwölf Jahren nicht gesehen hatte. Er saß mit seiner Frau Susanne im hellen Zimmer, indem die großen Glasthüren nach dem reinlichen und zierlich geordneten Garten offen standen, wo der Tulpenflor glänzte und Hyazinthen auf andern Beeten leuchteten, indes eine Nachtigall ihre vollen Töne abwechselnd anschlug und ein milder Frühlingswind die Blumendüfte nach dem Saale hineinwehte.

Die Frau Susanne schaute behaglich in das Grün und nach der Ferne, wo kaum kenntlich auf dem Kanal Schiffe von Zeit zu Zeit vorüberfuhren. Neben ihr saß die Nichte, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, dem Anscheine nach nicht so ruhig wie ihre beiden Pflegeeltern. „Du hättest dich doch etwas mehr schmücken sollen, liebe Elisabeth“, fing die Tante an; „du weißt, wie sehr der reiche Thomas das Geschmeide liebt, und an deinem Halse, in deinem Ohr würde es ihm vorzüglich gefallen, die schönen Perlen von deiner seligen Mutter wiederzufinden.“

„Glänzt das Mädchen denn nicht“, sagte der Alte schmunzelnd, „wie eine volle weiße Hyazinthe? Was bedarf sie der Perlen? Sie ist auch ohne Gold und Edelstein so voll, groß und strahlend wie eine Königin.“

Elisabeth wurde mit einer Purpurröte plötzlich übergossen und bückte sich nieder, bis die Beschämung sie wieder verlassen hatte und sie wagen konnte, das Auge zu erheben. „Ihr verzieht mich immerdar“, sagte sie dann; „sind wir Mädchen nicht schon von selbst eitel genug? Und der Vater spricht immer mit mir

wie ein Liebhaber; das solltet Ihr, Mutter Susanne, gar nicht leiden.“

„Laß nur den Schiffskapitän, den Thomas, kommen“, erwiderte die Mutter, „der wird dir in seiner rauhen Seemanier noch ganz andre Sachen vorschwätzen. Nun, hast du dir denn keinen letzten Brief überlegt?“

Elsbeth wurde noch verlegener, nur schien ihre Miene fast noch mehr Verdruß anzudeuten. „Ja! ja!“ rief der Vater vergnügt und rieb die Hände; „Bräutchen! Bräutchen! da wirfst du denn doch den Schmuß tragen müssen, den er dir mitbringt.“

Das große, blühende Mädchen stand in seiner ganzen Schönheit auf und stellte sich vor den lachenden Vater. Sie nahm dessen Hand, verneigte sich und küßte sie, worauf sie mit einem schmerzlichen Tone, indem eine kleine Thräne ihr blaues Auge verschattete, sagte: „Sie sollen mich noch nicht so früh los werden, lieber Vater; mag Herr Thomas am Lande bleiben oder wieder in See gehn, aus diesem teuren Hause, von Ihrer Seite soll man mich nicht so leicht entfernen.“

Der alte Kaufmann wurde irr, weil er das Mädchen fast noch niemals, die immer fröhlich war, so ernst gesehen hatte. Er schüttelte den Kopf, drückte ihre Hand und sagte nach einer Pause: „So wird also nichts in der Welt nach meinem Wunsche gehn; er könnte ja das Haus hier kaufen, oder wir wohnten hier und in der Stadt beisammen, mein liebster Freund auf Erden hätte mein liebstes Elschen, und ich könnte ruhig sterben! — Ah!“ fuhr er verdrüßlich fort, „das ruhige Sterben wird mir überhaupt nicht so leicht ankommen, es war einmal beschlossen, daß ich kein glücklicher Mann sein sollte.“

Die Mutter fing jetzt auch an zu weinen, und das Mädchen suchte sie mit ernstern und freundlichen Worten zu trösten. Aus dem Garten sang jetzt die Nachtigall lauter und näher, und in die melodischen Töne kreischte eine pfeisende Säge hinein, die hartes und widerspenstiges Holz zu teilen schien, worauf dann Hiebe eines Beiles noch lauter schallten. Der Vater sah die Mutter bedeutend an, doch Elsbeth stand auf und ging einem großen Manne mit leichtem Schritt entgegen, der jetzt den Baum=

gang herunterkam. „Da ist ja das braune, liebe, närrische Gesicht!“ rief der Vater plötzlich wieder erheitert, fuhr vom Sessel auf, rannte dem Mädchen eilig vorüber und sprang dem Fremden fast an die Brust, den er mit lautem, stammelnden Jubel begrüßte. „Da wäre ich wieder“, sagte dieser, indem er mit starker, gebräunter Hand den Alten etwas von sich zurückschob, still stand und ihn von oben bis unten betrachtete; „du bist älter geworden, Jahn, und dicker“, fing er dann mit ruhiger Stimme an; „aber doch noch immer ein Springinsfeld; hat mir der alte Windbeutel nicht beim an den Hals Springen die Binde losgerissen und die Perücke verschoben?“ fuhr er wie verdrüsslich fort, indem er beide Stücke wieder phlegmatisch in ihre gehörige Ordnung richtete.

Die Mutter war indessen ebenfalls hinzugetreten, und nachdem die Begrüßung geschehen war, gingen die vier Menschen, wie es wohl bei der Spannung, die ein lange nicht gesehener und geliebter Freund bei seiner Ankunft verursacht, zu geschehen pflegt, schweigend und verlegen in den Gartensaal zurück, setzten sich nieder und betrachteten sich von neuem. Elisabeth verließ die Gesellschaft, um ein Frühstück zu besorgen, welches sie dann selbst, von einer reinlichen Magd begleitet, auf Tellern von japanischem Porzellan auf dem Tische anordnete. Bei den Freunden hatte sich indessen die Sprache wieder eingefunden, und der Seemann, der sich selbst ein Glas alten Rheinwein einschenkte, sagte: „Else, du bist sehr hübsch geworden, voller und schöner, wie die Sirene am Borderteil meines Schiffs. Trink hier von diesem Wein, dann setz' ich meinen Mund an dieselbe Stelle, und der Trunk wird mir gut sein und den besten Willkommen bedeuten.“

Elisabeth that, was er verlangte; er nahm das Glas mit einer Art von Andacht, trank und setzte es dann herzhaft auf den Tisch „Nun, Alter“, rief der Kaufmann ihm zu, „siehst du denn nicht Blindauge, daß es derselbe Kristallpokal ist, den Dir Elschen vor zwölf Jahren auf deinem Geburtstag schenkte, und worin sie deinen Namen und dein Wappen hatte stechen lassen? Als du in See stiehest, trankest du auch hier auf der nämlichen Stelle, aus dem nämlichen Glase uns dein letztes Lebewohl zu.“

Der Seemann nahm den Becher, betrachtete ihn von allen

Seiten und sagte nach einer Pause: „Om! ja derselbe; hatt' ich ihn doch ganz vergessen und hätte ihn auch nicht wiedererkannt, ob er sich gleich nicht verändert hat; und die Else, die so groß, breit und dick gewachsen und aus einem rötlichen Apfelblütchen jetzt ein voller Apfel geworden ist, ist mir doch gleich so bekannt und vertraut. Aber mir ist wie einer alten Henne zu Mute; als wenn ich das Rosenkindchen die ganzen zwölf langen Jahre in meinem warmen Herzen so schön ausgebrütet hätte. Seht sie an! Sieht sie nicht aus, wie die weißschimmernde Rosenblume, die die Engländer Maiden-blush¹ nennen? Hol' mich der Teufel! wenn ich den Schatz erobere, so bin ich reicher, als der Mogul. Nicht, Bräutchen? Schätzchen?“ rief er entzückt, indem er das zagende Mädchen heftig umarmte.

„Ja, ja“, schmunzelte van der Winden, „sie wird sich dir doch noch, hoff' ich, auf Gnad' und Ungnade ergeben, und das kann ich dir sagen, daß ich in den sechszehn Jahren, seit sie in meinem Hause ist, ihr großes Vermögen um das Drittel vermehrt habe.“

„Jude!“ fuhr ihn Thomas an, indem er das Mädchen losließ; „alter Wucherer! Ich wollte, sie hätte keinen Stüber², das runde, weiße Kind, damit ich ihr mit meinem Golde und Schiffen und Gewürzen und kostbaren Sachen eine Freude machen könnte. Wie ich am Kap ersaufen sollte, war das mein einziger Gedanke, und wie ich gerettet war, ärgerte ich mich nur ihretwegen, daß wir so viele Kisten hatten ins Meer schmeißen müssen. Wenn das Seevieh da unten sich in all die kostbaren Stoffe gekleidet hat, so haben sie bei einer Walfischvermählung eine herrliche Hofgala sehn lassen. Aber, alter dummer Junge, wo ist denn dein Sohn, der schlanke Bengel, der Frik-Wilhelm, der mir, wenn er mir auf den Schoß sprang, immer die vielen Ohrfeigen gab?“

Der Alte fuhr mit einem grimmigen Blicke auf, stampfte erst mit dem rechten und hernach mit dem linken Beine so gewaltig,

¹ „Mädchen-Schamröte“, in Deutschland Jungfernröse genannt

² Niederländisch Stuver, früher eine kleine Silbermünze im Wert von 8 $\frac{1}{2}$ Pfennig.

daß das Porzellan durcheinander klirrte, und rannte dann mit den Zähnen knirschend in den sonnenhellen Garten, ohne nur den Hut mitzunehmen, der an der Wand hing. Thomas sah ihm verwundert nach, schüttelte mit dem Kopf und betrachtete die Mutter mit Erstaunen. „Ist der Alte mir böse“, fragte er dann mit besorgtem Ton, „daß ich ihn Buchrer, Jude und dummer Junge geheißten habe? Er ist ja doch alles Dreies; was fängt er gleich von Geld an, wenn ich noch nicht einmal einen Bissen Brot in Eurem Hause hintergeschluckt habe? Und ist er nicht dumm und wie ein Junge, daß er mit seinen Bärenzaken da über die Spargelbeete tummelt und beinahe das Treibhaus umgerannt hätte? Frau Gevatterin, Ihr müßt die alte Seele wieder gut machen, ich mein' es, Gott weiß, nicht böse; denn wenn ich ihn nicht liebhab, so will ich gleich auf der Stelle zum Seehund werden, und mehr kann ich für ihn nicht thun.“

„Sehen Sie sich“, sagte die Frau begütigend, „es ist nicht das, Herr Gevatter, was Sie denken; er ist und bleibt Ihr Freund, nur hat er schweren Gram und großes Leid.“

„Gram?“ sagte der Seemann; „muß er den wie ein Rhinoceros auslassen? Und gerade an mir? Und gerade, wenn ich eben angekommen bin? Er hat ja außerdem Zeit genug, sich zu grämen, und sollte es auch manierlicher lernen. Der Mensch war sonst so ruhig und faul und schalt mich immer aus über meine Heftigkeit. Grämt man sich denn mit den Beinen? Wenn ich fluche und Donnerwetter brülle, dann stampf' ich so herum wie er eben. Und hat doch auch schon Podagra gehabt. Und schlägt das alles in den Wind. Aber Sie weinen ja selbst, alter Schak? Und die Elisabeth hat sich auch aus dem Staube gemacht? Sagen Sie mir nur, was es gibt, sonst fang' ich auch an mit den Beinen zu rumoren.“

„Es ist um unsern Sohn“, sagte die Mutter, als der Seemann endlich schwieg; „und das ist der Punkt, wo der Alte jedesmal außer sich gerät.“

„Ist der ein Taugenichts geworden?“ fuhr Thomas heraus; „sehn Sie, Sie hätten ihn mir nach Ostindien mitgeben sollen, wie ich immer sagte.“

„Es ist nicht das“, antwortete die Frau mit tief bekümmertem Miene, „viel schlimmer noch; vielleicht würden wir in jenem Falle doch noch Gott danken, wenn wir die Wahl haben könnten.“

„Ach Gott! ach Gott!“ schrie der Seemann ganz außer sich und tanzte in der Stube herum, um seine Thränen zu verbergen, „so ist das schlanke Fricken mit den braunen Augen tot? tot? Ja! ja, wir alten Taugenichtse bleiben übrig, und die Engel marschieren uns voran, um uns da oben Quartier zu machen. Ach! Alte! Alte! was bist du eine arme Mutter! Darum stehn dir unter den Augen die Thränenmuskeln so hervor, so traurig und wehmütig, vom vielen Heulen. Ja, ja, wenn ich schon um den allerliebsten Bengel so heulen muß, so muß ja der Leichnam einer alten Mutter ganz zu Thränenwasser werden.“

„Er ist nicht gestorben“, sagte Susanne, noch heftiger weinend.

„Kuriose Leute ihr!“ rief Thomas, wie im freudigen Grimm; „seid's denn ganz auf den Kopf gefallen, daß ihr so einen Narren aus mir macht? Was hat's dann für Not?“

„Er ist vielleicht schlimmer als gestorben“, sagte Susanne, „und das ist wohl das Schrecklichste, was eine Mutter von ihrem geliebtesten, einzigen Sohne aussagen kann.“

„In den Narrenturm sollte man Euch, alte Thränenkanne, stellen!“ schrie der Seemann wieder; „und den alten Jahn dazu! Ihr habt 's Sprechen und Denken und die Vernunft verlernt. Schlimmer als tot? So muß er also noch obendrein am Galgen hängen, sonst ist kein Menschenverstand in Eurer Rede.“

In den Thränen mußte die Mutter über die komische Ungeduld des Seekapitäns lächeln. „Sie lassen mich nicht ausreden“, fuhr sie dann gelassener fort, „Wilhelm ist weder tot, noch ein Bösewicht und ein Taugenichts, davor hat ihn der Herr behütet, so schwer er uns auch heimgesucht hat. Ich muß Ihnen kürzlich das Unglück erzählen, damit Sie alles wissen, bevor mein Mann wiederkommt, denn er kann es nicht ertragen, wenn in seiner Gegenwart darüber gesprochen wird; deshalb hat er Ihnen auch in den zwölf Jahren nichts davon geschrieben, und ich und kein anderer hat etwas davon melden dürfen. Wir haben uns auch

darum von der Welt fast ganz zurückgezogen und wohnen selbst im Winter meist auf diesem Landgute, weil der Alte wirklich darüber gewissermaßen zum Menschenfeinde geworden ist.“

„Sie wissen, unser Fritz-Wilhelm war ein zarter, schlanker Knabe, fein gebaut, heiter und thätig, aber über sein Alter hinaus verständig und begabt. Bücher machten seine ganze Freude aus, die Schule konnte er nicht früh genug besuchen; nachher hatten wir einen verständigen Mann zum Hofmeister, der immer schneller ermüdete als unser lieber Junge. Geschichte, Latein, Griechisch, neuere Sprachen, auch Mathematik und Geometrie hatte er schon angefangen, als Sie uns das letzte Mal besuchten.“

„Ich weiß, weiß“, warf der Kapitän ein, „die Krabbe fragte mich über Kompaß und Schiffsbau so naseweis aus und wußte manches schon so gut wie ich selber, und vom Admiral Tromp und Ruyter¹ mehr als ich.“

„Nur gegen den Handel“, fuhr die Mutter fort, „bezeigte er immer den größten Widerwillen, ja, Abscheu, was auch meinen Alten so verdroß, daß sie oft hart aneinander gerieten. Da aber alle Welt den Jungen so lobte, alle Lehrer über ihn erstaunten und selbst gelehrte Männer in Amsterdam und fremde Professoren aus Leiden, die zu uns kamen, prophezeiten, daß unser Kind demaleinst einer der größten Gelehrten in Europa werden müsse, so nahm sich denn mein Mann dergleichen thörichte Reden zu Herzen und wurde eitel auf seinen Sohn. Das Kind war schon von einem außerordentlichen Ehrgeiz beseelt, und unser Zahn stachelte seine Ambition noch immer mehr, und doch war es überflüssig, einem hitzigen Kopf die Sporen zu geben, denn das Kind saß schon in die Nächte hinein und arbeitete. Ballschlagen und andre Kinderspiele oder das Umtreiben mit seinen Jugendgenossen war ihm ein Greuel; er nannte alles dergleichen, wenn sie sich jagten, mit Lüchern und Gerten schlugen, sprangen und sich haschten, dumm, gemein und pöbelhaft. Sonst war er gesund und wohl, auch immer heiter und konnte über ein neues schönes

¹ Martin Harpertzoon Tromp (1597—1653), dessen Sohn Cornelis Tromp (1629—91) und Michel Adriaanszoon de Ruyter (1607—76), berühmte holländische Seehelden.

Buch in heftige Freude geraten. So kam er zu seinem zehnten Geburtstag. Wir hatten in der Stadt eine kleine, frohe Gesellschaft. Er war beschenkt worden, er war sehr vergnügt gewesen, hatte sich seit einigen Tagen weniger angestrengt, weil er mit uns eine Reise über Land gemacht hatte; am Geburtstage selbst hatte er nicht viel genossen, am wenigsten aber Wein oder hitzige Sachen, so daß es gewiß keiner Vernachlässigung von uns zuzuschreiben ist —“

„Nun?“ fragte Thomas, äußerst gespannt.

„Gegen Mitternacht“, fuhr die Mutter fort, wiederum von Thränen unterbrochen, „hören wir vom Zimmer unsers Sohnes her einen seltsamen Ausschrei — einen Schrei — wie soll ich ihn beschreiben? — Wir hatten von dem Kinde nie etwas Ähnliches vernommen, und doch erkannten wir sogleich seine Stimme wieder; — es war fast wie von einem wilden Tier; es klang beinah' wie der heiser gellende Ton einer Hyäne, den ich einige Jahr später mit Entsetzen hörte, weil er mich wieder an diese Nacht erinnerte. Eine Mutter ist noch angsthafter als ein Vater: ich war gleich drüben, der Hofmeister war auch schon aufgestanden, van der Winden kam nach. Das Kind war wach in seinem Bett, konnte aber kein Glied rühren, war sprachlos und sah uns mit starren Augen an. Nach Ärzten wurde geschickt, Medikamente gebraucht; sie erklärten es für einen Nervenschlag, und jede Hülfe war vergeblich. Nur die Bewegung kam wieder; schon am Morgen konnte er aufstehn, gehn, essen und trinken, aber das Gehirn war verletzt, der Schlag muß es innerlich getroffen haben, er sprach wenig oder nichts, konnte nichts begreifen, hatte alles vergessen, was ihm bis dahin beigebracht war, und schien uns, seine Eltern, erst nach einigen Tagen wiederzuerkennen. Er war also dumm, blödsinnig geworden und ist es seitdem geblieben. Da lag nun unsre Freude und der Hochmut des Alten; das war nun der größte Gelehrte in Europa, der jetzt wie ein unmündiges Tier herumgaffte, sich mit gar nichts beschäftigen konnte, zum unbedeutendsten Beruf, nicht zum Schreiber auf dem Comptoir, nicht zum Handlanger oder Ackerknecht zu gebrauchen war.“

Der Kapitän stieß einen so tiefen, anhaltenden und lauten

Scufzer aus, daß man ihn fast ein Gebrüll hätte nennen können. „Und ist so geblieben, das arme Unkraut?“ fragte er dann.

„So ziemlich“, antwortete die Mutter, „nur daß sich seitdem mit seiner Leibeskonstitution die allergrößte Veränderung zuge- tragen hat. Denn wie er vorher schlank und fein, fast zu geistig und zart, auch höchst reizbar und empfindlich war, so ist er jetzt außerordentlich robust, fest und von beinah' übermenschlichen Kräften, dabei macht fast nichts einen Eindruck auf ihn; sein Wuchs ist über das Gewöhnliche.“

„Und was treibt er denn, das arme Riesentier?“ fragte der Seemann wieder.

„Es gibt für ihn“, erwiderte die Frau, „keine ernsthafte Be- schäftigung, weder versteht er, noch liebt er sie. Es scheint ihm aber gutzuthun, ja ein wahres Bedürfnis zu sein, sich körperlich recht anzustrengen und mehr zu arbeiten, als wohl zwei ver- möchten. Hören Sie wohl das Sägen, das Hauen mit dem Beil? Das ist er, der Arme. Der Vater hat ihm einen Teil des Gartens eingegeben, und so ist er seit fast zwei Jahren dabei, ein großes, sehr großes Boot zu bauen. An diesem macht er alles selber, das Kleinste wie das Größte, fällt das Holz, läßt es trocknen, schnei- det und meißelt und ist oft Tag und Nacht unermüdet in dieser unnützen Anstrengung.“

„Leute!“ erwiderte Thomas, wie in Angst, „seht, ich bin selbst keiner von den Lautersten, aber mir deucht, ihr waret immer etwas zu verständig und rüchhaltend: habt ihr denn auch wohl rechtschaffen gebetet? Im Sturm damals, wie ich noch keinen erlebt hatte, und als mir das Wasser schon in den Hals drang, habe ich es gut gelernt und getrieben, und es hat mir tüchtig zugeschlagen. Besucht denn auch das liebe, dumme Un- geheuer mit euch das Haus Gottes?“

„Lieber Gevatter“, erwiderte die Mutter etwas faumselig und nur den letzten Punkt beachtend, „der Unglückliche hat einen eignen Widerwillen gegen unsern Domine¹ und läßt sich nur selten bereden, uns zu begleiten.“

¹ Vokativ von Dominus (Herr), in den Niederlanden früher die gewöhnliche Benennung der Geistlichen.

„Was Domine!“ rief Thomas, „vor den rechten, wahren Domine soll er und sollt ihr alle treten und keine Flaufen machen. Wer den Verstand genommen, kann ihn auch wiedergeben. Er hat dessen im Überfluß und braucht nicht zu knausern, er kann euch alle und mich mit reichlichst versorgen und wird keinen Abgang spüren. Wenn nichts hilft, gebt ihn mir mit und laßt ihn die Linie passieren. In Ostindien halten sie dergleichen Dummerjahns an vielen Orten für Heilige, die Weibsen und andere noch dümmere würden ihn da drüben als einen Herrgott anbeten. So wanschapen¹ sind die Menschen an manchen Orten.“

Das Gespräch wurde hier unterbrochen, denn der Vater kam aus dem Garten zurück, von einem großen, schwarzen Pudel begleitet. Unmittelbar darauf trat die hohe Gestalt eines Jünglings in den Saal, in dessen wunderbarem Gesicht, das ebensoviel Verstand als Blödsinn, Gefühl wie Stumpfheit andeutete, der Fremde unmittelbar seinen geliebten Fritz-Wilhelm erkannte und erriet. Der junge, schöne Mann trug eine große, weiße Kaze im Arm, die ziemlich verstört aussah, indem ihre Haare aufgesträubt waren und ihre grünen Augen unruhig hin und her gingen. Der Sohn setzte sich, streichelte das Tier, welches er sehr zu lieben schien, und suchte es zu beruhigen. Der Alte war vor Zorn noch rot im Gesicht und sagte nach einiger Zeit mit rauher Stimme: „Diese wenigen Nachtigallen, die uns alljährlich besuchen, sollen mir nicht von der verfluchten Kaze aufgefressen und verschluckt werden! Und wenn ich den Pudel diesmal nur gehegt habe, um das Vieh zu zausen, so werde ich den weißen Satan nächstens mit meiner Kugelbüchse mit eignen Händen totschießen.“

Der junge Mann hatte sich dem Vater gegenüber gesetzt und schaute ihn groß mit seinen hellbraunen Augen an. „Tot!“ rief er mit einem Ton, der eher eine freundliche Stimmung als eine zornige verriet; „geh, Muß“ — indem er die Kaze laufen ließ — „Verfolgung — alle Welt — Undank —“, sagte er nach Pausen im einförmigen Ton, so daß man nicht genau wissen konnte, was

¹ Wanschapen (wahnschaffen), d. h. mißgestalt, verrückt.

er mit diesen Worten ausdrücken wollte. Der Pudel hatte sich unterdessen unter dem Tisch zusammengekauert, doch Wilhelm kroch ihm nach und holte den Widerstrebenden hervor. Er ging mit dem schwarzen Widersacher an das Fenster, beschaute ihn genau und rupfte ihm alsdann einige weiße Haare von Maul und Kopf. Er nahm diese, die augenscheinlich seiner Raze zugehörten und vom Pudel nicht auf die freundlichste Weise waren errungen worden, wickelte sie in ein Papier und steckte sie in seine Westentasche. Hierauf ging er zum Vater und sagte sehr ernsthaft: „Schwarze mehr Fell hat, mehr Haar als Mus, eher etwas abgeben kann.“

„Frißt aber keine Nachtigallen“, sagte der Vater ebenso kurz.

„Nicht fressen“, ließ sich der Sohn auf Erörterungen ein, „auch Mus hören — achtgeben — unten am Baum — Schwarze ganz dumm, hört nicht, ohne Musik.“

„Schon gut, schon gut“, brach der Vater ab, indem er jetzt zuerst, in der Voraussetzung, seine Frau würde indessen erzählt haben, die Augen gegen seinen Jugendfreund aufzuheben wagte. Dieser zog die Schultern in die Höhe und seufzte wieder so laut, daß Friß-Wilhelm aufmerksam wurde, den Fremden im Zimmer bemerkte und ihn genau von der Seite mit einem scheuen Blicke musterte. Sein Auge fing an finster zu werden, er murmelte etwas in sich hinein und schlug dann mit der Faust heftig auf den Tisch. Elisabeth ging besorgt zu ihm, reichte ihm freundlich die Hand und sagte dann, indem sie ihm eine braune Locke aus der Stirne strich: „Nicht verdrücklich, lieber Wilhelm!“

„Muß!“ rief jener sehr ergrimmt, „Fremde da — vor Fremden — nicht zur Familie — meine Mus gescholten, verleumd.“

„Mus wird sich schon bei Gelegenheit verantworten“, sagte Elisabeth mit der heitersten Miene, „der schwarze Mustapha hat auch nicht den besten Ruf, lieber Freund, er hat vorige Woche eine Maus gefangen, als wenn er eine Raze wäre.“

Der Kranke sah dem Mädchen, wie es vor ihm stand, in sein heiteres Gesicht und fing jetzt, ganz in dem Ton, wie man ihn wohl von kleinen Kindern hört, auf das herzlichste zu lachen an,

worüber der Vater noch ernster wurde und Thomas seinen ehemaligen Liebling mit noch größerer Theilnahme betrachtete.

„Der Herr da“, fuhr Elsbeth fort, „ist auch kein Fremder, es ist der Vetter, der Kapitän Thomas, der dich schon als Kind gekannt hat.“

Wilhelm stand auf, stellte sich vor den Kapitän hin, grüßte ihn höflich und schüttelte dann mit dem Kopfe. „Kein Vetter“, sagte er dann, „Mustapha knurrt auch — kennt ihn nicht.“

„Lieber Freund“, sagte Thomas, „du bist mein liebster, mein teuerster Friß-Wilhelm, wenn du mich auch nicht kennst und vergessen hast.“

Der Kranke trat wie scheu und erschreckt zurück und nahm die angebotene Hand nicht an. Worauf sich Thomas wieder nieder setzte und Wilhelm nachdenkend im Zimmer auf und nieder ging. Er trat an den Tisch und betrachtete alles, was Elsbeth dort aufgetragen hatte, und bei dieser Musterung fiel ihm auch das geschliffene Kristallglas ins Auge; er nahm es auf, hielt es gegen das Licht und betrachtete Wappen und Namenszug sehr genau. Dann ging er mit dem Glase zu Elsbeth und sagte: „Du geschenkt — lange her — der da ist! Thomas, Seemann!“ — Er stellte das Glas behutsam hin und ging mit offenen Armen auf den Kapitän zu, der ihn herzlich an seine Brust drückte. „Armer Vetter!“ sagte hierauf Thomas, „du bist recht groß und stark geworden.“

„Jawohl“, seufzte der Vater, „wie eine dicke Pampelmus¹, in der kein Saft ist.“

Wilhelm schien die Rede nicht ganz zu verstehen, aber dennoch wurde sein Gesicht etwas verfinstert, worauf Thomas, der es bemerkte, um ihn wieder zu erheitern, fortfuhr: „Laß gut sein, alter Freund, mein junger Kamerad hier wird ein Seefahrer, wie ich gehört habe. Du baust ja ein Schiff, Frißchen? Nicht? Nun, wir werden es wohl im Garten umfahren und Rollen darunter machen können? Oder den Winter abwarten und es im Schnee

¹ Holländisch Pompelmoes, die kopfbide Frucht des aus Indien stammenden Abamsapfel-Baumes.

zum Schlitten brauchen? Denn See und Wasser ist doch von hier zu weit ab.“

„Schlitten? Rollen?“ schrie Wilhelm auf, und sein Auge funkelte auf eine schreckliche Weise. „Kommen! gleich! sehn!“ rief er, indes er mit seinen starken Armen den Seemann so kräftig packte, daß er ihn aus der Saalthüre fast mehr hinaustrug als schob. Der Schiffskapitän, der seine eigne Stärke und Schwere kannte und sich so plötzlich von dem Jünglinge fast wie ein Kind behandelt sah, betrachtete den jungen Menschen mit einem wunderbaren Blicke, ohne sich zu widersehen. Der Vater, so traurig und verdrüßlich er auch sein mochte, konnte ein gewisses wohlgefälliges Lächeln über die Riesenkraft seines Sohnes nicht unterdrücken, Elisabeth aber sah den beiden Forteilenden mit bedenklicher Miene nach, als wenn sie irgend ein Unheil fürchtete. Ihre und der Mutter Besorgnisse wurden aber bald aufgelöst, als die beiden Streitenden Hand in Hand und ganz versöhnt nach kurzer Zeit zurückkamen. „Ehr' und Reputation“, rief der Kapitän, „und die beste Satisfaction obenein muß ich meinem Vaten geben, dem tüchtigen, lieben Fritz! Ei was, ihr alten Menschen, der Bursche ist nicht einfältig, das muß ich besser wissen. Ihr versteht aber von Schiffen nichts. Kein Schiffsbaumeister könnte es besser machen. Und alles selbst! Teufel, das hat was zu bedeuten! Mir ist es nur als Boot zu groß, das herrliche Ding, sonst kaufte ich es dem jungen Hünen ab. Ich habe mein Lebtag nichts gesehen, das schöner und zweckmäßiger gearbeitet wäre.“

Er rieb sich die Hände vor Freuden und klopfte dem Jüngling mit Zärtlichkeit auf die Schulter. Der Vater schien das Lob auch gern anzuhören, und alle waren heiterer geworden, als der alte Diener sie zur Mittagstafel abrief, indem er zugleich den Domine und noch einen Fremden als Gäste anmeldete.

Der Gast, welcher mit dem Domine gekommen, war ein junger Deutscher, welchen der ehemalige Hofmeister des Hauses, der nach Deutschland zurückgekehrt war, dem Herrn van der

Winden empfohlen hatte. Dieser junge Mensch, der sich der Handlung gewidmet, sollte in Amsterdam oder dem Haag auf einem großen Comtoir angestellt werden, um einige Jahre später nach London zu gehn und sich dort vielleicht niederzulassen. Da der junge Sommer wohlhabend war, so eilte er nicht sehr, seine ihm bestimmte Station einzunehmen, sondern er zog es vor, dieses Jahr noch in Holland und den Niederlanden umherzureisen, um, wie er sich einbildete, die Nation und ihre Art und Weise kennen zu lernen. So war er in Brüssel, Rotterdam, Antwerpen und Amsterdam gewesen und kam jetzt von der letzten großen Stadt nach diesem Landhause zurück, um die Bekanntschaft der Familie fortzusetzen, in welcher ihn vorzüglich Elisabeth durch ihre Schönheit und freundliches Betragen angezogen hatte. Erst kürzlich war in Deutschland Goethe mit seinem Götz und Werther¹ aufgetreten, und der junge Reisende gehörte zu jenen Verehrern, die das letzte Werk über alles priesen, es auswendig wußten, allen empfahlen und in ihrer Begeisterung jedermann zu diesen Ansichten und Empfindungen befehlen wollten, ohne wohl selbst den ganzen Wert des unübertrefflichen Buches empfunden zu haben.

Dieser junge Mann kontrastirte in seinem hellblauen Frack und gelben Unterkleidern sehr mit der holländischen Gesellschaft, in die er eingeführt wurde. Der Domine vorzüglich, der ihn in seinem Wagen von seinem Pfarrdorf mitgebracht hatte, betrachtete und behandelte ihn ganz wie einen, der von einem unschädlichen Wahnsinn befallen sei, und fand es daher auch ganz natürlich, daß er sich bei Tisch neben den Blödsinnigen setzte, mit welchem er zwar nichts sprach, ihn aber fleißig beobachtete, weil es ihm auch darum zu thun war, Menschenkenntniß auf seinen Reisen einzusammeln. Der Vater war freundlich gegen seinen Gast und die Mutter noch mehr; nur der Kapitän, welcher gleich bemerkt hatte, daß der Fremde gegen Elisabeth sehr zuvorkommend war, suchte seinen Verdruß über den Zudringlichen hinter ein Nichtbemerken seiner Person zu verstecken.

¹ „Götz von Berlichingen“ erschien 1773, „Die Leiden des jungen Werthers“ 1774.

Man war vom Tische aufgestanden, spazierte im Baumgang und begab sich dann in eine Laube, um den Kaffee einzunehmen. Wilhelm, der immer nur wenig genoß, hatte sich schon wieder an seine Arbeit gemacht, und obgleich das Sägen und Zimmern das Gespräch der Ruhenden zuweilen störte, so wollte der Vater doch diese Unterhaltung seinem unglücklichen Sohne nicht unter-sagen, um diesen nicht aufzubringen, der leicht über dergleichen Verbote in Born geriet.

Der junge Deutsche hatte nichts Besseres und Eiligeres zu thun, als seinen neuen Enthusiasmus zu verkündigen, wozu er täglich jede Gelegenheit benutzte. „Wir und die übrigen Nationen“, sagte er nach einigen vorangegangenen Reden, „haben bis jetzt, mag auch in einem gewissen Sinne manches geleistet sein, nichts beseffen, was sich mit diesem neuesten Aufschwung nur irgend in Vergleichung stellen ließe. Denn die Seele, das Gemüt selbst war bis dahin noch nirgend gezeichnet und in der Tiefe des Schmerzes, der Verzweiflung an sich selbst und allem Leben jener wunderbare Punkt nicht gefunden worden, der vor- und rückwärts alles erklärt und im Tode und der Vernichtung wieder eine Leuchte anzündet, die uns den Glanz eines höhern Daseins entgegenspiegelt.“

„Ich verstehe den jungen Mann nicht“, sagte der Domine; „was derselbe zu verstehn gibt, wenn ich etwas von seinen Worten gesagt habe, möchte etwa nur auf die Offenbarung und Heilige Schrift anzuwenden sein.“

„Ich habe Ihr Lieblingsbuch gelesen“, setzte Elisabeth das Gespräch fort, „und es hat mich tief erschüttert; ich kann es nicht beurteilen, weil der Eindruck eben zu groß und allgewaltig war, denn meine Seele wird noch auf lange darüber zu denken haben, um alle die Massen von Empfindungen zu ordnen, die mich hin und her bestürmten. Das Buch ist ein einziges; aber Sie können doch nicht wünschen und es für möglich halten, daß nun alle poetischen Bücher dieselbe Gestalt erhielten.“

„Doch“, sagte der junge Sommer, „mehr oder weniger. Denn von der Liebe ist wenigstens bis jetzt noch nicht mit Ausdruck und Gefühl geredet worden.“

„Hoho!“ rief jetzt der Seemann, der aufmerksamere wurde und sich seiner Jugend und so mancher Lieder erinnerte, die ihn damals entzückt hatten; „das Lieben sollten wir also von euch Deutschen zuerst lernen?“

„Und Bondel¹!“ sagte der Vater, „und so manche unsrer Autoren! — Ei, mein junger Herr, ich mag jetzt nicht alle die Namen aufführen, die auch in unsrer Litteratur herrlich klingen.“

„Spreu! Stroh! gefühllose Zeilen!“ rief Sommer mit Hohn und Anmaßung aus, worüber der Domine so böse wurde, daß er seinen großen dreieckigen Hut auf seiner Perücke rund herum drehte und nachher schief sitzen ließ. „Ich bin kein Dichter“, rief er mit Heftigkeit, „und mag keiner sein und will keinen Verliebten vorstellen und keinen heidnischen, wilden, unregelmäßigen Enthusiasten, am wenigsten aber mich zu einem gottlosen Selbstmörder befehlen lassen, vollends von einem jungen, reisenden Handlungsdiener mit rund geschnittenen Haaren; aber so alt und hölzern ich da auch sitze, so nehme ich es doch mit einem hochfahrenden Nebukadnezar in allen Verhältnissen auf, der solche unnütze Worte spricht. Feder, Tinte her und Papier!“

Alle lachten laut über den polternden Geistlichen, aber der Fremde fühlte sich beleidigt und fuhr mit empfindlichem Ton fort: „Wie kann denn ein Volk eine Litteratur besitzen, das, genau genommen, nur eine Provinz von Deutschland sein müßte, wenn es nach dem Rechten ginge? Die Sprache ein verdorbener deutscher Dialekt, ihr Streben Geld und Handel, ihre Sitten altfränkische und veraltete: während das große Deutschland ausgebildet und sich bildend, mannigfaltig in der Geschichte, Wissenschaft und Kunst, in reicher Litteratur, in unendlichen Strebungen sich in Kraft und Herrlichkeit entwickelt, indes hier die Geschichte, die freilich niemals groß und eigentümlich war, völlig abstirbt und bald alles hier, was sich ehemals noch von Geist melden mochte, in steifen Formen, in vertrockneten Fragen nur als seltsame Mumien umherstehn wird.“

¹ Jost van den Bondel (1587—1679), der bekannte niederländische Dichter.

Der junge Wilhelm war, von dem Gelächter und Streit gelockt, ebenfalls herbeigekommen, und der Domine, der jetzt alle Fassung verloren hatte, erhob sich im erhabnen Zorn und rief aus: „Himmel und Erde! Auf holländischem Boden Holland so von einem Fremden gelästert! O ihr Deutschen, ihr Schwachen, ihr Armen! Als ihr im Schlaf lagt, in saumseliger Erstorbenheit, aus welcher euch späterhin nicht einmal ein dreißigjähriger Bürgerkrieg erwecken konnte, als England noch vor einer wilden Königin¹ zitterte, in Frankreich Greuel auf Greuel² sich wälzten und Armutseligkeit das Erbärmliche und Glende ablöste, da standen wir kleiner Haufe, ein offnes, ebnes Land, mit schwachen Kräften, nur vom Glauben gestützt, gegen die allmächtige Tyrannei offenbar und trotzend auf, vor der sich Europa in Ehrfurcht neigte; und dieses kleine Ländchen, diese armen, untwissenden Bürgerseute waren es, an welchen die Kraft des Tyrannen³ sich erschöpfte und seine Weltherrschaft endlich verschmachtete! Und was habt ihr Deutschen denn in jenen, für uns so denkwürdigen Lustren gethan, als unser großer Wilhelm von Oranien und seine edlen Landsleute die Kette zerschlugen, die für die Ewigkeit geschmiedet schien? Und wo ist noch das Buch in Deutschland, das sich mit unserm großen Hoof⁴ messen dürfte, der diese glorreiche Zeit als Mann beschrieben hat?“

„Hoof!“ seufzte Wilhelm und senkte das Haupt, als wenn er nach einem Gedanken suchte; „Tacitus!“ — Der Vater wurde aufmerksam, und die Mutter erschrak beinah', denn dergleichen Namen hatte ihr Sohn schon seit Jahren nicht mehr ausgesprochen.

„Und unsre Seehelden!“ rief der Kapitän, „und Afrika, Ostindien, Amerika! Wo kennt man denn auf Erden unsern Namen nicht? Geht mal bei Gelegenheit hinaus, junger Mensch, und seht

¹ Maria die Blutige, 1553—58 Königin von England, verfolgte die Protestanten auf das grausamste.

² Gemeint sind die Hugenottenkriege 1562—98 (die Bartholomäus-Nacht 1572).

³ Philipp II. von Spanien (1555—98), unter dessen Regierung bekanntlich die Niederlande von Spanien abfielen.

⁴ Pieter Cornelisz, zoon van Hoof (1581—1647), niederländischer Dichter und Geschichtschreiber; Verfasser der berühmten, in Taciteischem Stil geschriebenen „Niederländische Historien“, Amsterdam 1642.

Euch ein bißchen das unermessliche Weltmeer an, das uns ein Jahrhundert gedient hat, bis die Engländer, mit uns wetteifernd und von uns lernend, uns den Rang abgelaufen haben. Und wie wir Handel und Reichthum schufen und lenkten, so hat der freie Gedanke, die ungeschürzte und ungeschaltete Wissenschaft auch bei uns Zuflucht und Herberge gefunden, und was wir Gutes vom übrigen Europa empfangen, haben wir ihnen längst mit wuchernden Zinsen zurückgezahlt. Möchte das verlorne Italien, das menschenleere Spanien, ja selbst das träge Deutschland nur die Gaben des Geistes und der Freiheit haben benutzen können und wollen, die von uns ausgegangen sind.“

„Hat die Kunst nicht auch“, fing der Vater wieder an, „bei uns geblüht, als sie im übrigen Europa schon untergegangen war? Unser großer Rubens mußte Spanien verherrlichen¹ und die Italiener in Erstaunen setzen, van Dyck und diese Schule, dann Rembrandt, ebenso unsre Landschaftmaler, wer kennt, wer bewundert sie nicht? Hier bei uns war die Freiheit erwacht und mit ihr das Genie und die schaffende Kraft. Ihnen, junger Mann, als einem Schulgelehrten, darf ich nicht einmal in Erinnerung bringen, was unsre berühmten Männer für die Philologie und die Kenntniss der Alten² gethan haben. Sind wir jetzt nicht mehr ganz das, was wir waren, so erfahren wir nur den Umschwung, der alles Menschliche ergreift. Seit dem preußischen Friedrich sind die Deutschen erst gewissermaßen wieder lebendig geworden, und es kann sein, daß auch in ihrer Litteratur ein neues Licht aufgeht, was ich nicht beurteilen kann, weil ich es nicht verstehe.“

„Rubens!“ sagte der Kapitän, „ja, das ist ein Gewaltmensch, und wenn man unser Elsbethchen anschaut, so merkt man wohl, wo er hin gewollt hat; aber entweder hat es ihm doch an Auge gefehlt, oder die Natur hat damals noch eine solche schmutze Nacht nicht vom Stapel laufen lassen; denn alles, was ich von dem

¹ Als Hofmaler des niederländischen Generalgouverneurs Albert und der Nachfolgerin desselben, der Infantin Isabella.

² Berühmte holländische Philologen sind unter andern Hemsterhusius, Ruhnken, Vossius, Douja, Meursius, Hugo Grotius &c.

großen Färbemeister gesehn habe, reicht diesem Brunnstück, unserm Gläsen, noch das Wasser nicht. Gewiß, auch in seinen schönsten Sachen schwimmt immer noch, vorzüglich bei seinen Weibern, so etwas Geringes obenauf, daß man zu den großen, vollen Massen keine Andacht fassen kann. Aber hier unser Gotteskindchen ist so strahlend und weise wie ein hoher Engel, und dabei so fromm und sanft wie ein Lämmchen, und vornehm und groß wie Maria Theresia in ihrer Jugend, und so zauberreich zugleich und anlockend, wie die Heiden von ihrer Venus und den Sirenen fabeln. Von der Sirene an meinem Schiff will ich nichts sagen, so sehr ich sie in Ehren halte.“

„Und Ihr seid ein alter, versalzener Seenarr!“ fuhr der Domine heraus; „müßt Ihr das aufgeblasene Kind noch eitler und weltlicher machen, die schon meine Kirche mit den übrigen verehrten Eltern selten genug besucht? Ohne Demut keine Schönheit, ohne Glauben und Wandel kein Strahlen; und Reiz! dummes Wort! Reiz soll es gar nicht geben und ist heidnisches, weltliches, unerlaubtes Gefühl!“

„Und lobtet selbst vorher“, schrie Thomas, „Eure Dichter, alter Seelenverfolger statt Seelenversorger! Ihr seid ja schlimmer wie die englischen Methodisten, Quäker, deutsche Herrnhuter oder unsre Wiedertäufer¹. Da kämen wir ja auf etliche verrückte Lehren des Talmud hinaus, wenn der Reiz des Leibes und der Sinne durchaus etwas Verwerfliches wäre. Ihr habt überhaupt, Domine, nehmt's nicht übel, was von einem alten Juden. Nur ein verstockter Jude könnte das schöne Kind so lästern.“

„Und Ihr seid ein alter verliebter Geck!“ rief der wilde Domine.

„Verliebt?“ rief Wilhelm und sah den Kapitän und den Domine abwechselnd mit großen Augen an. „Verliebt?“ rief der junge Sommer; „was muß ich da hören? Ist das wahr, meine teure, verehrte, angebetete Freundin? Soll der alte braune See-

¹ Das Unwesen der bekannten Wiedertäufer in Münster wurde von Angehörigen dieser Sette, die 1533 aus den Niederlanden vertrieben worden waren, angestiftet.

drache meinen Albert¹ vorstellen? O weh! warum bin ich, Unseliger, hieher gekommen?"

„Was?“ schrie Thomas noch eifriger; „das fremde Kerlchen spricht hier solchen Unstinn, und zu meinem Kinde, als wenn er ein Recht auf sie hätte? Seedrache, Ihr Wurm, nennt Ihr mich? O Ihr aufgelämmerte² Gänseblume! Wie könnt Ihr einem Manne, der mehr Länder und Meere gesehn hat, als Ihr Fibelbüchelchen und Gedichtkrizeleien durchschnüffelt habt, nur ins Angesicht schauen?“

„Meine Herren“, sagte Elisabeth freundlich lachend, indem sie aufstand, „als Sie alle zuletzt noch von dem edlen Kapwein so fleißig tranken, habe ich es fast vermutet, was vorgehen würde. Ich bin auf keinen Fall so wichtig, daß man meinethalb so in Eifer geraten dürfte. Mein guter Vater hat so viel Ruhe und Fassung, daß er alles, was hier doch nur im Scherz gesprochen ist, auch wird zum Scherz zu wenden wissen, und sowie Sie alle stiller geworden sind, werde ich wieder zu Ihnen kommen.“ Mit diesen Worten verließ sie die Gesellschaft. Wilhelm ging ihr nach und, nachdem sie ins Haus getreten war, wieder an seine Arbeit.

„Sie hat recht“, sagte der Kapitän, der ihr lange nachgesehn hatte, „wir müssen uns alle schämen. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich in sie verliebt bin, wenn das Gefühl denn doch einmal einen Namen haben soll. Ich kannte mal einen Mann, der hieß Kunz-Peter, so hatte ihn ein einfältiger Domine getauft, ein Mann, der nach seinem Wesen hätte Emanuel heißen sollen, oder Abraham, Isaak und Jakob zusammen, mit dem lieben Joseph obendrein, so tugendhaft war der liebe Mensch. Und so kann das Kind auch vielleicht bei mir unrecht getauft sein. Was weiß ich: heiße es Verliebt!“

„Wir wollen uns nicht wieder ereifern“, sagte Sommer mit zärtlicher Stimme, „aber, wie gesagt, Sie, teurer Mann, wären für das edle, hochgestimmte Wesen ja noch viel schlimmer als Albert.“

¹ Da sich Sommer gern als Werther aufspielen möchte, sieht er in Elisabeth seine unglücklich geliebte Lotte, in Thomas deren Bräutigam Albert.

² Aufgeläppert, kümmerlich großgezogen.

„Ich mag von dem Albertus nichts mehr wissen“, rief der Seemann, „was geht mich der Mensch mit seinen Pfaffen und Kniffen an¹, wenn er ein Hasenfuß und Windbeutel war.“

„Albert ein Hasenfuß!“ unterbrach Sommer laut lachend, „im Gegentheil, er war zu gefeßt und vernünftig, zu solide als Geschäftsmann, um lieben zu können, oder seine Lotte und gar den schwärmenden Werther zu verstehn.“

„Nun“, erwiderte Thomas, „so mögen Sie mich denn allenfalls mit dem soliden Manue vergleichen. Sie wollen vielleicht den Herrn Werther vorstellen?“

„Allerdings“, sagte jener, „und wir jüngern Leute in Deutschland, alle bessern Köpfe und fühlenden Gemüther streben dahin, und die übrigen, die das nicht können oder wollen, sind Philister.“

„Apropos Philister!“ sagte der Domine ganz trocken, „es soll ja in Unteritalien ein Erdbeben gewesen sein.“

Der Deutsche war dieses künstlichen Überganges wegen völlig aus aller Fassung gebracht; der Kapitän ging aber ganz ehrlich in das Gespräch über Erdbeben ein, und nur der Vater lächelte, welcher die Bosheit des Geistlichen wohl verstanden hatte.

„Es ist entsetzlich“, erzählte der Kapitän, „wie es damals in Lisbon ausah, als das schreckliche Erdbeben² es durcheinander gerissen und geworfen hatte. Tempel, Häuser, Gassen zusammengestürzt, Leichname, zerschmetterte, noch lebende Menschen, viele hundert verschüttet, andere von oben aus halben Trümmern nach Rettung jammernd, und keine Hülfe oder nur ungenügende da, die Menschen im Felde umirrend, die in der Stadt zitternd und gewärtig, daß sich der Schrecken erneuerte, manche zwischen Mauern in Folterqualen eingeklemmt, Seufzen, Schreien, Brand, Verzweiflung, Hunger und Erschöpfung, wohin man sieht — O, es war ein Anblick, daß man meinte, die Allmacht selbst reiche nicht aus, um hier unter die Arme zu greifen. Und wenn man nun in dem Jammer selbst nach einem verlorenen Freunde um-

¹ Der Seemann, der den „Werther“ nicht kennt, meint den als Schwarzkünftler verläumdeten Albertus Magnus (Albert Graf von Bollstädt, 1193 — 1280), einen der größten Gelehrten des Mittelalters.

² Das furchtbare Erdbeben von 1755.

lief, wenn man auf Kinder stieß, die die Eltern suchten, wenn die leichenblaffen Mütter durch Qualm und taumelnde Mauern rann-ten, die Kleinen zu finden, wenn keiner sich und sein eignes Haus wiedererkannte, oder den Ort, wo es gestanden; wenn diejenigen, die sich schon gefunden hatten, noch immer nacheinander schrieten oder sich in der Betäubung wieder verloren, so war das alles ein Anblick, daß man dachte, man hätte schon den Jüngsten Tag erlebt.“

„O weh!“ sagte die Mutter; „wie glücklich sind wir, daß wir einem solchen Greuel in unserm Lande nicht ausgesetzt sind.“

„Aber dafür den Überschwemmungen“, rief der Vater, „die sich schon so oft wiederholt haben. Dieses unermessliche Meer, unser Erhalter und liebster Freund, ist zugleich unser gefährlichster Feind. Wir wissen auch nicht, wie er uns noch einmal schaden und verderben kann. Wie viele Leiden haben sich nicht schon durch die gerissenen Dämme über mein armes Vaterland ergossen! Und immerdar stehen wir in Gottes gnädiger Hand, wie gelinde oder strenge er uns züchtigen will.“

„Es gibt keinen andern Trost bei dergleichen Gedanken und Furcht“, sagte der Domine, „als daß wir die Überzeugung recht fest halten, daß alles nur geschieht, was geschehn soll, und schon seit Ewigkeiten so beschlossen ist. Darum sollte eigentlich auch alle große wie kleine Furcht völlig verschwinden, denn ich kann dem Unglück nicht ausweichen, das über mich verhängt ist.“

„Die eigne, selbständige Kraft“, erwiderte der Deutsche, „muß mächtiger sein als alles Schicksal. Am Ende ist doch jede Furcht nur Feigheit, und wenn ich den Tod verachte, was kann mich dann noch beängstigen oder mir drohen?“

„Recht gut gesagt“, sagte der Vater, „aber schwer ausgeübt.“

„Und doch auch gottlos obenein“, bemerkte die Mutter, „denn wenn ich nicht immerdar meine Abhängigkeit von Gott fühle, so ist mir auch nicht wohl. Solche strenge Freiheit kommt uns Menschen wohl auch nicht zu.“

Da das Gespräch wieder ruhig geworden war, so hatte sich Elisabeth auch zur Gesellschaft zurückbegeben, und der franke Jüngling war ihr gefolgt. Dieser setzte sich außerhalb der Laube

unter einen Baum und schien nicht nach den Reden der andern hinzuhören.

„Außerdem aber“, sagte der Domine, „um die Bemerkung der Hausfrau zu ergänzen, „darf man annehmen, daß nach der ewigen Gerechtigkeit und Weisheit sowie nach jenen unabänderlichen Gesetzen auf jedermann so viel Glück wie Unglück, Wohlthat wie Leiden fällt und ihm zugeteilt wird, als er durch seinen Wandel und die Güte seines Herzens verdient oder verschuldet. Ich bin kein ausgezeichnet edler oder tugendhafter Mann, manche sind auch wohl schon frommer gewesen, aber ich bin doch so wenig böse, so rechtlich, so ergeben in den Willen meines Herrn, denn ich wissentlich nie etwas zuleide gethan habe, ein aufmerksamer Wirt, Gatte und Vater, war auch ein ziemlich gehorsamer Sohn in der Jugend, so daß ich mit Recht vertrauen, wenn auch nicht fordern darf, daß es mir immer gut gehe und kein großes Leiden, keine Lebensgefahr, keine Not auf mich einbreche, bis ich zu meinen Vätern versammelt werde.“

„Soll man das nun“, fragte der Seemann, „fromm oder gottlos nennen? Domine, da müßt Ihr Euch ja fast mit dem Schöpfer so stehn, wie der erste Buchhalter mit seinem Kaufherrn.“

„Wenn ich im Wort des Herrn lese“, sagte der Priester, „und es verstehe und glaube, so habe ich daran Genüge, und die übrige Welt mit allen ihren Begebenheiten ist für mich gar nicht mehr da.“

„Soll man Gott nicht allenthalben sehen?“ fragte Thomas wieder.

„Vielleicht“, erwiderte der Domine, „um ihn über dem allzu eifrigen Suchen zu verlieren.“

Indem zogen noch Störche durch den Himmel; das eine Paar ließ sich nieder und kehrte in das alte Nest auf der Scheune wieder gastlich ein. „Domine!“ rief Wilhelm, „sicht — abreisen — wiederkommen — finden — was ist das?“

„Das nennt man Instinkt, mein guter Sohn“, belehrte der Geistliche.

„Das ist Gott!“ rief Wilhelm, und alle sahen ihn verwundert an.

„Ist und bleibt Instinkt!“ rief der Priester.

Wilhelm sagte den Geistlichen am Arm und zeigte auf ein nohes Fenster am Gartenhause. Hier flog zum Nest die alte Schwalbe hin und wieder und brachte den Kleinen Würmchen im Schnabel, lockte, so daß die unmündigen Vögelchen die Köpfe herausstreckten, weit das Maul öffneten, und die Mutter jedem gab, indem alle bei dieser freundlichen Abzug, die Kleinen wie die Großen, ein süßlautendes Geschwäch flüsterten und zwitscherten. „Was ist das?“ fragte Friß-Wilhelm wieder, indem seine Augen glänzten.

„Mein lieber unwissender, aber doch lehrbegieriger Sohn“, sagte der Pfarrer etwas verstimmt, „das ist ja wiederum obbemeldeter Instinkt!“

„Ist Gott!“ rief der Kranke noch heftiger, und da alle um ihn standen, erstaunten und aus Elisabeths Augen, die von wunderbarer Rührung ergriffen war, zwei große Thränen langsam flossen, ging Wilhelm näher, wies auf die überfließenden Augen und sagte ganz leise: „Ist wieder Gott!“ worauf er andächtig die Hände faltete.

„Mittelbar“, sagte der Domine, der etwas verwirrt wurde, „mittelbar vielleicht, wie dann aber alles.“

Friß schüttelte den Kopf. Hierauf nahm er dem Geistlichen den Hut ab, dann die Perücke und klopfte ihm mit seinem Finger leise auf den Kopf, indem er mit Anstrengung sagte: „Da drin du — dann Haar draußen — dann Hut — und wo du? da unterm Knochen? Rede nicht du — Hauch nicht du — Knochen nicht du — und wenn du mir lieb — Perücke du — alter Hut du!“ worauf er ihm beides wieder aufsetzte und stillschweigend zu seinem Boote ging, um weiter zu arbeiten. Der Domine schüttelte bedenklich mit dem Kopf, der Seemann sagte gerührt: „Gebt mir ihn mit, der würde draußen in Indien sein Glück machen; wir alle sind klug, in unsern Gedanken, und was jetzt der Dumme gesagt hat, darüber könnte wenigstens ich lange nachdenken.“

Elisabeth sah den alten gerührten Mann wie dankbar an und gab sich keine Mühe, ihr aufgeregtes Gefühl zu verbergen,

denn sie weinte heftig. Der Vater umarmte sie mit Innigkeit, da sie seinen tiefen Kummer, sein herbes Leid theilte; die Mutter war auch in Thränen, und alle gingen jetzt, da es kühl geworden war, in das Feld spazieren, um sich zu zerstreuen und von andern Gegenständen erheitern zu lassen.

Der Domine war am Abend nach seiner Pfarre zurückgekehrt, aber Sommer wohnte im Hause, und sein Umgang mit dem Kapitän war ziemlich friedlich, wenn auch nicht sonderlich unterhaltend, da der Seemann den jungen Deutschen nicht hochachten wollte, der sich neulich so offen als seinen Nebenbuhler erklärt hatte. Elisabeth, so sehr sie den alten Thomas mit jedem Tage mehr Liebgewinnen mußte, war doch oft von seiner Gegenwart beängstigt, und darum war es ihr lieb, daß den Vater seine Geschäfte auf einige Tage nach der Stadt abriefen, weil dessen beobachtender Blick ihr besonders quälend war und sie seit Jahren wußte, wie sehr er diese Verbindung wünschte und sie eigentlich schon für eine beschlossene angesehen hatte.

Als Elisabeth an einem Morgen in der Laube saß und las, gesellte sich Sommer zu ihr, und sie sah, daß er absichtlich die Rede sogleich auf seine Leidenschaft und Liebe wandte. Das Mädchen behandelte alles als Scherz; um so ernsthafter er beteuerte, um so mehr lachte sie, und als er endlich auf den Knien seine Schwüre wiederholen wollte, sagte sie: „Mein junger Freund, wollen Sie denn durchaus unser Haus und Garten in ein Theater verwandeln, und ich soll und muß als Mitspielerin neben Ihnen figurieren? Sie bedenken aber nicht, daß Sie Ihre Rolle einstudiert haben, und sind unbillig genug, zu verlangen, ich soll Ihnen so aus dem Stegereiß sekundieren. Ich merke ja die Stichwörter nicht, ich bleibe stecken und wiederhole einen und denselben Satz; ich nehme an, Sie üben bei mir, was Sie anderswo darstellen wollen, darum kann ich an Ihre Liebe so wenig glauben, als sie erwidern.“

„Sie bringen mich um!“ rief Sommer; „was liegt mir denn auch an meinem lästigen Leben? Sie wollen das Opfer, und es

wird fallen. O, wenn ich nur meine Pistolen, mein Gewehr hier hätte! Dann sollten Sie sehn! O, wo nehm' ich nur Pistolen her? Ich wollte den küssen, der mir gleich welche brächte. Aber vorher soll der langweilige, unangenehme Seemann meine Rache fühlen. Ich werd' ihn fordern."

Das braune Gesicht des alten Kapitäns sah in diesem Augenblick durch eine Öffnung der Laube auf die Szene hin, und da er nur das letzte Wort gehört hatte, so fragte er ganz unschuldig: „Was wollen Sie fordern?“

„Nichts“, erwiderte Elisabeth lachend, „Herr Sommer meint, er wolle sogleich von unserm Daniel ein Glas Wein fordern, und da ich den Keller Schlüssel verwahre, so hat er sich vorläufig an mich gewendet.“

„Recht so!“ sagte Thomas, „ich trinke mit, denn es ist heut' ein kühles Wetter.“ Elisabeth ging scherzend, um das Verlangte zu besorgen, und die beiden Nebenbuhler unterhielten sich indessen von gleichgültigen Gegenständen. Doch war Sommer so verlegen und so verdrüßlich, daß er sich bald entfernte, um mit einem jungen Menschen spazieren zu gehn, dessen Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte.

„Wie unser Gast so leichtsinnig in seinem Umgange ist“, sagte Elisabeth, als er sich entfernt hatte; „er geht gewiß wieder mit dem jungen Barnabas, dem Sohn von der Gärtnerwitwe drüben, der ihn schon einigemal in das berühmte Spielhaus geführt hat.“

„Die Langeweile“, sagte Thomas, „quält den Menschen zu sichtlich. Warum dergleichen Martyrer nicht lieber in der Stadt bleiben? Das wird ein elender Kaufmann werden. Ist der Barnabas nicht der rotköpfige Bengel, der in der Nachbarschaft schon so viel Unfug angestiftet hat? Der kleine Knirps, dem die Bosheit aus den Augen sieht?“

„Derselbe“, erwiderte Elisabeth; „er ist mir schon deswegen verhaßt, weil er ein schändliches Vergnügen darin findet, unsern Fritz-Wilhelm zu ärgern, so oft er ihn sieht. Der kranke Sohn hat auch solchen Abscheu vor diesem Burschen, daß man in seiner Gegenwart selbst dessen Namen nicht nennen darf.“

Der fremde Deutsche war indessen wirklich mit diesem berücksichtigten Barnabas, einem gemeinen Menschen, über Feld gegangen. Es schien fast, als wenn der zartgestimmte Sommer von Zeit zu Zeit dergleichen Erfrischung nötig habe, um sich von der Anstrengung jener feinen und erhabenen Gespräche zu erholen, die er in der Familie seines Gastfreundes zum besten gab. Sie gingen nach einem benachbarten Wirtshause, wo sich sonst oft lärmende und ziemlich geringe Gesellschaft zusammensand; heut' aber trafen sie nur zwei wohlgekleidete Fremde von feinem Ansehn, so daß Barnabas auch sogleich weiter verlangte, Sommer aber mit den Unbekannten, die gereisete Leute schienen, ein Gespräch anknüpfte, welches ihn so anzog, daß er mit ihnen ging, als sie die Schenke verließen.

Sie richteten ihren Weg zu einem nahen Wäldchen, und der größere von den Fremden ließ es sich sehr angelegen sein, durch Scherz und Heiterkeit den jungen Sommer aufzumuntern, der sich seit lange nicht so heiter gefühlt hatte. Man sprach von den verschiedenen Liebhabereien, und jedermann, bis auf den rot-haarigen Barnabas hinab, rühmte die feinige. Von Weinen, Kupferstichen, Gemälden wurde abwechselnd vieles gerühmt, bis der ansehnliche Fremde endlich gestand, seine ausschließende Freude sei, Medaillen aller Art zu sammeln, die er auch gern für andre Seltenheiten von Zeit zu Zeit eintausche. „Ja“, fuhr er fort, „wo ich dergleichen oder Denkmünzen, seltnes Gepräge, Figuren und Symbole gewahr werde, da erwacht meine Leidenschaft, die zuweilen so stark werden kann, daß ich mir schon selbst Vorwürfe gemacht habe, mich aber immer zu schwach fühle, meine einseitige Liebe für diese Gegenstände zu zügeln oder einzuschränken.“

„Wenn ich eine Sammlung von Seltenheiten anlegte“, antwortete Sommer, „so würde ich vorzüglich schöne und ausländische Waffenstücke, Bogen, Pfeile, merkwürdige Schwerter, fein ausgelegtes Schießgewehr zusammenzubringen suchen, auch Rüstungen, die von merkwürdigen Männern getragen sind. Ich habe immer mit Entzücken die Rüst- und Raritätenkammern, auch die Arsenale in manchen Städten gesehn.“

„Lieben Sie Pistolen auch?“ fragte der Fremde.

„Meine Passion!“ rief Sommer aus, „und mir thut es leid, daß ich die meinigen, die sehr schön sind, zu Hause gelassen habe.“

„Würden Ihnen diese gefallen?“ fuhr jener fort, indem er ein Paar hervorzog.

Sommer nahm sie in die Hand. „Trefflich!“ sagte er. — „Nehmen Sie sich in acht!“ rief der zweite Fremde, „sie sind scharf geladen.“

„Möchten Sie sie verkaufen?“ fragte Sommer, indem er sie hin und wieder wägte; „sie liegen so bequem in der Hand.“

„Ich verkaufe nichts“, antwortete der Fremde, „denn ich bin kein Handelsmann.“ Er nahm die Gewehre dem Deutschen wieder ab und gab das eine Pistol seinem Begleiter aufzuheben. „Sollten Sie aber gar keine Seltenheit bei sich tragen, so daß wir irgend einen Tausch treffen könnten, der uns beiden vorteilhaft wäre?“

„Es thut mir leid“, sagte Sommer, „aber ich habe wirklich nicht das Geringste bei mir, das Ihnen von Nutzen sein dürfte.“

„Sehn Sie“, sagte der Fremde, „wie leicht und sicher sich der Hahn aufspannt“, indem er dem Deutschen näher auf den Leib rückte, „ich gönne Ihnen die Waffe lieber als einem andern: suchen Sie nach, Sie finden gewiß etwas.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort“, rief Sommer etwas verlegen, „ich habe nichts — thun Sie aber das Pistol beiseite, Sie sagen ja selbst, es sei scharf geladen.“

„Ich habe aber gesehn“, erwiderte der Fremde ganz kaltblütig, „daß, als Sie in der Schenke zahlten, Sie aus einem ansehnlich vollen Beutel lange suchten, sollte denn in diesem nicht etwas für mich —“

„Lauter neue, gewöhnliche Münzen!“ rief der Deutsche lachend, „lauter französische Louisdor, die ich zu mir gesteckt habe, weil ich nach Amsterdam gehn und sie dort in holländische Dukaten umsetzen will.“

„Thun Sie das nicht“, rief der Unbekannte sehr lebhaft; „ei, wie glücklich sich das trifft, diese französischen Louisdor fehlen mir noch ganz außerordentlich in meiner Sammlung; zeigen Sie einmal her.“

„Sie wollten aber nicht verkaufen“, sagte der Deutsche etwas furchtsam, „und diese sechzig Stück — —“

„Geben Sie, zögern Sie nicht“, sagte der Fremde, indem das geladne Pistol dem Bitternden auf der Brust ruhte; „je mehr, je besser.“

„Ja, geben Sie nur schnell meinem Freunde“, sagte der zweite Unbekannte, der ebenfalls das Gewehr in dieselbe Richtung legte und ganz nahe trat; „ei, wie glücklich sich das, Herr Bruder, für deine Sammlung trifft, daß sie durch eine so ansehnliche Anzahl Medaillen vermehrt wird.“

Sommer hatte die Börse gezogen und sah ungewiß und ängstlich umher. Der rothhaarige Barnabas machte Miene, davonzulaufen. „Warum“, rief der größere Unbekannte laut und in einem befehlenden Tone, „wollen Sie sich entfernen, geehrter junger Mann? Im Gegenteil, kommen Sie näher und sein Sie ein Zeuge, wie unser Tausch freiwillig und nach unsern beiderseitigen Wünschen zu stande gebracht wird.“ Er hatte den Beutel mit den Goldstücken schon genommen. „Nicht wahr, mein fremder Herr“, fuhr er fort, „Sie tauschen recht gern und nach Ihrem eignen Verlangen diese kleine Medaillensammlung gegen diese beiden schön gearbeiteten Gewehre um?“

Sommer, der sich jetzt die beiden Pistolen so nahe sah, daß sie ihm fast auf die Brust gesetzt waren, und der in der Nähe keinen Menschen entdecken konnte, auch die Feigheit des Barnabas bemerkt hatte, sagte mit geklemmter Stimme: „Ja, ich tausche gegen meine Sammlung der Louisdor von Ihnen diese Pistolen ein.“ — „Sie sind Zeuge, rothhaariger junger Mann“, rief der Fremde; „aber warum sprechen Sie nicht ganz laut und deutlich, da ich ja nur Ihren eignen Wunsch befriedige, indem auch der meinige erfüllt wird?“ — „Ich bin Zeuge“, rief Barnabas; „und ich ebenfalls“, der zweite Fremde, indem der erste den Beutel gelassen einsteckte und dem noch immer verwirrten Sommer die Pistolen mit einer höflichen Verbeugung überreichte.

„Meine Herren“, sagte Sommer, indem sich jene entfernen wollten, „ich kann mein Wort und den Tausch nicht zurücknehmen; wenn ich nun aber nicht mit Feuergewehr umzugehn

wüßte und wohl gar das Unglück hätte, diese beiden scharf geladenen Pistolen auf Sie abzudrücken, sehr gegen meinen Willen?"

„Mit Ihrem Willen“, sagte der Fremde, „würde es auch eine unbegreifliche Unart sein, denn unser Verhältnis müßte wohl ein freundschaftliches vorstellen, da wir beide schätzbare Andenken unsrer Bekanntschaft aufbewahren. Im übrigen, werter Herr, sein Sie ganz ohne Sorge; wie ich vorher den Hahn aufspannte, bemerkte ich meinen Irrtum, denn die Pistolen sind gar nicht geladen.“ Die beiden Unbekannten entfernten sich hierauf, nachdem sie noch einmal durch tiefe Verbeugungen Abschied genommen hatten, und verschwanden im Gebüsch¹.

„Was ist mir denn begegnet?“ rief Sommer aus, als er sich wieder völlig sicher glaubte. — „Ja“, sagte Barnabas, „ich habe mich auch ein bißchen gewundert, daß Sie gleich so willig waren, den Tausch einzugehn, denn die beiden kleinen Pistolen sind unmöglich so viel wert.“

Man hörte einen Wagen schallen. Es war Herr van der Winden, der von Amsterdam zurückkam. Er nahm den bleichen, erschreckten Jüngling in seine Chaise, um ihn nach Hause zu führen, nachdem dieser gerufen hatte und zur Landstraße hingeeilt war. Als sein Wirt den Vorfall vernommen, konnte er, seines Hornes ungeachtet, ein Lächeln nicht unterdrücken, indem er bemerkte: „Sie sind auf eine schändliche Art geplündert worden, aber so, daß sich kaum etwas thun ließe, selbst wenn Sie der Schelme wieder ansichtig werden sollten, da diese den Raub scheinbar in einen Tausch verwandelt haben, welches selbst Ihr Gefährte, der Rottkopf, bezugen würde, der Sie gewiß jenen Gaunern ausgeliefert hat und seinen Teil vom Diebstahl empfängt.“

Sommer war beschämt genug, doch hatte er seine Fassung schon ziemlich wiedergewonnen, bevor sie auf dem Gute angelangt

¹ Das Vorbild zu dieser Spitzbubengeschichte ist die bekannte Erzählung „Böser Markt“ von Johann Peter Hebel, die zuerst in dessen „Kalender des rheinländischen Hausfreundes für 1809“ erschien. Hebels dürftige Quelle (in Behagels Ausgabe, Bd. 2, S. 162 abgedruckt) war das von ihm in der Vorrede zum „Schäpfastlein“ erwähnte „Bademecum“ (Berlin 1764—92). Chamisso's Gedicht „Böser Markt“ (1833) schließt sich viel enger als Liedts obige Darstellung an Hebels Schwant an.

waren. Der Vater konnte sich nicht enthalten, seinen Hausgenossen den lächerlichen Vorfall mitzuteilen, und die Mutter bemerkte, daß die Spitzbuben wohl so sicher geworden und ihr Stückchen so grob und frech ausgeführt hätten, weil der Schelm Barnabas sie schon vorher von der Art und Weise des jungen Deutschen unterrichtet hätte.

Als sich am Abend Sommer und Elisabeth wieder im Garten begegneten und er es nicht unterlassen konnte, wieder von seiner Leidenschaft zu sprechen, sagte sie im frohen Mute: „Sie sind jetzt auf recht wunderbarem Wege zu dem Mordgewehr gekommen.“ — „Spotten Sie nur, Grausame“, rief er in tragischer Verzweiflung, „freilich haben Sie es mir nicht, sondern ganz unbekannte Betrüger gereicht, es wird aber darum seine tötende Wirkung nicht weniger ausrichten können.“

„Aber bevor Sie sterben oder heut' abend noch, wie Sie sich vorgenommen haben, nach der Stadt reisen“, antwortete sie ruhig und schalkhaft, „muß ich mir Ihren Rat ausbitten; sonderbar genug, einen Rat über einen, den ich geben soll.“

„Worin ich Ihnen dienen kann“, sagte Sommer mit schmerzlicher Miene, „soll von meiner Seite gewiß nicht fehlen, so erschrecklich Sie auch mit mir umgehn.“ — „Lesen Sie einmal dieses Billetchen“, sagte Else, indem Sie ihm ein Blatt hinreichte.

Sommer las laut, indem ihm die Stimme mit jeder Zeile mehr versagte: „Rate mir doch, mein Schatz, in meiner sonderbaren Lage. Ein junger Deutscher, welcher reich sein soll, will mich mit aller Gewalt lieben und heiraten oder in Verzweiflung sterben oder sich vielmehr selbst tot machen. Er heißt Sommer und ist, seine Nartheit abgerechnet, ein recht hübsches Bürschchen, nur ist er noch zu wenig flügge und allzu grünlicht in allen seinen Gefinnungen, so daß ich an seine Liebe nicht glaube. Kommißt Du nicht bald zu uns nach Neuhaus, so komme ich zu Dir hinüber. Er will sich in London etablieren. Das wäre mir nun schon recht. Nur mag das freilich sich noch Jahre hinziehen, denn er versteht die Handlung noch nicht, und wer kennt denn auch seine Eltern, ob sie dem Wildfang seinen Willen thun? — Winny.“

„Sie sind da“, sagte Elisabeth, „an ein wildes Kind geraten;

allein, was meinen Sie? Was soll ich antworten? Soll ich ab-raten, weil ich sonst meinen Geliebten verliere? Oder sie zur Gegenliebe aufmuntern und ihr sagen, wie sehr Sie der Liebe bedürfen, da Ihr Herz allenthalben Schiffbruch leidet?"

Diesmal konnte der sonst redselige Sommer nichts antworten, sondern eilte mit dem Gespann des Wirtes noch in der Nacht nach Amsterdam. Der Vater sagte, als er fort war: „Es ist doch merkwürdig, daß ein Mensch den Mut hat, eine so armselige Rolle zu spielen, die ihn unaufhörlich der Beschämung aussetzt.“

„Ei was“, sagte Thomas, „für uns, ja; aber wem es einmal sein Beruf ist, wer es selber erwählt, einen Windbeutel vorzustellen, der ist auf solche Fälle vorbereitet und dagegen abgehärtet. So sind die Deutschen nun einmal.“

Es waren fast zwei Monat verflossen, ohne daß von der Winden und der Kapitän ihrem Zweck näher gekommen wären, denn Elisabeth wußte mit Klugheit auf alle Weise jenen Anträgen und Bestürmungen auszuweichen, ohne doch die beiden Freunde zu erzürnen. Indessen wurde doch endlich eine Verstimmung merklich, die allen, vorzüglich der Mutter, drückend wurde; diese nahm sich daher vor, offen mit allen dreien zu sprechen, damit endlich ein Schluß gefaßt werden könne, um ein frisches Leben zu beginnen.

Der Vater fuhr indeffen noch einigemal nach Amsterdam, der Domine wiederholte seine Besuche, die Familie ging in seine Kirche hinüber und hörte seine Predigten mit oder ohne Erbauung, und Wilhelm war fast ununterbrochen bei seiner Zimmerarbeit, so daß sich das große Schiff seiner Vollendung immer mehr näherte. Er fing jetzt auch an, ein Verdeck oben hinzuzufügen oder eine ziemlich geräumige Kajütte, und der Vater, so sehr er an diese sonderbare und ganz unnütze Arbeit gewöhnt war, stand doch oft, wenn der Sohn sich entfernt hatte, verwundrungsvoll vor diesem seltsamen Bau; in finstern Stunden erwachte sein Unmut und das Gefühl seines traurigen Schicksals mit neuer

Kraft, und er konnte dann wohl seiner übeln Laune nicht so viel gebieten, daß er nicht seinem armen Sohne Bitterkeiten gesagt oder ihn gescholten hätte. Mehr als die Mutter war alsdann die Pflegetochter im Stande, beide zu besänftigen und schlimmerem Streite vorzubeugen; sie trat jedesmal wie ein guter Engel dazwischen und stellte fast immer Friede und selbst Heiterkeit wieder her.

Je länger der Kapitän in der Familie lebte, je mehr nahm seine Zärtlichkeit für das schöne Mädchen zu, und da er sich immer nur in ihren großen, glänzenden Augen spiegelte, so vergaß er auch mit jedem Tage mehr, daß er alt sei und nicht zu den schönen Männern gehöre. Die Einsamkeit hob alles Messen und Vergleichen mit andern Menschen auf, und ohne sich ganz deutlich von seinen Empfindungen Rechenschaft zu geben, gewann er ein gewisses und festes Vertrauen zu sich selbst, das noch mehr dadurch gestärkt wurde, daß Elisabeth ihn ganz wie einen älteren Freund liebevoll und rückhaltlos behandelte.

Die beiden Eltern waren auf einem kurzen Besuch in der Nachbarschaft und der Jüngling eifrig bei seiner Arbeit, als an einem trüben Nachmittage Thomas und Elisabeth allein im Zimmer saßen. „Kindchen“, fing der Seemann an, „es steigt bis zum Wunder, wie sehr du deiner seligen lieben Mutter mit jeder Stunde ähnlicher wirst. Aber sprich heraus, du seiner Schatz, und sei auch ebenso aufrichtig, rein und herzlich wie der herrliche, selige Engel, der keine Winkelzüge kannte, bei dem der klare Ausblick des Auges und sonnenhelle Wahrheit ein und dasselbe war. Ach, mein Herz! das waren traurige Stunden, als ich dazumal deine Mutter, Margarete, aufgeben und verlassen mußte, um — um —“

Der starke Mann konnte vor heftigem Weinen nicht weiter sprechen, auch mochte er nicht, sondern sagte bloß, als ihn Elisabeth tröstend umfaßte: „Nein, ich will deinen Vater nicht schelten, aber er hat nicht gut gegen mich, auch nicht gegen deine Mutter gehandelt. Mag's vorüber sein, und auf ewig, wenn es möglich ist, daß so große, tiefgehende Schmerzen vorüber und dahin sein können: trag' ich sie doch noch immer in meinem barschen Herzen mit mir herum.“

Er setzte sich ganz vertraulich neben die Geliebte und fragte mit kindlichem Ton: „Soll ich dir erzählen? Willst du mich nicht auslachen?“

„Mir sind die Thränen näher“, antwortete Elisabeth.

„Ich glaube dir, Kind“, antwortete der Seemann, „denn du hast ja deine herrliche Mutter kaum gekannt, — ach! und was ist das für ein Verlust für deine ganze Lebenszeit, den dir dort das ewige Glück und ihre Liebe jenseit vielleicht nicht einmal ganz ersetzen kann. — Wenn ich erzählt habe, willst du mir dann auch ganz aufrichtig antworten, damit wir heut' noch zum Schluß kommen?“

„Gewiß“, sagte das Mädchen, „ich will mein ganzes Herz Ihnen darlegen.“

„Und ich dir das meinige!“ rief Thomas. „Sieh, Elschen, es werden jetzt mehr als zwanzig Jahre sein, daß ich deine Mutter kennen lernte. Ich war ein armer Kerl, der gar nichts hatte; ich hatte wohl so studiert, wie es manche thun, aber ich taugte nicht viel, hatte einen schlechten Ruf und wollte Soldat werden und als Offizier nach Ostindien gehn. Menschen, Welt und Gott waren mir alle gleichgültig, mein Zeitvertreib war mir alles. Ich wußte nicht sonderlich, daß es Gefühle gab, und alles, was ich davon in Büchern gelesen hatte, kam mir mehr wie Geschwätz, als Ernst und Wirklichkeit vor. So in der Dummheit war ich schon über dreißig Jahr alt geworden, und das Wesen eines Taugenichts kam mir fast als mein Beruf vor. Da sah ich auf einer Kirmeß deine Mutter tanzen. Sie war die Tochter eines sehr reichen Handelsherrn, und die Eltern, ernste, biedre Leute, waren auch zugegen. Wie ich die Margarete ansichtig wurde, kam es mir mit einem Male vor, als sei ein Stück vom Himmel auf die Erde gefallen. Was die Leute so in Versen hatten singen wollen, war nun körperlich und greiflich vor mir, und besser. Wie manche sagen, Kristall sei versteinertes lautes Wasser, andre noch schöner, der Diamant ein fest eingewohnter Lichtglanz, so war alles, was Sehnsucht, Zartheit, Poesie, Glaube, himmlische Reinheit, Wunder und die zartesten Geisterträume, die süßesten Entzückungen himmlischen Wohlseins meinen und suchen, hier

verkörpert, ja mehr als das, denn es leuchtete lebendig aus den Augen, lächelte vom roten Munde und bligte hinter den Lippen von glänzenden Zähnen, schmiegte sich lieblich im runden Arm und tönte in einer Sprache, als wenn die Engel selbst mit zugehaltenem Munde andächtig herunterlauschen müßten. O ich alter Narr, daß meine ungelente Zunge sagen will, wozu Catull und Tibull¹ zu roh und albern gewesen wären! O Seelenkind, wie fiel es mir da aufs Herz, daß ich ein so gar schlechter Mensch sei; ‚die ist‘, sagte ich zu mir, ‚für alle zu hoch, alle sind ihr zu geringe, und du selbst bist der niedrigste und unwürdigste von allen. Wen dieser Mund in Liebe küßend berührt, der hat den Himmel gekostet.‘ Es ist keinem geschehen, und aller dieser irdische Abglanz ist längst im frühen Grabe verwest.

„Der Bräutigam des schönen Mädchens war auch zugegen. Ein ältlicher, blasser Mann; er mochte in meinem jetzigen Alter sein. Ein Herrscher, der wenige Freunde hatte, aber unermesslich reich war, weshalb auch deine Mutter von aller Welt beneidet wurde. Sieber Himmel! was hat sie davon genossen? Aber so denken und fühlen die Menschen einmal. Daß ich durch diesen einzigen Anblick auf dem Bauernfeste sogleich ein guter Mensch wurde, wenigstens so gut, als ich mich bis jetzt bewährt habe, ist gar kein Verdienst an mir, denn mein ganzes Dasein erschien mir so widerwärtig und als eine so schlechte Frage, daß ich nichts aufzuopfern, nichts zu überwinden hatte, um anders zu werden.

„Welche Pläne, Träume, Hoffnungen nun! Du glaubst nicht, Elschen, was der Mensch immerdar ein Kind ist und bleibt. Ach, wäre keine Hoffnung im Leben, wer könnte sich zufrieden geben? Ich lernte die Margarete kennen, sie schien mich gern zu sehn und selbst zu achten. Durch ihre Eltern wurde ich einem Schiffskapitän empfohlen; ach! ein lieber, guter Mann, der sich meiner väterlich annahm und mir erst den rechten Mut gab, ein guter Mensch zu werden: denn ohne Autorität, und wenn uns nicht respectable Menschen ihr Vertrauen bezeigen, steht es doch um

¹ Valerius Catullus (87—54 v. Chr.), bedeutender römischer Lyriker, durch Innigkeit und Leidenschaft ausgezeichnet. Albius Tibullus (gest. 18 v. Chr.), römischer Elegiker von zarter Empfindung.

den Taugenichts möglich, daß er nicht in sein altes Wesen verfällt. Wer keine Ehre zu verlieren hat, dem muß man eben seines trostlosen Zustandes wegen manches übersehn und vergeben.

„Das war ein entseßlicher Tag, als der Vater Margaretens sich bankrott erklären mußte. Der Bräutigam, den man sonst nicht loben wollte, zeigte sich hierin brav und trat nicht zurück. Er deckte im Gegenteil mit seinem ganzen Vermögen und rettete die Ehre seines wackern Schwiegervaters, den das unverdiente Unglück auf das Krankenlager warf, das sein Todesbett wurde. Alles, was ich gedacht, was Margarete vielleicht im stillen gewünscht hatte, verging wie Seifenblasen.

„Die Hochzeit war angefetzt: ich mußte zur See. Einen Abschied gestattete mir Margarete; sie weinte um mich, sich und die Eltern und erklärte mir, wie sie alles, was sie thue, ihrem verschiedenen Vater schuldig sei. Da ward mir jener erste und letzte Kuß. Nicht der Liebe, wie ich mir gewünscht hatte, aber, wenn auch nicht der heiligen Tugend, doch der Zärtlichkeit. Jenen Himmelskuß hat sie keinem gegeben; die Lippen sind ihr auch bald am gebrochenen Herzen und deiner Geburt verwehrt. Einige Jahre nachher starb der Mann, und du kamst dann in dieses liebe Haus.

„Ich war in See. Mein Kapitän starb in meinen Armen und vermachte mir, da er keine Erben hatte, sein Vermögen. Was ich unternahm, geriet. Ich konnte mich nach wenigen Jahren einen reichen Mann nennen. Als ich zurückkam, lag alles im Grabe und du lächeltest im fremden Hause wie ein Kleinod, das man beim Umziehen vergessen hat. Ach, Elschen, der Mensch kann viel überstehn. Als ich von deiner Mutter Abschied nahm, dachte ich, ich müßte sterben, am liebsten hätte ich mich ins Meer gestürzt. Die Menschen sagen immer: ‚das Herz‘, wenn sie viel ausdrücken wollen. O ja, es leidet auch dabei. Es gibt aber Schmerzen, die wahrlich darauf ausgehn, die Seele selbst auseinander zu reißen. Da schrillt dann eine körperliche Empfindung durch das, was wir geistige Kräfte nennen, so zertrümmernd, daß uns der Schwindel des Wahnsinns Rettung und süßes Labjal dünken möchte. Ein Gefühl taumelt ins andre, ein Gedanke in den andern, ein Ab-

grund stürzt in einen noch tiefern Abgrund, und der Gedanke Gott wird zum Hohngelächter in uns. — Vergib, Herz, daß ich dich mit diesem Überwitz ängstige. Du bist so gut und weich, du verstehst mich vielleicht gar nicht.

„Als ich meinen lieben van der Winden wieder sah, ging mir das Herz von neuem auf. Schon damals kamen wir auf den vielleicht verkehrten Gedanken, daß du mir zu deiner Mutter heranzuwachsen solltest. Nun bist du so geworden, wie sie, nur heiterer, scherzhafter, denn dein Schicksal ist freundlicher, und kein haschender wilder Engelsknabe hat dir, kostbarem Schmetterling, beim Zufahren den Staub von den Flügeln abgewischt. Die Seelen, denen das begegnet, bekommen nie ihre erste Frische wieder. Sieh, nun haben wir alten Narren unsern Traum so fortgesponnen und dich in unserm Netz eingefangen. Aber du, liebste Seele, sollst durch mein Haschen nicht gekränkt werden. Die Märchen brauchen ja nicht in Erfüllung zu gehn und bleiben doch schön. Es ist auch vielleicht ganz der Kindergedanke eines alten Menschen in mir, daß ich mir meinen Jugendtraum so will zum Weihnachtsgeschenk bescheren lassen. Mein Glück wäre ja doch wohl nur Wahnsinn, im Fall du nicht ebenso glücklich sein könntest als ich selbst. Nun aber sprich auch, Elisabethchen, und ganz aus vollem, freien Herzen, so wie ich.“

„Mein lieber“, sagte Elisabeth, „— soll ich Sie Kapitän, Thomas, Herzens- oder väterlicher Freund nennen? — Sie verdienen mein ganzes Vertrauen, meine ganze Liebe ohne Rückhalt. Glauben Sie mir, lieber, herrlicher Mann, es macht mich wahrhaft glücklich, wenn Sie bei uns bleiben, mit uns wohnen, Ihre See-geschäfte aufgeben und ich Sie täglich und stündlich sehn und hören kann; denn wo fände ich ein solches Herz, eine solche Liebe wieder? Und durch die edle Herzensliebe, mit der Sie meiner Mutter zugethan waren, sind Sie mir wie ein zweiter, ein geistiger Vater, vielleicht inniger mit meiner Seele verwandt und verbunden, als jener unglückliche Mann, den ich wenig gekannt habe; denn warum soll der in Liebe aufblühende Geist nicht auch aus der Ferne auf ein Gemüt innigst einwirken können? So weit, Freund, Vater, Teurer, liebe ich Sie. Aber warum soll ich Ihre Gattin

sein? Was zwingt uns zu diesem Verhältnis, das uns beide nicht glücklich machen würde? Muß denn, was die Menschen Liebe nennen, immer diese Gestalt annehmen?"

„Basta!“ rief der Kapitän, „das ist also vorüber und abgemacht, und Dank dir, Herzenskind, daß du mit der Sprache so rein herausgegangen bist. Aber — willst du denn gar nicht heiraten? Oder, sprich ebenso aufrichtig, hat dein Herz schon gewählt? O du Engelsbild, ich müßte mir die Seele ausquälen, wenn du einmal an irgend einen solchen Windhund verloren gingest, wie dieser Sommer ist.“

„Liebsteß Väterchen“, erwiderte das junge Mädchen, ihm vertraulich die braunen Wangen streichelnd, „ich habe keinen, gewiß keinen Liebhaber, und ich heirate entweder gar nicht, oder nur den, zu welchem Sie mir, vielgeliebter Freund, Ihren Segen mit Einstimmung Ihrer ganzen Seele und Vernunft geben können. Aber um mich so recht zu beobachten, müssen Sie bei uns bleiben und die wüste, wilde See endlich ganz fahren lassen.“

„Willst du mich denn auch pflegen?“ fragte der Alte ganz weichherzig; „mit meinen Launen Geduld haben? Mir nach meinem Tode die Augen zudrücken?“

„Und Sie füttern“, sagte Elisabeth, „und erheitern und Ihnen vorsingen, vorspielen und aus Büchern lesen, für Sie kochen, alter, herrlicher Mann, und mir von Ihnen erzählen lassen.“

„Und den Sommer nicht mehr mit Augen ansehen?“ fragte Thomas.

„Nennen Sie den Laffen nicht“, antwortete sie, „können Sie von mir so geringe denken, daß dieser mir nur irgend etwas sein könnte? Da wäre mir so ein alter Held und Ostindiensfahrer doch ein ganz anderer Liebhaber, wenn es denn doch Liebhaber sein müßte.“

„Schalk!“ sagte der Alte, indem er sie umfaßte und einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen drückte; „wir sind also richtig, ich bleibe bei euch, und ihr füttert mich zu Tode. — Ach Gott!“ setzte er hinzu, indem er sich plötzlich mit einem Seufzer besann, „den armen Fritz-Wilhelm haben wir ja darüber ganz vergessen.“

Mädchen, der muß mit in unserm Bunde sein, sonst wird die ganze Punktation¹ umgestoßen.“

„Versteht sich“, erwiderte sie, indem ihr Gesicht ernster wurde; „könnte ich so lieblos sein, nicht an ihn zu denken?“

Sie gingen Arm in Arm nach dem Garten hinunter, und so wie sie Wilhelm kommen sah, ließ er von seiner Arbeit ab und begleitete sie, sein Zimmerbeil in der Hand tragend. Sie spazierten in den Baumgängen hin und her, und der Kapitän war so gesprächig und fröhlich, wie er sich bis jetzt noch niemals gezeigt hatte. Sie verließen den Garten, und als sie im Felde eine Strecke gegangen waren, zeigte sich der rothaarige Barnabas, der ihnen langsam entgegenschnitt. Elisabeth wurde unruhig, und Frik fuhr zusammen, seine Bewegungen waren hastig und krampfhaft. Sowie Barnabas die Gesellschaft bemerkte, ward sein Schritt schneller, und indem er leichtsinnig vorüberhüpfte, nahm er gleichgültig den Hut ab, grüßte ohne Höflichkeit und sagte, als er vorüber war, ziemlich laut: „Da führen sie den Dummen spazieren!“

Raum war dies Wort den Lippen entflohen, als Frik-Wilhelm einen fürchterlichen Schrei ausstieß und mit einem gewaltigen Sprunge sich umwendend dem Barnabas nachrannte. Elisabeth wurde bleich, und Barnabas, der die Wut seines Gegners sah, beschwingte seine Schritte. Thomas stand vor Bewunderung still, indessen das halb ohnmächtige Mädchen dem Jünglinge nachzueilen strebte. Die Angst gab dem Barnabas unglaubliche Kräfte, seine Schnelligkeit schien übermenschlich, aber der längere Frik kam ihm schon näher und näher, als der Fliehende plötzlich einen Graben vor sich sahe, der so breit war, daß es unmöglich schien, hinüberzuspringen. Da der Geängstete aber fast schon den heißen Atem seines Feindes in seinem Nacken fühlte, so setzte er, ohne zu denken, wohl ohne Bewußtsein über den breiten Raum und verlor sich unmittelbar im Walde. Wilhelm, nachrennend, starrte zurück, blieb keuchend stehn und schluderte, mit den Zähnen knirschend, sein Weil dem Entflohenen nach, daß es diesem am Haupte dicht vorbei tief in einen Lindenbaum hineinschlug und

¹ Schriftliche, rechtskräftig bindende Urkunde, in der die wichtigsten Punkte eines abzuschließenden Vertrags enthalten sind.

sich krachend bis in das Mark einbohrte. Dann rang er die Hände, seufzte schwer, blickte um nach Elisabeth, und ein Thränenstrom stürzte aus den glühenden Augen.

Als Elisabeth näher kam, erkannte sie ihren unglücklichen Jugendfreund kaum wieder. „Komm zu dir, lieber Frik!“ rief sie keuchend und außer Atem. Er warf den Kopf auf ihre Hände und schluchzte: „Du mich nicht leiden — hassen — ich verachtet — und so arm.“

„Nein, mein Liebster“, sagte sie, „aber sammle dich wieder, lerne deine ungeheure Festigkeit mäßigen, du hättest ja den Glenden ermorden können.“

„Gut, schön, wenn gethan!“ rief Wilhelm mit erneuter Wut, „— soll nicht leben — muß tot gemacht werden!“

„Vergib ihm, Liebster, sei sanft, sei menschlich und verzeih deinem Feinde“, liebte das freundliche Mädchen.

„Allen ja!“ rief Wilhelm mit entsetzlicher Stimme; „dem da nicht, — totmachen ihn ist Verdienst! — herrlich! Ist Bestie!“

„Er tränk dich“, sagte sie, „wo er dich sieht, aber du bist besser — laß ihn.“

„Alles dir, alles Liebe dir —“, stammelte der Unglückliche, „das nicht! Wenn seh'n ihn, kriegen ihn, — totmachen wie Kaue!“

Jetzt kam der schwerfällige Thomas herzu! „Bist rasend, Frik-Wilhelm?“ schrie er ihn mit donnernder Stimme an.

Wilhelm, der so groß vor ihm stand, wurde plötzlich, indem ihn das scharfe Auge des Seemanns zu durchbohren schien, wie klein und ohnmächtig, er stürzte vor dem alten Freunde auf die Knie, nahm dessen beide Hände, küßte sie demütig und badete sie mit seinen Thränen. „Bin Vieh, — bin kein Mensch“, sagte er schluchzend; „vergeben!“

„Ja vergeben!“ rief ihm der Alte, in seinen Ton eingehend, zu; „aber nicht wieder thun! Besser werden!“

„Alles, alles“, sagte Frik, indem er aufstand, „besser werden, — abbitten — aber den totschlagen!“

Auf dem Rückwege sprach er kein Wort wieder.

Der Wagen war angespannt, um den Kapitän in die Stadt zu führen, der dort alle seine Angelegenheiten in Ordnung bringen wollte, um alsdann in Ruhe der Familie seines geliebten Freundes leben zu können. Die beiden Alten standen auf dem glänzenden Vorfaal und hielten sich eng umschlossen, und Thomas sagte: „Siehst du, Jahn, wir weinen nun beide vor Freude wie die dummen Jungen. Nicht wahr, Seelen-Jahn, du bist niemals böse gewesen, wenn ich dich so oder Jude oder dicker Tölpel geheissen habe? Du weißt, ich habe nie die gezierten Redensarten, auch niemals die Weichherzigkeit ausstehn können; wenn ein Mensch so wie gedruckt spricht, so wird mir's ganz übel im Leibe, und da fällt so ein Seekalb, wie ich, leicht ins Grobe und Läppiſche. Das Grobsein liegt mir dann oft wie ein Harnisch um mein närrisches Herz, wenn das läppiſche Wesen gerade in der besten Erhabenheit und Behmut zappelt. Ach! Jahn! Jahn! wir wollen selige Jahre durchleben, wenn du mir nur nicht den Streich spielst und dich nach der Ewigkeit hinüber aus dem Staube machst.“

„Auch du, liebe, treue Seele, mußt ja bei uns bleiben“, antwortete Jahn und gab ihm noch einen herzlichen Kuß; „ich bin in deiner Freundschaft so glücklich, wenn nur der Friß — doch fahre die Sorge hin; es ist nicht zu ändern. Aber, daß du die Heirat nicht mehr wünschest, zu der ich nun seit zwölf Jahren alle meine Gedanken zurechtgelegt und alle meine Wünsche da hineingeflochten habe, — —“

„Daß gut sein“, rief Thomas; „wollen wir nicht dumm sein, wenn das goldene Mädchen so klug ist. Ich liebe sie wie meine Tochter; heiratet sie noch einen braven Jungen, so bekommen ihre Kinder alles, was ich habe — — Ach Gott! ach Gott! wie ist das zum Erbarmen!“

„Was gibt's?“ fragte der Hausherr besorgt.

„Ach“, heulte der Seemann weiter, „daß dein Friß — — daß — ei, was hätte das vergnügte Tage gegeben! Doch Gott muß das auch besser verstehn, als wir naseweisen Laffen, die wir so oft wie Hanswurst in alle Töpfe gucken wollen und darüber am Ende gar in den Wurstkessel fallen, wie ich einmal in Sizilien habe spielen sehn.“

Die Frau und Tochter kamen heraus, beide küßte der Kapitän recht herzlich, und dann fuhr er fort, ohne sich wieder umzusehn, nach Amsterdam.

Als der Vater die breite Treppe hinabgestiegen war, um dem Wagen noch nachzuschauen, kam Fritz ermüdet herauf und begab sich mit den beiden Frauen in das Zimmer, um auszuruhen. „Du wirst immer fleißiger“, sagte Elisabeth freundlich zu ihm. — „Muß wohl“, antwortete er, „kommt immer näher.“ — „Was?“ — „Das, das, — das, was kommt.“

Er ging langsam und auf den Zehen auf Elisabeth zu, indem er ihr starr auf das Gesicht blickte. — „Blut! Blut!“ sagte er stürmisch. — Elisabeth trat vor den Spiegel, wuschte mit einem Tuch die Tropfen ab und entdeckte am Kinn die Rize, worauf sie mit Lachen sagte: „Ja, Freund, als ich vorher durch den Garten kam, lag deine Mus schon wieder auf dem Anstand unter einem Baume, schmal wie eine Schlange und nach den Vögeln oben hinauffschauend; der schwarze Mustapha kam schon um die Ecke und wollte sie packen und zausen, worauf ihn der Vater abgerichtet hat, wenn sie sich im Garten betreffen läßt; da nahm ich Mus schnell auf den Arm, damit ihr nichts geschehen sollte, sie erschrak aber, hielt mich vielleicht für den Mustapha und hat mich ein bißchen mit der Patte und den feinen Nägeln gekrakt.“

Fritz besah die Schramme noch einmal genau, dann schüttelte er sehr bedenklich mit dem Kopfe und sagte langsam: „Mus — Mus? Hab' sie so lieb — und gerade dich! — Nägel beschneiden.“

Er ging fort, und die Mutter und Tochter stellten sich an das Fenster. Unten im Flur auf der Treppe saß die glänzende weiße Kaze; Fritz nahm sie auf, hielt sie dicht ans Gesicht und sagte: „Du auch? kraken? böse sein? und die Else! — Wenn noch Mustapha, — oder Vater“ — Er nahm eine kleine Schere, drückte die eine Pfote der Kaze gelinde, um die Klaue herauszupressen. Die Kaze sträubte sich bescheiden und, als ob sie seine Absicht verstände, maute in einem kläglichen, gedehnten Tone. — „Ja, nun bitten“, sagte Fritz; „— versprechen, besser sein? ja?“ Die Kaze schien zu antworten; er küßte sie auf die Stirn, streichelte sie zärtlich und setzte sie dann langsam und vorsichtig auf

den Boden; sie schmeichelte und drückte sich an seine Beine, indem sie freundlich spann und wedelte. Fritz sah ihr eine Weile zu, dann faltete er wie in Andacht die Hände, sah nach dem Himmel und wieder seufzend auf die Erde, indem er vor sich hinsagte: „Kag' ist Kag', weiß Fell, versteht mich, mir gut; Else nicht mehr: ich auch kraken, mit Beil. Ach Gott! Vater böse, Mutter weinen, Else nicht leiden mich — nur Mus und Gott übrig.“ — Hierauf ging er wieder nach dem Garten, um selbst in der Dämmerung noch zu arbeiten.

Die Mutter hatte den Sohn nicht so genau beobachtet, aber Elisabeth war tief erschüttert. „Wird es dich nie gereuen, mein Kind“, fing Susanne an, „unsern Freund abgewiesen zu haben? Und wenn ich, der Vater und der Kapitän einmal tot sind, was wird alsdann dein Leben sein, wenn du gar nicht heiratest, wie du neulich so bestimmt erklärt hast?“

„Liebste Mutter“, sagte das Mädchen in der höchsten Bewegung, „haben Sie Ihren Sohn, Ihren leiblichen, Ihren einzigen und unglücklichen Sohn vorher gesehen und beobachtet? Ihm ist die Welt ausgestorben, er wird keinen Freund finden, keine Zärtlichkeit, kein Wesen, das ihm seine Zeit und Bestimmung, ach, nicht einmal sein Vergnügen opfert. Sind Sie einmal gestorben, so fielen er in die Hände eigennüchtiger Verwandten, deren Charakter, deren Absichten ich Ihnen nicht zu schildern brauche. Er müßte vielleicht neben andern Unglücklichen in einer öffentlichen Anstalt verschmachten, wo sein Herz wohl ganz verwilderte; und wer bedarf der Liebe, der Fürsorge mehr, als er? Mutter, wenn ich, wie es doch der Lauf der Natur ist, Sie überlebe und lange überlebe, werden Sie es mir nicht, wenn Sie von oben herabschauen können, danken, wenn ich Ihrem Kinde bis in mein hohes Alter hinauf Mutter, Verpflegerin, Versorgerin bin?“

„Kind! Mädchen! o Gott!“ rief die Mutter auf das tiefste erschüttert, „das könntest du? diese hohe Liebe wäre dir in deine menschlichen Gedanken gekommen?“

„Ja, Mutter“, sagte Else, jetzt nicht mehr weinend; „das war mein fester Vorjak, seit ich zur Besinnung gekommen bin, seit ich

denken kann. Und wenn ich heiratete, auch den besten Mann, auch den Thomas, den herzlichsten Freund von Ihnen und unserm Vater, so könnte ich doch nicht mit der Sicherheit versprechen, nur für die Wohlfahrt, für das noch mögliche Glück unsers Fritz einzig zu leben. Sie sehn, wie kein andres Wesen so vielen Einfluß auf seine Laune, auf seine Heiterkeit hat, als ich; Sie kennen aber auch seine Hestigkeit; wenn ich ihn so bewache, ihn so tröste und beruhige, wie ich es mir zur Pflicht festgesetzt habe, so kann ich wohl verhüten, daß der Armste nicht gar ein Mörder wird, ein Glender, den die roh, scheltende Welt dann einen Bösewicht nennen würde."

"Elschen!" sagte die Mutter, „du bist mir immer wie ein künftiger Engel erschienen, und jetzt ist mir, als hätt' ich dich dazu einkleiden sehn. — Aber weißt du auch gewiß, mein süßes Kind, daß du den Armen nicht mit einer wahren Leidenschaft liebst? Und daß du bei dem Jammer dann nicht wirst zu Grunde gehn?"

„Liebste Freundin“, antwortete Elisabeth mit aufgehobenem Blick, „sein Sie ganz ruhig, ich liebe ihn, gewiß, aber ebenso gewiß nicht mit jener Liebe, die die Menschen gewöhnlich meinen, wenn sie das heilige Wort nennen, denn diese Empfindung wäre hier Frevel und Sünde, und mein Herz müßte zerbrechen. Soll es denn nur diese eine Liebe geben? Ist unser menschliches Herz denn wirklich so arm? Ich will auf meinem Wege meine Wallfahrt zu dem heiligen Grabe beginnen, wo doch auch nur Steine für die glaubende Liebe angetroffen werden, und Sie und der Vater, auch unser Freund Thomas werden mich mit der Zeit verstehn; vielleicht unser Fritz tief, tief in seinem Innersten, ohne daß er es selber weiß. ‚Ich liebe dich‘, sagen in unsrer dumpfen Rätselsprache Millionen zu Millionen, und wenn die Blume sich zur Sonne neigt, das Auge des Thieres für die Gabe dankt, Kinder spielen und lachen und der arme Bettler über den unerwarteten Silbergroßen entzückt ist, da sehn sie die Liebe nicht. Ach! der Kranke, der linde gepflegt wird, der Weinende, der milden Trost empfängt, die darbennde Mutter, deren Kinder genährt werden, sie verstehn das Wort Liebe oft, sehr oft meist besser, als

jene mit roten Wangen, die es in der Leidenschaft aussprechen, es vergessen und nachher verspotten.“

So war der Sommer und auch der Herbst in gleichförmiger Beschäftigung vergangen. Thomas war noch in Amsterdam, wo er mit der Kompanie abrechnete, seine Waren verkaufte, über sein Schiff verfügte und für Bootsmann und Matrosen sorgte. Je kürzer die Tage wurden, je fleißiger wurde Wilhelm, so daß er jetzt auch in den Nächten bei Mondschein oder einigen Laternen arbeitete. Sein Schiff schien ganz fertig, indessen fand er noch vielerlei zu beschaffen und war so thätig, bald hier, bald dort, auch im Hause und Garten, daß er kaum die Zeit finden konnte, zu Tisch zu kommen.

Der Tag kam näher, von dem die Mutter wußte, daß der Vater an diesem vorzüglich trübe und verdrüßlich war, nämlich der funfzehnte November, der Geburtstag seines unglücklichen Sohnes. Dieser Tag ward im Hause niemals gefeiert, ja die Mutter erwähnte seiner nie, um die bittere Laune des Vaters nicht noch mehr zu reizen. Sie selbst aber und auch Elisabeth schwiegen gegeneinander, weil sie nicht wußten, auf welche Weise sie die Geburtsstunde des Unglücklichen, so daß es ihm festlich und erfreulich sei, begehren könnten. Der Vater betrachtete aber den Sohn aufmerksamer, als er wohl sonst zu thun pflegte, denn es war auffallend, wie er blasser und viel magerer wurde, auch bekam sein Auge einen andern Ausdruck, so daß man wohl einen Ansat zur Auszehrung befürchten oder vermuten durfte. Die Mutter hatte diese Veränderung auch beobachtet, und sie war selbst ängstlicher darüber als der Vater, doch war es schwer, mit dem Sohne zu sprechen, der gefragt keine oder nur unverständliche Antworten gab. Man beschloß, den Arzt, den Freund des Hauses, zu rufen. War der Sohn ernster und nachdenkender, als er sonst jemals sich zeigte, so war er dafür auch rascher und behender, und seine gewandte Thätigkeit, seine bewegliche Unruhe, sein Hin- und Herlaufen, Tragen, Suchen, vom obersten Boden bis in den Keller

hinab, gab ihm öfters das Ansehn eines Gefunden, insofern der melancholische und stumpfe Ausdruck, der sein schönes Gesicht entstellte, jetzt fast ganz verschwunden schien.

„Morgen!“ seufzte Elisabeth und sah die Mutter bedeutend an; „welcher Tag der Freude müßte dieser uns allen sein, wenn uns der Himmel diesen Segen gegönnt hätte.“

„Ich gestehe dir“, erwiderte die Mutter, „ich bin mehr bekümmert, als ich nur je gewesen bin, denn manchmal ist es, als wenn alle Fugen des Lebens in mir nachlassen wollten. Ich werde meinem Manne vorschlagen, daß wir wieder nach der Stadt ziehn. Das Geräusch der Gasse, der Besuch der Nachbarn, die Kanäle vor uns, die Häuser gegenüber sind doch tröstlicher als diese stille Einsamkeit hier, in der finstern, kalten Novemberluft.“

„Aber sehn Sie“, rief Elisabeth, „die Luft ist auch wirklich heut' von so sonderbarer Beschaffenheit, der Himmel so gefärbt, wie ich kaum noch gesehn habe. Die Wolken treiben schwer und niedrig, und ein bleichgelber Schimmer leuchtet seltsam hernieder. Die Sonne kann nicht durchdringen, und doch ist ein wunderliches Licht auf den Bäumen und dort auf den weit hinabfließenden Kanälen, die man jetzt deutlicher sieht, weil die Bäume ihre Blätter verloren haben.“

„Es pfeift in der Luft“, erwiderte Susanne, „als wenn sich ein Orkan meldete. Mich dünkt sogar, ich hätte einen fernen Donner vernommen.“

„Was sagt ihr zu diesem sonderbaren Wetter?“ sprach der Vater, indem er in den Saal trat. „Ich fürchte, ein Sturm wüthet auf der See, und wir werden nächstens von großem Schaden hören; ein höchst seltsames, ängstliches Licht streift durch den Himmel, und die Luft ist dabei so schwer und liegt so still, daß das Herz erbangt. Man möchte glauben, so müsse es vor einem Erdbeben sein.“

Als sie in den Garten hinabstiegen, begegnete ihnen der Sohn. Er sah auch den Himmel bedenklich an, und der Vater, der ihn sonst nicht leicht anredete, sagte zu ihm: „Ein kurioses, angsthaftes Wetter.“ — „Ja“, erwiderte Fritz ganz freundlich, „da sitzt es, Mus.“ — Er wies auf seine Kaze, die sich still in

einen Winkel zusammengekauert hatte, sich nicht bewegte, die Augen fest zudrückte und nur zuweilen, kaum bemerklich, aus einer ganz schmalen Ritze verdrüßlich hervorblickte. „Da“, sagte Frik, indem er hinwies, „so macht der Himmel heut' auch Gesicht, Mus verständig.“ — „Würdest du uns wohl, liebster Frik“, fragte Elisabeth mit der größten Freundlichkeit, „morgen nach Amsterdam begleiten? Dein Boot ist ja auch fertig.“ — „Fertig!“ rief Frik, indem er freudig aufsprang — „morgen Nacht ich in Stadt — in meinem Bett schlafen — ach! Gottlob!“ Er lachte, drückte dem Mädchen die Hand und lief springend und jauchzend nach seinem Boot.

Um Mittag wurde es so finster, daß man Licht anzünden mußte. Die Familie beschloß, gleich am folgenden Morgen nach der Stadt zu ziehn, da man jetzt auch überzeugt sein durfte, daß der Kranke sich darein finden würde. Die Dienerschaft wurde schon heut' vorausgeschickt. Als es später wurde, schien sich das Wetter wieder etwas aufzuklären, doch glaubte man zuweilen fernen Donner und Windstöße zu hören. In der Nacht wurde es stiller, und alle gingen beruhigt zu Bett, nur Frik blieb, wie er seit kurzem sich angewöhnt hatte, wach und im Freien.

Gegen Morgen wurde der Vater munter und unruhig, denn ihm kam es vor, als triebe sich jemand im Hause und in seinen Zimmern umher; er hörte poltern und Fußtritte, warf hastig den Schlafrock über und eilte hinaus. Zu seinem Erstaunen fand er seinen Sohn, der beim Schein einer Laterne herumframte. „Was gibt's?“ fragte er; der Sohn beugte sich eben nieder, um den schweren eisernen Kasten, in welchem sich wichtige Dokumente und eine große Summe in Gold und Silber befand, aufzuheben. „Bist du ganz rasend?“ rief der Vater, „laß stehn! und welche Anmaßung, den Kasten zu tragen, den zwei Menschen nicht erheben können.“ — „Höchste Zeit!“ rief Wilhelm, hob den Kasten und trug ihn, mit Anstrengung zwar, aber doch leicht aus dem Zimmer. „Anziehn! schnell! auch Mutter und Elisabeth!“ rief der Jüngling in der Thür, und der Vater hörte, wie er in Absätzen und sich Augenblicke verschnaudend, die ungeheure Last die Treppe hinuntertrug. Der Verwunderte ging in das Schlafzimmer zu-

rück, wo er die Mutter schon angekleidet fand. „Weißt du?“ fragte er. — „Was?“ erwiderte sie. — „Der Sohn“, antwortete er, „trägt eben den größten Theil meines Vermögens hinunter in den Garten, wie ich glaube, in sein Schiff; er ist heut' mit seinen Riesenträften wie besessen; was fangen wir an?“ Indem kam Friß schon wieder. „Angekleidet!“ schrie er; „und wo ist die Else?“ Er stürmte wieder hinweg und die Treppe hinauf, doch Else kam ihm schon in vollem Anzuge aus ihrem Zimmer entgegen. „Mantel um!“ rief der eilige Friß, dessen Gesicht noch von der ungeheuern Anstrengung glühte. „Was gibt es?“ fragte das Mädchen. — „Zu Schiffe gehn!“ sprach Friß, indem er wieder forteilte, um Anstalten zu treffen.

„Himmel!“ rief der Hausherr, der ein Fenster geöffnet hatte, „laßt uns eilen, das Wasser tritt in den Garten, ein Damm ist wo gerissen.“ Die drei Menschen, der alte Diener, alles lief durcheinander. „Das Wasser kommt zum Schiff!“ rief Daniel. „Nehmt um Gotteswillen“, rief der Vater, „was ihr braucht, denn wir wissen nicht, was aus der Sache werden kann.“

Man lief schnell durch alle Zimmer, man steckte Papiere ein, man wickelte Sachen in Bündel, Schlüssel wurden abgezogen, und schon hörte man aus der Ferne ein verworrenes Getöse, ein dumpfes Geschrei, Stimmen durcheinander, die immer bestimmter und deutlicher wurden.

Sie standen unten, und schon war das Wasser eingedrungen. Friß sprang ihnen entgegen und nahm Else wie ein leichtes Wickelkindchen auf den Arm, rannte durch den Garten, indem ihm das Wasser schon über die Knöchel ging, und setzte sie in seinem Boote ab. Dann kam er zurück und trug ebenso die Mutter in sein Schiff. Der Vater, als er sich diesem nahte, verweigerte diese Hülfe. Mit Daniel stieg der Alte ein, und Friß schwang sich ihnen behende nach, indem er ein langes, starkes Ruder ergriff. Es währte nicht lange, so hob sich das große Schiff ganz von selbst, Wilhelm lenkte es, und als sie hinschwammen und den Garten verließen, sahn sie das Wasser, weil das Landhaus in einer Niederung lag, schon durch die Thür und die untern Fenster in die Zimmer dringen. Ein lautes Wellen

ertönte, und Mustapha, der vergessen war, schwamm ihnen nach, sprang in das Schiff und stäubte, prustend und umherspringend, das Wasser von sich.

Alle waren noch wie betäubt, nur Fritz war ganz munter und besonnen. „Nicht wahr?“ fragte er lachend; „Schiff hilft gut?“ — „Arme Mus! arme Mus!“ rief Elisabeth plötzlich; „Lieber Fritz, wir haben deine Kage vergessen!“ — „Nichts vergessen“, antwortete Fritz, „da dein Papagei, da drinnen, und hier“ (indem er auf einen Kasten wies) „mein Muschen.“ — Er öffnete, nahm das Tier auf einen Augenblick heraus, das noch immer nicht munter und lebendig war, streichelte es, legte es wieder in die Kissen des Korbes und begab sich dann von neuem an seine Arbeit.

Jetzt geriet man auf das Feld. Keine Landstraße war mehr zu erkennen. Allenthalben die größte Angst, Laufen, Getümmel, einer rannte an den andern; jeder suchte die Höhen zu gewinnen; von den Häusern, die unten lagen, und deren Bewohner sich nicht mehr hatten retten können, saßen die Bewohner oben auf dem Dach oder sahen mit Bekümmerniß und bleichen Angesichtern aus den Bodenfenstern.

Ein Wind erhob sich, kräuselte erst und erregte das Wasser dann heftiger, so daß mit der zunehmenden Strömung, die entgegenrauschte, die Wellen oft über das Boot schlugen. Fritz winkte, daß sich alle unter das Verdeck begeben sollten, und in demselben Augenblick schrie er laut auf, denn in einiger Entfernung watete Barnabas schon bis über die Hüften im Wasser. Fritz steuerte ihm nach, und Elisabeth kam hervor, bat, schlug die Arme um seinen Leib, weil sie von der Wut des Jünglings das Gräßlichste fürchtete, der seinen Todfeind jetzt so nahe vor sich hatte. Fritz wehrte sie gelinde von sich ab und suchte den Glenden, der sich im tiefen Wasser nur langsam entfernen konnte, zu erreichen. Plötzlich wurde es dunkler, und der stürmende Wind setzte um, dem Barnabas wurde sein Hut vom Kopf gerissen und weit hinweg geweht; Elisabeth bat noch immer, aber das Boot schoß, von großer Kraft getrieben, vorwärts, Barnabas war eingeholt, der Jüngling stemmte das gewaltige Ruder, und der Rottkopf war zwischen diesem und einem Weidenbaum, der nur noch mit der

obern Hälfte aus dem Wasser ragte, eingefangen. Fritz beugte sich weit aus dem Rachen, faßte den vor Angst und Frost mit den Zähnen Klappernden oben beim Kragen seines Rocks und schwang ihn sich über das Haupt hinweg, so leicht wie einen Vogel, in das Schiff. Jetzt zitterte Else und war überzeugt, daß etwas Abscheuliches geschehn würde. Aber Fritz lachte ihr freundlich ins Gesicht und warf den Durchnäßten in die Kajüte auf Betten und Polster hin, die er in der Nacht schon vorsorglich dahin geschafft hatte. „Trockne dich!“ rief er. „Anziehen, was da liegt! Auch Wein trinken! Habe alles dahin gelegt.“

Elisabeth sah ihn groß an, Barnabas machte Miene, dankbar niederzuknien, und schnitt ein so erbärmliches Gesicht, daß Fritz-Wilhelm laut auflachen mußte. Er steuerte hierauf nach der nicht fernen Hütte und nahm die heulende Mutter des Rothaarigen mit in sein Schiff.

Jetzt sah man schon andre Boote umherschwanke, Bretter kamen entgegengeschwommen, Hausrat, selbst Pferde und Kühe, die die Anhöhen suchten, schreiend erklimmten oder wieder in die Strudel zurücksanken. Auf Flößen kamen Menschen mit ihren Habseligkeiten, alles winselte, schrie und arbeitete, sich in allen Richtungen bewegend.

Vom nahen Pfarrdorfe her, welches höher lag, war alles unterwegs, um die Höhe zu erreichen und dort Schiffe zu erwarten. Man sah den Domine, den sein großer Knecht aufgehuckt hatte und ihn so forttrug. Als der Domine das Fahrzeug gewahr wurde, grüßte er so ehrerbietig, als er in seiner reitenden Stellung konnte, und bat, aufgenommen zu werden, welches ihm auch sogleich mit Freundlichkeit bewilligt wurde. Er stieg vom Knecht auf das Schiff, und dieser nahm auch seinen Platz darauf. „Eine schwere Heimsuchung“, sagte der Domine, „die ich doch, soviel ich weiß, durch nichts verschuldet habe. Nur gut, daß Frau und Kinder schon seit einigen Tagen in der Stadt sind.“

Sowie man über die Kanäle, Landstraßen und Wege fuhr, die man nirgend mehr erkannte, kamen mehr Fahrzeuge, Fahren mit Menschen und Vieh entgegen. Das Geschrei, das Geheul wurde größer, ganze Herden sollten in kleine Rähne getrieben

werden, doch viele Kälber und Schweine, Kühe und Pferde ertrunken. Jeder Kahn, der vorüberfuhr, mochte er auch noch so angefüllt sein, wurde angerufen, manche wollten in den überladenen mit Gewalt steigen. Man stieß sie schreiend und schimpfend zurück. Ein anderer Kahn wurde so mit Gewalt erobert und schlug mit allen um. Man konnte nicht abwarten, wieviel gerettet, wieviel ertrunken waren, so hatte die Flut jetzt das Boot ergriffen. Sowie die Not und dringende Gefahr die Menschen aller Zeremonien und äußern Sitte entbinden, so erscheinen sie gräßlich, denn die Selbsterhaltung macht sie wilder und roher als das Tier; um so edler aber und übermenschlicher zeigt sich der Helfende dann, und diese Empfindung des Bewunderns schien jetzt der gemeine Barnabas fast zu heftig zu fühlen; denn er weinte und schluchzte an der Brust seiner alten Mutter, deutete stumm mit Verehrung auf seinen Retter, den er vormalig so oft verhöhnt hatte, und gab der Alten tröstend und sie liebkosend von dem starken Wein, den er selbst erst zum Geschenk erhalten hatte.

Noch einige Flehende wurden aufgenommen, so daß das große Boot schon ziemlich angefüllt war. Bald goß der Regen, bald heulte der Sturm, die Strömung rauschte bald mehr, bald weniger, welches ununterbrochene verwirrte Getöse durch Hülfserufen der Menschen, Winseln der Kinder, Brüllen des Viehes und die sonderbaren Töne der schreienden Möwen und anderer Wasservögel noch furchtbarer wurde. Zuweilen machten die schnell fahrenden Wolken die ganze Gegend dunkel, dann riß sich plötzlich wieder der Vorhang auf, und man sah im kalben Licht weit hinab die Unermeßlichkeit des stürmenden Wassers und die Anzahl der Kähne und Schiffe, die schwimmenden Massen und Geräte und das tobende, hochauflutende Meer.

Jetzt gerieten sie in die Brandung, da sie sich dem Meere näherten und die See die heulende, schäumende Flut ihnen rechts und links entgegenjagte. „O meine Amme, meine arme Gertrud!“ rief plötzlich Elisabeth. Sie rang die Hände und wies dann nach einem Hügel, wo neben einer alten steinernen Kirche ein Häuschen von Lehm mit feinem Dach von Stroh schon zusammengesunken war. Gertrud, die Großmutter und Elisabeths Amme, hatte

sich mit der blühenden Tochter Brigitte und zwei kleinen Enteln auf die Trümmer hinaufgerettet, indessen das tödtliche Wasser immer höher stieg und alle binnen kurzem zu verschlingen drohte. Die Großmutter schien sich dem Tode gleichgültig ergeben zu haben, denn ihre Füße waren schon im Wasser, und sie sah nicht mehr um sich, die Mutter saß ein wenig höher und hatte die Händchen ihres jüngsten Kindchens, welches bitterlich weinte, in ihrem Busen verborgen, um sie zu erwärmen; das größere Mädchen, welches sieben Jahr sein mochte, schien die Mutter zu trösten, indem ihr die Thränen über das bleiche Gesichtchen liefen. Ohne daß Elisabeth ein Wort zu sagen brauchte, steuerte Fritz nach dem Plaze hin, wo sich das traurige Schauspiel zeigte, er hatte mit Flut und Brandung zu kämpfen, das Boot wogte hoch und tief, und die Fahrenden glaubten mehr wie einmal umzuschlagen. Jetzt war man nahe genug, da sprang Barnabas mutig heraus, faßte beide Kinder und trug sie durch den hoch sprühenden Schaum, führte dann die Alte herbei, die Mutter folgte, und alle waren gerettet. Als sie sicher im Schiff waren, wiesen die Kinder weinend nach ihren beiden Kühen hin, die ihnen nachbrüllten. „Ich gebe euch andre, Kinder“, sagte van der Winden, „seid ruhig, seid ihr doch geborgen.“ Und schon war Strohdach und Hütte von den Wogen ganz weggespült, und die Kühe schwammen in der Flut, die Hälse emporreckend. „Sie sterben“, sagte das siebenjährige Mädchen. „Gib dich zufrieden, Kind“, sprach van der Winden, „tröstet euch an diesem fürchterlichen Tage, seid ihr doch bei den Eltern.“ Elisabeth war bei allen zuthätig und hülfreich, Wein, Speise, Erquickung, trockne Tücher, alles reichte, gab sie, tröstete, sich selbst vergessend, die vom Meerschaum schon ganz durchnäßt war. — „Die Kühe leben!“ sagte das kleinste Kind. Und wirklich hatten sie gegenüber mühsam eine Anhöhe erklimmt, die spitz und einsam hoch im Felde lag. Indem man dort vorbeifuhr, rief van der Winden einem Manne zu, der sich auch dorthin geflüchtet hatte: „Könnt ihr mir die Tiere nach Amsterdamschaffen, so bezahle ich sie euch doppelt.“ Er nannte Namen und Wohnung.

Begebenheiten, Rettungen, seltsame Anblicke, Bracks, Licht

und Finsterniß, Sturm und Brandung, alles wechselte so schnell, das Boot schoß mit Eil' dahin, immer neuen Gegenständen vorüber, neue Gegenstände ihnen vorbei, so daß die wunderbar Erhaltenen nicht zur Besinnung kommen konnten. Sie wunderten sich kaum, als sie in einer Entfernung einen Wagen tief im Wasser sahn, in welchem sie den Seekapitän erkannten. Er fuhr so nahe wie möglich, Frik steuerte hin, und sie nahmen ihn und den Rutscher ein. Pferde und Wagen wurden gleich darauf von den Wogen und dem Sturme fortgeführt, denn es war keine Möglichkeit, lange das Boot stehend zu erhalten. Thomas sah den emsigen, immer unermüdeten Frik-Wilhelm gar sonderbar an und sagte nur: „Das ist also das Boot? Sollst bedankt sein, wadrer Junge.“

„Neuhaus! Neuhaus!“ rief die Mutter. Sie waren jetzt dem Landhause der Freundin gegenüber. Hier war ein Gedränge von Booten und Rähnen, von allen Häusern ringsumher sah man abfahren, anderstwo anlanden, und, wie es leicht geschieht, da in Neuhaus nur Frauenzimmer wirtschafteten, so nahm sich in der Not keiner der Freundinnen an. Der es hätte thun sollen, der junge Sommer, sprang eben in einen kleinen Kahn, indem er den beiden Schiffern Goldstücke gab, und fuhr schnell hinweg, so daß man ihn im Wogenschaum und Gedränge der Barken bald nicht mehr erkannte. Frik und Elisabeth erschienen den verlassenen Frauen wie rettende Engel. Die Mutter, einige Dienerinnen stiegen mühsam und nicht ohne Gefahr ein, und Winny warf sich der Freundin mit einem dankenden Thränenstrom an den Busen. „O dein Werther!“ sagte Elisabeth. „Laß den Verächtlichen“, erwiderte Winny, „ich hoffe ihn im Leben nicht wiederzusehn.“

Noch mancher Arme, Hülflose wurde gerettet und aufgenommen, soviel das Boot nur fassen mochte. Die sonderbarsten Wiedererkennungen von Leuten, die sich seit dreißig Jahren nicht gesehen hatten, fielen vor, die seltsamsten Bekanntschaften wurden hier oder auf andern Fahrzeugen gemacht, aber je näher man jetzt der Stadt kam, je größer wurde, wegen des Andrangs der Menschen, die Gefahr. Seit Thomas auf dem Schiffe war, half der Kundige redlich arbeiten, und so gelangten sie endlich spät, erst nach Sonnenuntergang, in die Stadt. Es war schwer, als man

den überschwemmten Teil verlassen hatte, sich in die Kanäle hineinzufinden, noch schwerer, die Gracht¹ zu erreichen, wo van der Windens großes Haus lag, und am allerschwierigsten, vor diesem zu landen.

Es war ganz finster geworden, aber der Sturm hatte nachgelassen. Hände, Kleider, Füße küßten die armen Geretteten dem guten Frik, dem alten Kaufmann, der Mutter, Elisabeth und dem Kapitän. Barnabas konnte des Dankes kein Ende finden, und man sah und fühlte, daß es sein Ernst war. Der reiche Kaufmann entließ seine Geretteten nicht, ohne für sie zu sorgen, die Familie von Neuhaus sowie die der Amme blieben gleich bei ihm. Der Domine eilte zu Frau und Kindern.

So setzte man sich, nachdem man den ganzen langen Tag in Angst und Not, Frost, Nässe und Drangsal gefastet hatte, mit veränderten Kleidern fröhlich zu einem schmachtenden Abendessen nieder. Elisabeth setzte die Amme und die Kleinen wie deren Mutter neben sich, um sie recht eigen zu verpflegen, und als man in fröhlichen Gesprächen noch einmal dem rüstigen Frik danken, seinen sonderbaren Einfall, der so wunderbar dem Schicksal in die Hand gearbeitet hatte, wieder loben wollte, vermißte man ihn erst. „So ist der undankbare Mensch“, bemerkte Elisabeth lächelnd, aber doch mit Behmut; „kaum sind wir im Trocknen, so ist auch unser Wohlthäter, dem wir alles zu danken haben, rein vergessen.“ Die Mutter stand auf, um den geliebten Sohn zu rufen, der Vater war sehr gerührt. „Heut' ist sein Geburtstag“, sagte er. Die Mutter kam nach einiger Zeit zurück und sagte, so leise, als wenn der Sohn es hören könne: „Er schläft, in den Kleidern, auf dem Bett in seinem Zimmer.“

„Nun“, sagte der Vater, „der gute Mensch hat die Ruhe wohl verdient, er soll entschuldigt sein; ich glaube, er hat in vollen vierzehn Tagen nicht geschlafen, die fortwährende schwere Arbeit und dann heut' die ungeheure Anstrengung!“

Man stand vom Tisch auf, alle umarmten sich herzlich, und an diesem Abend vergaß keiner sein Nachtgebet.

¹ Niederländisch: Graben, Kanal.

Am folgenden Tage war das Wasser in den Landschaften schon etwas gefallen. Man stellte die Deichbrüche eilig wieder her, und der Schaden und das Unglück waren nicht so groß, als man anfangs gefürchtet hatte. Fritz erschien bei Tische nicht und ebensowenig am Abend, weil er, so oft man nach ihm forschte, immer noch im tiefsten, festesten Schläfe lag. Elisabeth wurde unruhig, doch Thomas und der Vater trösteten; die Mutter gedachte an die früheren Worte des Kapitäns und betete stündlich aus vollem Herzen für den Einzigen, und mehr noch in der stillen Nacht, als er immer noch wie ein Toter unbeweglich dalag, den man für gestorben hätte halten können, wenn die frische Farbe, die wechselnd gehobene Brust und der röchelnde Atem nicht den gesunden Schläfer bezeichnet hätten.

Eben war am folgenden Morgen van der Winden nach seinem Kabinett gegangen, als leichenbleich, mit entstellten Zügen und weit aufgerissenen Augen die Mutter zu ihm ins Zimmer stürzte. „Was ist dir?“ schrie van der Winden entsezt, der sonst nicht leicht die Fassung verlor. „Gott! Gott! du bist allmächtig!“ röchelte Susanne, und Thränen stürzten erleichternd aus ihren Augen. — „Welch Unglück, — der Sohn“, schrie der Vater und rang die Hände. — „Still! still!“ sprach sie, „wir verdienen es nicht. — Ich hörte Geräusch in seiner Stube“, sagte sie dann etwas ruhiger, „ich schlich mich hinüber — — was sah ich? Er lag auf seinen beiden Knien in der Mitte des Zimmers und betete — nein, so etwas habe ich nicht gesehen, nicht für möglich gehalten, — wie er die Hände ineinander wand, daß alle Knochen und Gelenke krachten, die Augen weit aufgerissen, große Schweißtropfen der Angst fielen dick und voll, einer schnell nach dem andern, vor seinen Knien nieder, ebenso viele und große Thränen aus den offenen, ganz unbewegten Augen. Aber die Augen, die Stirn, die Wangen, der ganze Mensch war anders. — Jetzt hatte er geendet, er stand auf, und nun sah er mich erst, ob ich gleich die ganze Zeit nahe vor ihm gestanden hatte. Er fiel mir um den Hals und sagte: ‚Mutter, dankt auch Gott, dem Allmächtigen, denn ich bin ganz gesund! mir ist in meinem Schlaf die Gnade widerfahren.‘“

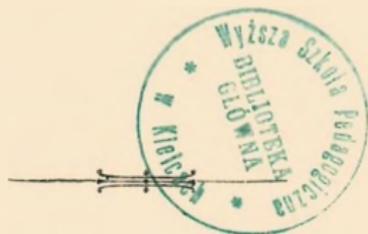
„Es ist wohl nicht möglich!“ rief der Vater und fiel entsetzt in seinen Stuhl zurück. Aber der Sohn kam völlig geheilt, ruhig, besonnen, aber ganz in Liebe aufgelöst. Wer braucht Elisabeths Glück, die Freude des Kapitäns, die Wonne der Eltern zu schildern? Der alte Arzt fand den Fall wunderbar, aber nicht unbegreiflich und machte durch seine Zusicherung, daß die Genesung nicht zu bezweifeln sei, das Glück aller zu einem dauerhaften.

„Immer“, sagte der Kapitän, „wollen die Menschen Gespenster und Geister sehn und würden es für etwas ganz Besondres halten, wenn ihnen so ausdrücklich ein Abgeschiedener oder Überirdischer erschiene, und uns ist es eigentlich doch nun begegnet, aber wir nennen es nicht so.“

„Mehr!“ sagte Elisabeth nachdenklich; „mehr ist uns geschehn! Wie sagte doch der Kranke neulich so schön und tief sinnig bei Gelegenheit der Schwalben? Wieder Gott!“

„Recht hast du, Kind“, sagte Thomas, „leibhaftig ist er unter uns getreten; und wenn er verheißt, daß wir ihn selbst in jedem Darbenden speisen und kleiden, so dürfen wir auch in diesem Wunder seine unmittelbare Gegenwart demütig erkennen.“

Wie selig war der Kapitän, als er nach einem Jahre sich mit einem Kindchen trug, das seine geliebte Elisabeth seinem Fritz geboren hatte; wie vergnügt waren die Eltern und glücklich im Bewußtsein eines Zustandes, den sie seit so vielen Jahren für unmöglich gehalten hatten.



Lesarten.

Die großen Ziffern verweisen auf die Seiten, die kleinen auf die Zeilen des Textes in unsrer Ausgabe.

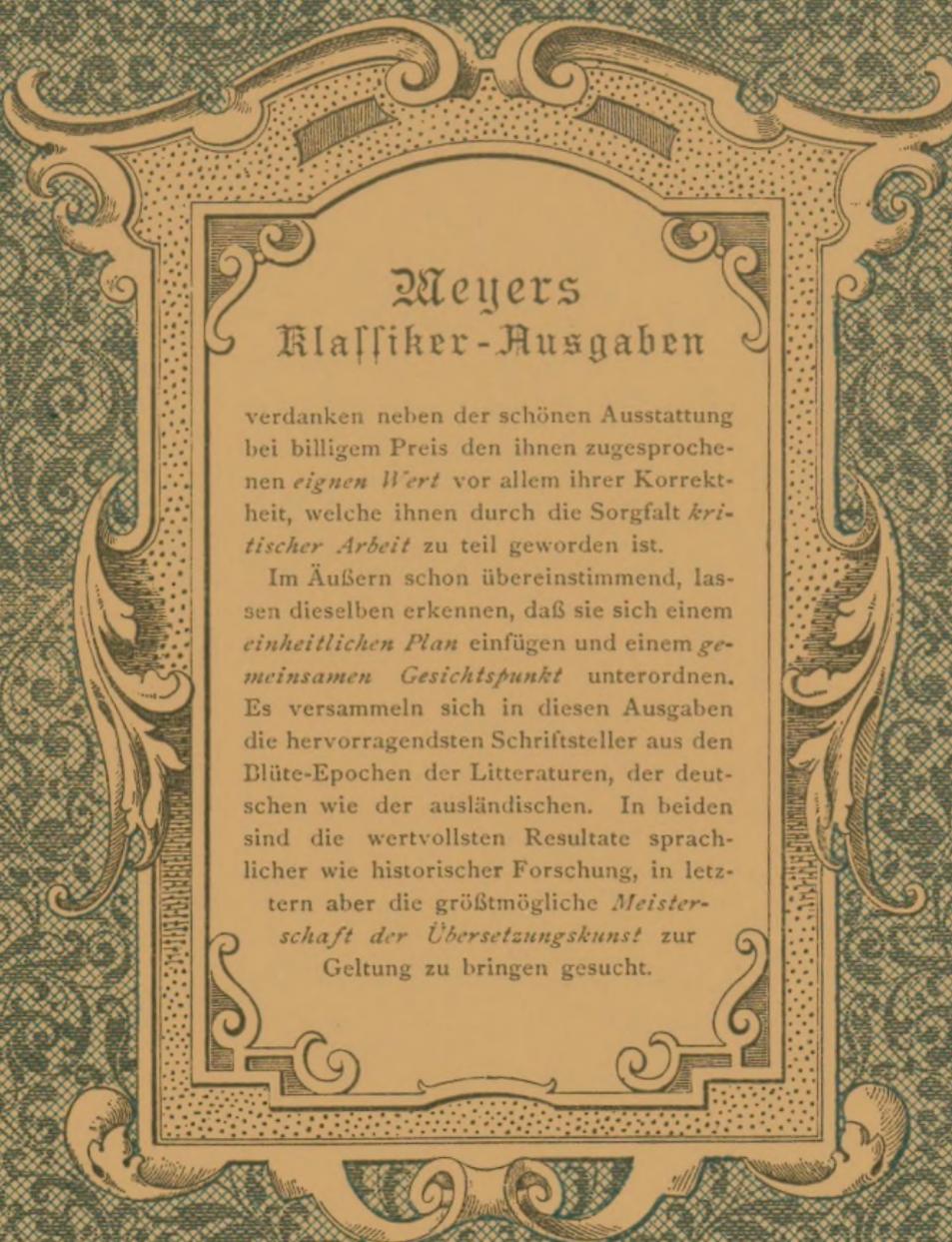
- 84₁₉ an den kleinen Hund vorüber] alle Ausgaben; da Tieck „Die Elfen“ oft vorlas, so hätte er den Fehler bemerken und bei spätern Ausgaben tilgen müssen, wenn ein Druckfehler, nicht ein Sprachfehler vorläge.
- 150₈ sie] sich alle Ausgaben.
- 153_{14 16} gaufelt . . . verflärt] gaufelnd . . . verflären alle Ausgaben.
- 171₆ einer] alle Ausgaben, vielleicht ist seiner zu lesen.
- 180₁₃ vornehmen] „Schriften“, vornehmen „Novellen“ 1852.
- 180₂₃ Ungetreuem] „Schriften“, Ungetreuen „Novellen“ 1852.
- 199₁₈ würde] würden alle Ausgaben.
- 200₂₄ Bourbeaur] alle Ausgaben, nicht Druckfehler, sondern ältere Form.
- 204₃₀ nahe] wahre alle Ausgaben.
- 221₂ um] 1. Ausgabe, und die spätern Ausgaben.
- 228₂₇ Namen] alle Ausgaben, ältere Form.
- 233₇ Ausdruck der größten] größten Ausdruck der alle Ausgaben.
- 241₄ große] alle Ausgaben, älterer Sprachgebrauch.
- 244₁₇ fast schon veralteten] 1. Ausgabe; fast schon fast veralteten die spätern Ausgaben.
- 263₁ sucht] 1. Ausgabe und „Schriften“; suchte „Novellen“ 1852.
- 295₂₁ innersten] 1. Ausgabe und „Schriften“, innigsten „Novellen“ 1852.
- 321₁₉ ihm] alle Ausgaben.
- 355₂₉ großer] großen alle Ausgaben.
- 358₂₉ Sänger] alle Ausgaben, kann auch Druckfehler sein, veranlaßt durch Sängermanier in der nächsten Zeile.
- 403₈ wilben] milben alle Ausgaben.



I n h a l t.

Der blonde Eckbert.		Seite
Einleitung des Herausgebers		3
Der blonde Eckbert		7
Die Freunde.		
Einleitung des Herausgebers		29
Die Freunde		31
Der Runenberg.		
Einleitung des Herausgebers		47
Der Runenberg		51
Die Elfen.		
Einleitung des Herausgebers		77
Die Elfen		81
Der Pöfal.		
Einleitung des Herausgebers		105
Der Pöfal		107
Die Gemälde.		
Einleitung des Herausgebers		127
Die Gemälde		131
Der Geheimnißvolle.		
Einleitung des Herausgebers		213
Der Geheimnißvolle		217
Musikalische Leiden und Freuden.		
Einleitung des Herausgebers		317
Musikalische Leiden und Freuden		321
Der funfzehnte November.		
Einleitung des Herausgebers		385
Der funfzehnte November		387
Lesarten		443





Meyers Klassiker-Ausgaben

verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preis den ihnen zugesprochenen *eigenen Wert* vor allem ihrer Korrektheit, welche ihnen durch die Sorgfalt *kritischer Arbeit* zu teil geworden ist.

Im Äußern schon übereinstimmend, lassen dieselben erkennen, daß sie sich einem *einheitlichen Plan* einfügen und einem *gemeinsamen Gesichtspunkt* unterordnen. Es versammeln sich in diesen Ausgaben die hervorragenden Schriftsteller aus den Blüte-Epochen der Litteraturen, der deutschen wie der ausländischen. In beiden sind die wertvollsten Resultate sprachlicher wie historischer Forschung, in letztern aber die größtmögliche *Meisterschaft der Übersetzungskunst* zur Geltung zu bringen gesucht.



WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH
BIBLIOTEKA

098262

Biblioteka WSP Kielce



0162079

